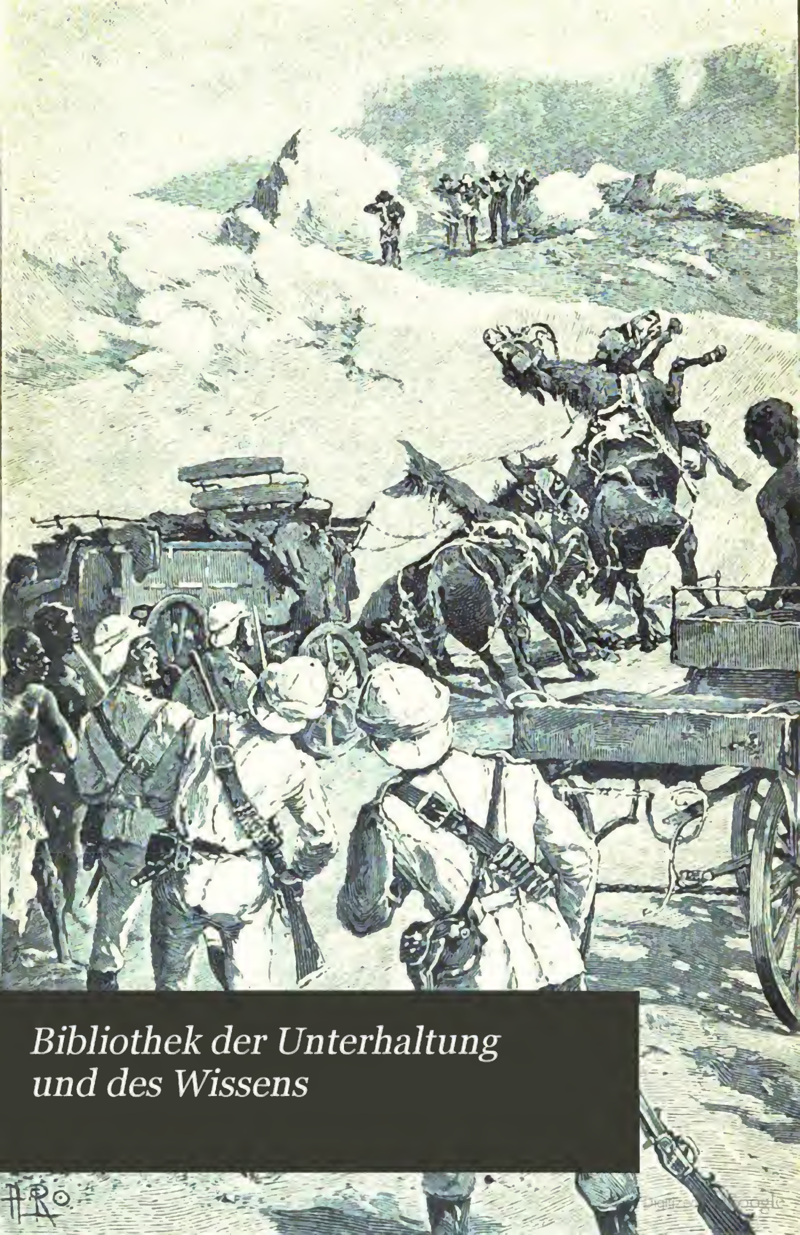
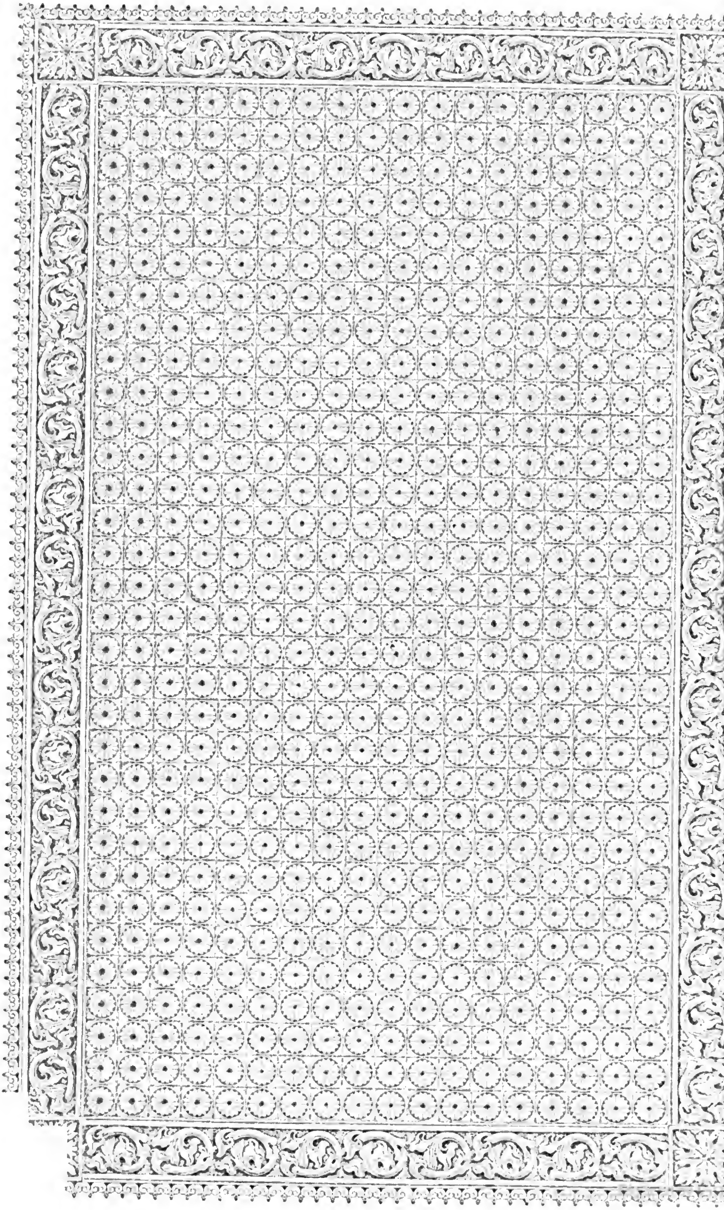


Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens.



Zu der Erzählung „In den Kupferminen von Ookiep“ von Gerhard ten Boer.
Originalzeichnung von Albert Richter. (S. 135)

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens.

Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,
sowie zahlreichen Illustrationen.

Jahrgang 1894.

Siebenter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichniß.

Die Hofdame der Kaiserin.

Roman

von

R. Oskar Klaußmann.

(Fortsetzung u. Schluß.)

12.

Es war am Freitag früh, kurz nach sieben Uhr, als Katharina in der Nähe der Kaserne des Ismailowschen Regiments anlangte. Begleitet von Orlow, Maria Talizin und der Daschkow, betrat sie das Revier der beiden Kompagnien, welche Gregor Orlow ihr bereits hatte Treue schwören lassen. Man hatte den Soldaten Branntwein gegeben, und die Offiziere, die mit im Komplott waren, hatten es verstanden, die Leute aufzuregen und zu begeistern.

Als die Kaiserin vor die Soldaten trat, im Glanze ihrer Schönheit, mit aufgelöstem Haar, bemächtigte sich der Soldaten eine Begeisterung, die an Raserei grenzte. Mit furchtbarem Geschrei stürzten sie auf Katharina zu, warfen sich vor ihr auf die Kniee, und bedeckten den Saum ihres Kleides und ihre Hände mit Küssen.

Die Kaiserin erhob ihre Hände, zum Zeichen, daß sie sprechen wolle. Ihre Stimme zitterte zuerst vor Aufregung, aber das entflammte die Soldaten gerade noch mehr, denn sie glaubten, dieses Zittern entspränge der Angst und Ver-

zweiflung: „Der Zar hat Befehl gegeben, mich und meinen Sohn in dieser Nacht zu ermorden! Nur die Flucht hat mich vor dem Tode gerettet. Zu euch bin ich geflüchtet, ihr seid mein letzter Schutz! Schützet mich, schützet meinen armen Sohn!"

Die Kaiserin streckte flehend ihre gefalteten Hände den Soldaten entgegen, und ein hundertstimmiges Geschrei antwortete ihr: „Wir wollen sterben für unser geliebtes Mütterchen, für unsere Kaiserin! Es lebe die Kaiserin Katharina!"

So tönte es durcheinander. Das Geschrei der Mannschaften der beiden Kompagnien, welches den Anfang der beginnenden Thronrevolution bildete, hätte Todte erwecken müssen. Die ganze Kaserne gerieth in Aufregung und immer mehr Soldaten stürmten herbei und betheiligten sich an dem Hochrufen auf die Kaiserin, ohne zu wissen, um was es sich handelte.

Die kluge Daschkow, noch immer in Männerkleidung, hatte wieder den besten Einfall. Sie hatte einen Popen mit dem Kruzifix holen lassen. Während die Soldaten noch die Kaiserin umjubelten, welche fast betäubt von dem Geschrei dastand, hörte man plötzlich die gellende Stimme der Daschkow, welche rief: „Hinunter in den Kasernenhof, um auf das Kruzifix der Kaiserin den Eid der Treue zu leisten."

Mit Mühe und Noth wurde verhindert, daß die Kaiserin aufgehoben und nach dem Hofe hinabgetragen wurde. Mit ihrem Gefolge begab sich die Kaiserin in den Hof, der in wenigen Augenblicken von den Soldaten des Ismailow'schen Regiments angefüllt war.

Gregor Orlow trat vor und schrie: „Es lebe unsere gute Mutter, die Selbstherrscherin aller Reußen, die Kaiserin Katharina II.!"

Dann hob der Pope das Kruzifix und forderte in be-

geisterter Rede die Mannschaften auf, der regierenden Kaiserin den Eid der Treue zu leisten. Obgleich die meisten der Soldaten, die nicht von den Orlows und Genossen in die Verschwörung eingeweiht waren, gar nicht wußten, um was es sich handelte, leisteten sie dennoch den Treuschwur mit aufgehobenen Händen, während der Pope das Kruzifix emporhielt.

Während noch der Schwur geleistet wurde, erschienen die Offiziere des Regiments, und obwohl nur wenige von ihnen eingeweiht waren, hielten sie es für das Beste, der Kaiserin zu huldigen. Sie knieten vor ihr nieder und leisteten ihr den Treuschwur.

Damit war das ganze Regiment gewonnen. Ein Major, Namens Tschapalow, und ein Lieutenant Puschkin weigerten sich, im Kasernenhofe zu erscheinen, und wurden durch die Orlows sofort verhaftet.

Kaum war der Treuschwur gethan, als die Mannschaften des Ismailow'schen Regiments zu schreien begannen: „Zu den Waffen! Zu den Waffen!" Sie eilten in die Kaserne, um ihre Waffen zu holen. Die Kaiserin stand bleich auf dem Kasernenhofe, umgeben von ihren Getreuen. Ein Gefühl der Schwäche schien sie einen Augenblick anzuwandeln; sie rief Maria Talizin heran und stützte sich einen Moment auf ihre Schultern. Dann zog sie das junge Mädchen an sich und küßte sie lange auf die Lippen.

„Wenn wir sterben," sagte sie, „sterben wir Alle zusammen! Ich werde nie vergessen, was Du um meinetwillen gethan hast, Maria!"

Waffenklirren tönte von der Straße her; man hörte das Geräusch von Pferdehufen. Eine laute Stimme befahl, das Kasernenthor zu öffnen. Ein fürchterlicher Schreck bemächtigte sich aller im Kasernenhofe Eingeschlossenen. Wer stand da draußen: der Freund oder der Feind? War die Verschwörung schon entdeckt? Erst wenige bewaffnete

Mannschaften waren auf dem Hof versammelt. Orlow stürzte in die Kaserne und schrie mit der Stimme eines Berserkers, die Kaiserin sei in Gefahr. Hals über Kopf stürzten die Ismailow'schen Grenadiere bewaffnet in den Hof und begannen sich zu rangiren. Die Offiziere stellten einige Kompagnien schußfertig dem Thore gegenüber auf; dann wurde dasselbe geöffnet.

Eine gewaltige Reiterschaar stand draußen, deren Führer in den Hof hineinjagte.

„Hoch Kaiserin Katharina II.!" schallte es ihm entgegen und „Hoch Kaiserin Katharina II.!" antwortete Rasumowski, der Hetman der Kosaken, der mit 3000 Gardekosaken draußen auf der Straße stand.

In der Nähe der Kaiserin angekommen, sprang er vom Pferd, warf sich ihr zu Füßen und rief: „Dreitausend treue Kosaken wollen für ihre Mutter Katharina sterben!"

Die Kaiserin athmete tief auf. Ein Alp des Schreckens und der Beunruhigung fiel von der Brust der anwesenden Verschworenen. Die Kaiserin eilte bis an das Kasernenthor, um sich den Kosaken zu zeigen, die, ihre Säbel schwingend, in ein infernalisches Geschrei ausbrachen.

Orlow vertheilte unter die Kosaken und die Ismailow'schen Grenadiere Geld. Die Kaiserin beförderte sofort eine Anzahl von Offizieren und Mannschaften; dann zog sie sich auf einen Augenblick zurück. Begleitet von Maria Talizin und der Fürstin Daschkow trat sie in das Zimmer Orlow's, der ihr sagte: „Majestät, ich habe Ihnen einen Rock der Ismailow'schen Grenadiere besorgt, der Ihnen passen wird. Ich habe ihn angeblich für einen Junker bestellt, er ist auf die Figur Eurer Majestät berechnet. Wenn die Soldaten Eure Majestät in diesem Anzuge sehen, wird ihre Begeisterung keine Grenze kennen. Wir müssen nach der Kasan'schen Kathedrale marschiren. Der Bischof von Nowgorod ist dorthin bestellt, um die Weihe Eurer Majestät

zur regierenden Kaiserin vorzunehmen. Es gilt noch das Preobraschenskische und Simonowskische Garderegiment zu gewinnen; ebenso die Artillerie. Die Garnison von Petersburg ist dann in den Händen Eurer Majestät."

Die Kaiserin nickte stumm mit dem Kopfe. Orlow eilte hinaus, und mit Hilfe der Fürstin Daschkow und Maria Talizin's kleidete sich die Kaiserin um und zog den Rock des Ismailow'schen Garderegiments an, der ihr in der That ganz vorzüglich paßte. In diesem Militärrock mit dem aufgelösten Haar, mit dem bleichen, schönen Gesicht, sah die Kaiserin imponirender als je aus.

An der Spitze des Ismailow'schen Regiments und der Kosaken rückte die Kaiserin aus der Kaserne, nachdem sie das Pferd Rasumowski's bestiegen hatte. Während sie nach dem Platz vor der Kathedrale von Kasan ritt, schlossen sich ihr noch die Generäle Wolkonski, Stroganow und Bruce an.

Auf dem Platz vor der Kathedrale der Mutter Gottes von Kasan standen in langen Fronten die beiden Garderegimenter, das Preobraschenskische und das Simonowskische, aufmarschirt. Sämmtliche Offiziere standen an ihren Plätzen; die Soldaten standen mit Gewehr bei Fuß, und kein Zuruf wurde laut.

Katharina setzte ihr Pferd in Galop und sprengte auf die Aufstellung der beiden Garderegimenter zu. Der Anblick der schönen Frau in der sonderbaren Kleidung wirkte begeisternd und berauschend auf die Truppen. Mit jedem Galopsprung des Pferdes vermehrte sich das furchtbare Geschrei der Soldaten, und ohne ein Wort zu sprechen, nur durch ihre wunderbare Erscheinung hatte die Kaiserin binnen wenigen Minuten auch diese beiden Garderegimenter für sich gewonnen. Kommandoworte erschallten, und die Truppen präsentirten zum ersten Mal vor ihrer neuen Kaiserin. Das Ismailow'sche Regiment und die Kosaken

besetzten die beiden anderen Seiten des Platzes. Die Glocken läuteten, und in feierlichem Zuge erschien, aus dem Portal der Kirche heraustretend, der Bischof von Nowgorod an der Spitze der Geistlichkeit.

Mit jugendlicher Leichtigkeit und Anmuth sprang die Kaiserin aus dem Sattel, eilte auf den Bischof von Nowgorod zu und küßte ihm die Hand.

Diese Demonstration, durch welche mit einem Schlag die Kaiserin alle Rechte der Kirche und der Geistlichkeit anerkannte und sich in schroffen Widerspruch zu ihrem Gatten setzte, der den Bischof von Nowgorod angefeindet und eingekerkert hatte, verursachte einen neuen Ausbruch des Beifalls bei Offizieren und Soldaten. Von den Stufen der Kathedrale aus hielt der Bischof von Nowgorod eine Ansprache an die Truppen, während die Kaiserin ihm zur Seite stand.

Plötzlich erschien neben ihr Alexei Orlow, der sich schon seit einer halben Stunde entfernt hatte, und flüsterte der Kaiserin in's Ohr: „Euer Majestät, die Artillerie verweigert es, sich der Bewegung anzuschließen. Der Kommandeur der Artillerie, Villebois, beruft sich auf den Eid, den er dem Zaren Peter geleistet hat. Er hat gedroht, mich zu verhaften, obgleich ich ihm wiederholt den Befehl Eurer Majestät gebracht habe, sich hier einzufinden."

Die Kaiserin wendete sich zu Gregor Orlow, und dieser sagte achselzuckend: „Es wird nichts übrig bleiben, als den Narren gewaltsam zu beseitigen und, wenn es sein muß, die Artillerie sofort anzugreifen, bevor die Mannschaften zur Besinnung gekommen sind. Jede Minute der Verzögerung stellt Alles in Frage. Hier heißt es: Alles wagen oder Alles verlieren."

In diesem Augenblick machte sich eine Bewegung in den Reihen des Ismailow'schen Regimentes bemerkbar; dann öffneten sie sich und ließen den General der Artillerie

Villebois durch, der, gefolgt von seinen Offizieren, auf dem Platze erschien.

Erstaunt und erschreckt blieb der General einen Augenblick stehen. Er sah die Kaiserin, er sah neben ihr den Bischof von Nowgorod und hörte dessen begeisterten Worte, er sah die Regimenter, und im nächsten Augenblick trat ihm Orlow entgegen und erklärte: „General, die Artillerie ist die einzige Truppe, welche zögert, unserer erhabenen Mutter Katharina II. den Eid der Treue zu leisten. Man behauptet, Sie trügen die Schuld an dieser Verzögerung. Sie sehen hier nur Freunde der Kaiserin. Ueberlegen Sie wohl, was Sie thun; ich gebe Ihnen fünf Minuten Bedenkzeit."

Der General Villebois musterte verächtlich den einfachen Lieutenant, der es wagte, ihm hier Befehle zu ertheilen. Aber er schien sich darauf zu besinnen, daß er mit seiner Artillerie in der Minderzahl sei. Er näherte sich Katharina und grüßte sie ehrerbietig.

„Was bringen Sie?" fragte die Kaiserin.

„Majestät," entgegnete Villebois, „ich höre mit Erstaunen von einer Revolution in der Reichshauptstadt. Ist Seine Majestät der Kaiser gestorben, oder was ist geschehen? Ich erfahre, daß Eure Majestät zur regierenden Kaiserin ausgerufen sind. Ich gebe Eurer Majestät zu bedenken, daß wir dem Zaren den Eid der Treue geschworen haben."

Stolz unterbrach die Kaiserin den General: „Ich habe Sie nicht rufen lassen, um Ihre Rathschläge zu hören, sondern um Sie zu fragen, ob Sie mir den Eid der Treue leisten wollen oder nicht?"

Die imposante Haltung der Kaiserin, ihre wunderbare Ruhe, ihr ganzes majestätisches Auftreten brachten dem General die Ueberzeugung bei, daß die Sache der Kaiserin bereits gesiegt habe, und daß es Narrheit sei, sich noch weiter zu widersetzen.

„Ich bin gekommen," sagte er demüthig, „um im Namen der Artillerie und in meinem Namen unserer neuen Kaiserin den Eid der Treue zu leisten."

„Ich danke Ihnen," sagte die Kaiserin; „ich erhebe Sie zum Feldmarschall und verleihe jedem der Offiziere den nächst höheren Rang, als er jetzt besitzt. Führen Sie mir die Artillerie zu!"

— — — — — — — — — — — —

Es war zehn Uhr Vormittags, als die gesammte Garnison von Petersburg der Kaiserin gehuldigt hatte und ein bewaffneter Widerstand innerhalb der Stadt nirgendwo mehr zu befürchten war. Geleitet von den Kommandeuren und den nachdrängenden Soldaten, von denen so viele in die Kathedrale kamen, als überhaupt Platz darin finden konnten, begab sich Katharina an die Stufen des Altars, und hier weihte sie der Bischof von Nowgorod zur Zarin. Er erklärte sie für die Kaiserin von Rußland und ihren Sohn Paul Petrowitsch zum Nachfolger. Die Wölbung der Kathedrale hallte wider von dem Rufe: „Es lebe die Kaiserin Katharina!" Dieser Ruf pflanzte sich auf den Platz vor der Kathedrale weiter fort und drang bis in die Straßen der Stadt bis zur Civilbevölkerung, welche bis jetzt von den ganzen Vorgängen nichts wußte — er verkündete, daß Rußland einen neuen Herrscher habe.

Bestürzt über den Vorgang waren Wolkonski, der unterdeß herbeigeeilte Panin und selbst Rasumowski. In ihrer Absicht hatte es gelegen, Katharina nur zur Regentin an Stelle des unmündigen Thronfolgers auszurufen und eigentlich diesem selbst zu huldigen. Die Ereignisse hatten sich aber mächtiger erwiesen, als die Pläne dieser vornehmen Verschworenen. Die Kaiserin war Selbstherrscherin aller Reußen geworden, uns es gab keine Möglichkeit mehr, sich dieser Thatsache zu widersetzen.

Die Klänge des Tedeums waren in der Kasan'schen

Kathedrale verhallte; die Kaiserin setzte sich an die Spitze der gesammten Garnison und marschirte, von dieser begleitet, nach dem Neuen Palast. Da es wegen der Lage des Palastes nicht möglich war, ihn völlig mit Truppen zu umstellen, verlangten die Soldaten, daß die Kaiserin sich an einen sichereren Ort begebe. Sie leistete dem Wunsche der Mannschaften Folge und ging nach dem alten Winterpalast. Um diesen formirten die Truppen einen doppelten Kreis und mit schußfertiger Waffe waren Infanterie und Artillerie bereit, die selbsternannte neue Kaiserin gegen alle Angriffe zu schützen.

„In Petersburg herrschte bis gegen zehn Uhr Vormittags eine allgemeine Stille, wie sie oft großen Katastrophen voran zu gehen pflegt," schreibt ein Augenzeuge jener Thronrevolution, „dann aber wurde es in der Stadt lebendig, und mit Windeseile verbreitete sich die Nachricht von der Thronbesteigung der Kaiserin Katharina. Die Thore des Winterpalais wurden geöffnet, und das Volk drängte sich mehrere Stunden lang hinzu, um vor der Kaiserin sich zur Erde zu werfen und den Eid der Treue zu leisten. Die Vornehmeren hatten auch nichts Eiligeres zu thun, nachdem sie beim Erwachen von der neuen Wendung der Dinge gehört hatten, als herbeizukommen und Katharina ihre Dienste anzubieten. Peter III. schien bereits vergessen. Absichtlich ausgebreitete Gerüchte ließen ihn auf der Jagd mit dem Pferde gestürzt und verunglückt sein. Als Katharina den auf ihren Befehl zu ihr gebrachten Großfürsten Paul Petrowitsch vom Balkon aus den Soldaten und dem versammelten Volke zeigte, wollte der Jubel kein Ende nehmen. Einen seltsamen Anblick gewährten die langen Prozessionen von Beamten, von Herren und Damen des Hofes, welche in Galakleidern auf Befehl und von selbst sich herbeidrängten, um der ‚neuen Sonne' zu hul-

digen und zu Fuß über den Platz zu kommen suchen mußten, weil der Volksmenge wegen kein Wagen an denselben heranfahren konnte.

Während man bei Hofe mit der Huldigung beschäftigt war, sorgten die Führer der Empörung für militärische Sicherung des Besitzes der Residenz. Es wurden zahlreiche Wachen errichtet, Kanonen auf den Kreuzwegen und öffentlichen Plätzen aufgefahren, obgleich sich kein Widerstand von irgend einer Seite her zeigte. Mehrere für gefährlich betrachtete Personen wurden verhaftet, was für die Soldaten und den Pöbel zugleich das Signal war, deren Wohnungen zu plündern. Das Letztere geschah nach gut russischem Herkommen bei solchen Gelegenheiten auch mit den Bäcker-, Bier- und Branntweinhäusern, aus denen der Pöbel sich Muth holte, auf allen Gassen die Drohung auszustoßen, daß alle Deutschen ermordet werden sollten.

In Petersburg machte eigentlich kein anderer Mensch Miene, sich der Sache Peter's III. anzunehmen, als sein Oheim Prinz Georg Ludwig von Holstein, der Kommandeur des Gardekorps. Dieser war einige Tage vorher mit seiner Familie in die Stadt gekommen, um noch einige Vorbereitungen zu einer Reise nach Deutschland zu treffen. Sobald die Kunde von dem Aufruhr zu ihm drang, war er sogleich zu Pferde gestiegen und hatte sich, nur von seinem Leibhusaren gefolgt, auf den Weg nach den Kasernen begeben. Sehr bald wurde er jedoch von einem Trupp der berittenen Garde angehalten und, da er sich nicht ohne Weiteres ergeben wollte, rücksichtslos vom Pferde gerissen, in den ersten besten Wagen geworfen, der des Weges kam, und so nach dem Winterpalais transportirt. Hier wurde er aber nicht eingelassen, sondern Befehl gegeben, daß man ihn wieder nach Hause bringen und dort bis auf weitere Ordre bewachen sollte. Als er wieder nach Hause kam, war schon ein Haufen Soldaten und Gesindel beim Plün-

dern. Bediente und andere Hausbewohner waren schmählich gemißhandelt und in einen Keller gesperrt, alle Gemächer und Behältnisse erbrochen und ausgeleert worden. Den jungen Prinzen hatte man die Uhren und Geldbeutel aus der Tasche geraubt und die goldenen Schnüre von den Uniformen gerissen. Nur das Schlafzimmer der Prinzessin war durch einen russischen Unteroffizier vor dem Gesindel geschützt worden.

Beim Anblick des Zustandes, in welchem Prinz Georg sein Haus und die Seinigen wiederfand, kannte sein Zorn keine Grenzen. Den Degen hatte man ihm abgenommen, so versetzte er denn dem Ersten, der ihm in den Weg kam, einem Soldaten, der beutebeladen das Haus verlassen wollte, einen derartigen Fußtritt, daß der Plünderer rückwärts zu Boden stürzte und nicht gleich wieder auf die Beine kommen konnte. Seine Kameraden fielen nun aber über den Prinzen her, schlugen unbarmherzig auf ihn los, und der ihn begleitende Offizier mußte den Degen gebrauchen, um ihn derb zerbläut aus den Fäusten der Soldaten zu retten. Er konnte noch von Glück sagen, daß die Soldaten, um bequemer plündern zu können, ihre Waffen abgelegt hatten, sonst wäre er schwerlich mit dem Leben davongekommen.

Als ihn Katharina an einem der nächsten Tage durch einen Offizier über die ihm widerfahrenen Unannehmlichkeiten ihr Bedauern ausdrücken und dabei ihre Wohlgewogenheit versichern ließ, war seine Entrüstung noch immer so groß, daß er diesem Offizier zur Antwort gab: ‚Mein Herr, wer sich unter die wilden Schweine wagt, muß darauf gefaßt sein, daß es ihm ergeht, wie es mir ergangen ist.‘“

— — — — — — — — — — — —

Katharina Iwanowna, die Kammerfrau der Kaiserin, wahrte das Geheimniß der Flucht ihrer Herrin bis in die Morgenstunden. Sie sagte den Hofdamen, die zum Dienst

antraten, und der Dienerschaft, die Kaiserin habe eine sehr schlechte Nacht gehabt und würde etwas länger ruhen als gewöhnlich; sie möchten sich still verhalten und warten, bis die Kaiserin Jemand rufe oder klingle. Dann hatte sie den Juwelenkasten der Kaiserin in eine Tasche gepackt und war unbemerkt über eine Hintertreppe nach dem Park hinunter und bis an den Meeresstrand gegangen. Hier lag die Yacht, welche die Kaiserin seit ihrem Aufenthalt in Peterhof bereit hielt, angeblich für Spazierfahrten, in Wirklichkeit, um im äußersten Nothfall auf dem Wasserwege entfliehen zu können.

Die Kammerfrau rief den Führer der Yacht, der mit den Leuten der Bemannung zur Stelle war, an und sagte ihm, er solle sie ein wenig in die See hinaus, auf Petersburg zu fahren; der Morgen sei so schön, sie fühle sich nicht ganz wohl und wolle sich ein wenig durch den Aufenthalt auf dem Wasser erfrischen. Der Führer der Yacht kannte die einflußreiche Kammerfrau und zögerte nicht, ihrem Wunsche zu willfahren. Sie veranlaßte ihn dann unterwegs, den Kurs mehr und mehr nach Osten zu richten, bis sie ihn schließlich aufforderte, sie in Petersburg abzusetzen.

Erst gegen Mittag kam Katharina Iwanowna hier an und hörte, daß die Revolution geglückt sei. Noch bevor die Kaiserin von Petersburg gegen ihren Gatten abmarschirte, empfing sie ihre getreue Kammerfrau und war nicht wenig erfreut, die alte Vertraute nun auch bei sich und in Sicherheit zu wissen. —

In Peterhof wartete die Dienerschaft geduldig auf den Augenblick, bis die Kaiserin Jemand rufen würde; es wurde indeß immer später, ohne daß aus ihrem Zimmer ein Laut gedrungen wäre.

Gegen elf Uhr Vormittags kam ein Bote aus Oranienbaum, welcher meldete, daß der Kaiser Nachmittags zur

Feier des Peter- und Paulsfestes in Peterhof einzutreffen gedenke. Von dieser Absicht des Kaisers mußte die Kaiserin verständigt werden, und eine der Hofdamen übernahm es daher, sie zu wecken. Natürlich hatte ihr Klopfen an der Thür des Schlafzimmers gar keinen Erfolg, so sehr man auch das Klopfen verstärkte.

Endlich öffnete die Hofdame die Thür und fand das Bett der Kaiserin leer.

Eine Viertelstunde später befand sich ganz Peterhof in fieberhafter Aufregung, die Kaiserin war verschwunden. Man entdeckte auch das Fehlen der Katharina Iwanowna, man suchte das ganze Schloß und den Park ab und erfuhr, daß Katharina Iwanowna eine Lustfahrt mit der Segelyacht angetreten hätte, von der Kaiserin aber zeigte sich keine Spur. Es wurde auch der Wachtposten vernommen, und einer derselben theilte mit, Katharina Iwanowna wäre in der Nacht nach Petersburg gefahren. Er war bereit, seine Aussagen zu beschwören, und wußte alle Details der Abfahrt zu Wagen anzugeben. Umgekehrt waren Zeugen vorhanden, welche wußten, daß Katharina Iwanowna mit der Lustyacht davongefahren war.

In Oranienbaum ahnte man von den Vorgängen in Petersburg nichts. Es steht fest, daß an dem verhängnißvollen Morgen des 9. Juli 1762 der Kaiser Peter III. lustiger und fröhlicher war als sonst. In den frühesten Morgenstunden war ein Kurier eingetroffen, welcher eine Depesche brachte, die man indeß in Oranienbaum nicht verstand. Sie theilte mit, daß Passek keine Geständnisse mache, daß man trotzdem Besorgnisse hege, und der Inhalt der zweiten Depesche bezog sich immer wieder auf die erste Depesche, welche durch die Vorsicht Orlow's nicht in die Hände des Kaisers gekommen war. Peter las die Depesche durch und schüttelte den Kopf. Auch Gudowitsch las die Depesche, aber sie war ihm unverständlich; trotzdem

fragte er den Kaiser, ob irgendwelche Nachfrage in Petersburg gehalten werden sollte.

Peter erklärte, es sei nicht nöthig; in bester Laune bestieg er in der zwölften Stunde in Oranienbaum zur Fahrt nach Peterhof einen Wagen, in welchem noch die Gräfin Woronzow, Graf Hordt, Gudowitsch und einige Damen Platz nahmen. Mehrere Wagen mit übermüthig lachenden und scherzenden männlichen und weiblichen Mitgliedern des kaiserlichen Hofes folgten dem ersten Wagen.

Kurz vor zwei Uhr Nachmittags näherte man sich Peterhof. Der kaiserliche Wagen begegnete hier einem Diener zu Pferde, welcher einen Brief an den Adjutanten des Kaisers, an Gudowitsch, hatte. Der erste Kammerherr von Peterhof, der gleichzeitig das Amt eines Schloßhauptmanns führte, machte in dem Briefe dem Adjutanten von dem Verschwinden der Kaiserin Mittheilung und bat ihn, vorsichtig dem Kaiser die Nachricht beizubringen.

Gudowitsch las den Brief und erschrak; er reichte ihn dem Kaiser, der ihn ebenfalls las und erblaßte. Dann stiegen plötzlich Gudowitsch und der Kaiser aus dem Wagen und gingen zu Fuß nach Peterhof, eifrig miteinander sprechend. Die Heiterkeit bei den Insassen der Wagen verschwand, denn man sah den Kaiser und seinen Adjutanten bestürzt und erschreckt. Bald war Peterhof erreicht. Noch immer herrschte hier Verwirrung und Schrecken über das Verschwinden der Kaiserin, und aus Petersburg waren keine Nachrichten eingetroffen. Peter befahl der Hofgesellschaft, auf den Wagen zu bleiben, bis er selbst im Schloß einige Anordnungen getroffen habe. Er erhielt widersprechende Nachrichten; nur soviel stand fest, die Kaiserin war verschwunden. Peter III. ging selbst zu den Wagen hinaus und sagte zu dem Grafen Hordt und der Woronzow: „Habe ich es nicht gesagt? Sie ist zu Allem fähig! Die Kaiserin ist fort, sie ist geflohen!“

Ein furchtbarer Schreck bemächtigte sich der vorhin noch so lustigen Gesellschaft, man ahnte, daß etwas sehr Schlimmes im Gange war. Man sah es auch dem Kaiser an, daß er rathlos war und nicht wußte, was er zu thun hatte.

Gudowitsch rieth, sofort nach Oranienbaum zurückzukehren, Hordt war dafür, in Peterhof zu bleiben, weil man hier näher an Petersburg sei. Graf Hordt kam auch auf den Gedanken, die Schloßtruppen sofort die Straße absperren zu lassen, die von Petersburg über Peterhof nach Oranienbaum führte, und Niemand passiren zu lassen, um sich so in den Besitz von Nachrichten zu setzen.

Diese Maßregel des Grafen Hordt erwies sich als außerordentlich praktisch, schon eine halbe Stunde später wurde ein Wagen angehalten, in dem sich ein französischer Friseur befand, der von Petersburg kam und nach Oranienbaum wollte. Er wurde vor den Kaiser geführt, und dieser fragte ihn, wie es in Petersburg stehe. Der Friseur war schon um zehn Uhr Morgens aus der Stadt gefahren, als man in der Civilbevölkerung noch gar nicht wußte, was eigentlich geschah; treuherzig antwortete er dem Kaiser: „In Petersburg steht es sehr gut. Ihre Majestät die Kaiserin ist da und feiert das Peter- und Paulsfest unter kolossalem Jubel der Soldaten, mit denen sie vor die Kasan'sche Kathedrale gezogen ist."

Der Kaiser antwortete dem nichtsahnenden Friseur mit einem wilden Fluch und befahl, ihn hinauszuwerfen.

Nun war das Geheimniß gelöst, der Kaiser sowohl wie sein näheres Gefolge wußte jetzt, daß die Würfel gefallen waren. Die Kaiserin inmitten der Truppen, umjubelt von diesen, das war die Revolution!

Es dauerte zwei Stunden, bis wieder ein Wagen von Petersburg kam, auf dem ein harmloses Bäuerlein saß. Der Bauer wurde angehalten und gefragt, wohin er wolle.

Er erklärte, er wolle zum Kaiser nach Oranienbaum mit einer wichtigen Nachricht, und als er erfuhr, daß der Kaiser in Peterhof sei, bat er, sofort zu ihm geführt zu werden. Als der Bauer vor dem Kaiser stand, verbeugte er sich tief und erklärte: „Ich bin der Diener des Staatsraths und Präsidenten des Manufakturkollegiums Bressan und bringe einen Brief von meinem Herrn, den ich Eurer Majestät allein zu übergeben habe. Ich mußte die Verkleidung eines Bauern wählen, um aus Petersburg herauszukommen."

Bressan war ein früherer Kammerdiener Peter's III., ein Italiener von Geburt; Peter hatte ihn zum Staatsrath und Präsidenten gemacht, und der Kammerdiener war der Einzige, der seinem kaiserlichen Herrn treu blieb und ihm, unmittelbar bevor durch Truppen das nach Oranienbaum führende Thor gesperrt war, durch den verkleideten Diener Nachricht zukommen ließ. Der Brief, den Peter erhielt, war sehr kurz, aber inhaltschwer; er lautete:

„Die Garden haben sich empört und die Kaiserin befindet sich an ihrer Spitze. Es schlägt soeben neun Uhr und sie wird in der Kasan'schen Kirche zur Selbstherrscherin aller Russen ausgerufen. Alles scheint die Bewegung zu theilen, und von den getreuen Unterthanen Eurer Majestät läßt sich Niemand sehen."

Der Kaiser las den Brief mehrmals durch, dann ließ er die Hände, mit denen er den Brief hielt, kraftlos sinken und erklärte: „Sie ist mir zuvorgekommen."

Unmittelbar darauf befahl er, daß sämmtliche Damen der Hofgesellschaft sich nach Oranienbaum begeben sollten. Er blieb mit den Männern allein und ließ von Oranienbaum noch diejenigen Getreuen kommen, mit denen er einen Kriegsrath halten wollte.

Was sollte geschehen? Die erste Hauptsache wäre entschlossenes Handeln gewesen, aber Peter III. war nie vorher in seinem Leben so unentschlossen, so muthlos gewesen, wie an

dem wichtigsten Tage, an dem es sich um seinen Thron und, wie es sich bald herausstellte, um sein Leben handelte. Er setzte sich hin und schrieb einen kurzen Brief, in dem er der Kaiserin befahl, sofort nach Peterhof zurückzukehren. — Wer sollte den Brief befördern? Gudowitsch gedachte es zu übernehmen, der Kaiser wollte ihn jedoch nicht von seiner Seite lassen. Die anderen Höflinge erklärten Gudowitsch unter der Hand, sie wünschten mit dem Auftrag verschont zu bleiben. Der Ueberbringer des Briefes war gefährdet; dann kam er auch unwillkürlich zwischen zwei Feuer, man wußte ja noch nicht, ob der Kaiser oder die Kaiserin siegen würde, und wenn sich der Ueberbringer des Briefes nicht der richtigen Partei anschloß, war er verloren.

Graf Hordt erbot sich schließlich, den Brief zu bestellen.

Der Kaiser schien sehr erfreut, er reichte dem Grafen die Hand und bemerkte: „Ich sehe, daß Sie mein Freund sind, Herr Graf. Nehmen Sie den Brief, geben Sie ihn meiner Gemahlin und fordern Sie sie persönlich auf, sofort nach Peterhof zurückzukehren! Nehmen Sie meinen Wagen und fahren Sie damit nach Petersburg! Bringen Sie mir so schleunig als möglich Nachricht!“

13.

In Petersburg standen die Sachen für die Kaiserin sehr günstig.

Einige Kavallerieregimenter, die außerhalb der Stadt lagen, erklärten sich von selbst für die Kaiserin, und gegen Mittag verfügte sie über fünfzehntausend Mann der besten Truppen. Die Stadt war in Belagerungszustand, aber sehr ruhig. Die Revolution hatte sich mit einer Leichtigkeit vollzogen, an welche keiner der Verschworenen geglaubt hatte. Die Berathung der vornehmsten Theilnehmer der Revolution und der ihr seit den letzten Stunden beigetretenen Offiziere lief daher auf den Beschluß hinaus,

daß man so schleunig wie möglich mit den enthusiasmirten Truppen gegen den Zaren marschiren müsse.

Mittags wurde ein von Odar vorbereitetes Manifest vertheilt. Es war darin von der allen wahren Söhnen Rußlands einleuchtenden Gefahr die Rede, welche dem Reiche drohe, indem nicht nur die rechtgläubige Kirche gestürzt und eine neue Religion eingeführt werden solle, sondern auch der mit so viel Opfern auf den höchsten Gipfel gebrachte Ruhm der russischen Waffen durch den neulich mit dem Erbfeinde, mit Preußen, geschlossenen Frieden gänzlich preisgegeben sei. Die ganze innere Ordnung des Reiches, auf welcher das Glück der Unterthanen beruhe, sei freventlich gestört worden, und von diesen gebietenden Beweggründen durchdrungen, habe die Kaiserin sich zu Gott gewendet, seine Barmherzigkeit angefleht und den Entschluß gefaßt, sich dem Wunsche aller Unterthanen gemäß auf den souveränen Thron aller Reußen zu erheben und die feierliche Eidesleistung empfangen.

Während der Publikation dieses Manifestes ritt die Kaiserin in der Gardeuniform, begleitet von ihren Hofdamen Maria Talizin und der Fürstin Daschkow, sowie vielen ihrer Vertrauten durch die Reihen der vor dem Palais aufgestellten Truppen. Sie gab sich den Anschein, als wolle sie sich selbst an die Spitze der Truppen stellen und sie gegen den entthronten Peter führen, und ihr zuversichtliches Benehmen flößte Allen, die sie sahen, dieselbe Sicherheit ein, in welcher sie sich zu bewegen schien. Nach dieser Art von Revue kehrte sie in den Palast zurück und speiste an einem geöffneten, nach dem Platze gehenden Fenster, so daß sie von den defilirenden Truppen gesehen werden konnte, die unterdeß aus der Stadt rückten.

Um sechs Uhr Abends stieg die Kaiserin wieder zu Pferde. Sie trug jetzt einen Kranz von Eichenlaub im Haar, hatte den Degen gezogen und eilte in Begleitung

der beiden obengenannten Hofdamen, des Hetman Rasumowski, Iwan Schuwalow's und vieler Großen und Offiziere, sowie einer Abtheilung berittener Garde den in der Richtung von Peterhof abmarschirten Truppen nach, wo sie in Krasnaja Kabak, einem Wirthshause an der Straße, Halt machte.

— — — — — — — — — — — —

Hier traf Nachmittags Graf Hordt ein, wurde indeß von der Kaiserin nicht empfangen. Man ließ ihn nicht einmal in das Haus, in dem die Kaiserin war, so daß er weder diese noch ihr näheres Gefolge sah.

Graf Panin kam zu dem auf der Straße harrenden, noch immer im Wagen sitzenden Grafen und erklärte ihm: „Ihre Majestät hat den Brief des Kaisers gelesen und behält sich die Antwort vor. Sie, Herr Graf, sind unser Gefangener. Ihre Majestät die Kaiserin läßt Ihnen im Interesse Ihrer eigenen Sicherheit befehlen, sich sofort nach der preußischen Gesandschaft in Petersburg zu begeben und dieselbe ohne Befehl nicht zu verlassen. — Heda, Lieutenant Bibikow, eskortiren Sie mit einem Zug Kosaken diesen Herrn nach Petersburg. Auf Wiedersehen, Herr Graf!"

Graf Hordt war Gefangener und sollte den Kaiser Peter III. nicht mehr wiedersehen. . . .

Unmittelbar nach der Abfahrt des Grafen Hordt bemächtigte sich des Kaisers wieder tiefe Niedergeschlagenheit und eine Unentschlossenheit, die verhängnißvoll für ihn wurde. Der oben erwähnte Augenzeuge dieser wichtigen Vorgänge schreibt:

„Alle Maßregeln, zu welchen Peter III. sich endlich ermannte, waren abwehrender Art, während ihn nur entschlossenes Angreifen retten konnte. Er ließ seine Holsteiner von Oranienbaum kommen, wollte sein in Petersburg stehendes Regiment an sich ziehen, diktirte wüthende Manifeste gegen die Empörer und ließ die Bauern aufbieten.

Die Ankunft des alten Feldmarschalls Münnich schien ihm jedoch eine thatkräftigere Haltung zu geben. Dieser rieth, mit den verfügbaren Truppen sogleich nach der Residenz aufzubrechen. Das Volk und die Truppen wären dort jedenfalls schmählich getäuscht worden, und des Kaisers persönliches Erscheinen werde allem Vermuthen nach hinreichen, um sie zur Pflicht zurückzuführen.

Peter III. machte in der That Anstalten, als wollte er diesem Rathe folgen. Die Nachricht, daß Katharina mit zwanzigtausend Mann auf Peterhof anrücke, änderte aber wieder Alles. Die Losung war Rückzug nach Oranienbaum.

Münnich stellte jedoch das Zwecklose eines solchen Entschlusses vor und nannte Kronstadt als den Ort, wo Sicherheit und Mittel zur Bewältigung der Empörung zu finden wären. Die Besatzung und die gegen Dänemark ausgerüstete, dort vor Anker liegende Flotte werde hinreichen, um Petersburg wieder zu unterwerfen. Wirklich sandte Peter III. sogleich den General Lieven ab, um den Befehl in der Festung zu übernehmen, und ließ zwei Yachten in Stand setzen, um ihm nach Kronstadt zu folgen. Diese Festung liegt gegenüber von Oranienbaum in der Mündung der Newa auf einer Insel. Es war damals nur die dem kaiserlichen Lustschlosse zugewandte Seite stark befestigt, weil hier auch der Kriegshafen sich befand. Der ohnedies gefährlich zu befahrende Arm des Stromes an der anderen Seite war durch hineingestürzte mächtige Felsblöcke völlig unschiffbar gemacht worden.

Die Anstalten zu Peter's III. Abfahrt nach Kronstadt waren gerade beendigt, als von dort ein Adjutant mit der Meldung eintraf, daß die Besatzung nur seiner Befehle wie seiner Ankunft gewärtig sei. Das war wieder eine tröstliche Nachricht. Anstatt aber sogleich nach Kronstadt aufzubrechen, verlor Peter jetzt kostbare Stunden, indem

er die von Oranienbaum angelangten Holsteiner bei Peterhof in Schlachtordnung aufstellte. Keine Vorstellung dagegen fand Gehör bei ihm. Er schalt Alle Hasenfüße und sagte: ‚Wir werden doch nicht eher fliehen, als wir den Feind gesehen haben?‘

Allein gerade das geschah; denn als gegen Abend die Nachricht von Katharina's Anmarsch auf Peterhof sich bestätigte, gab Peter plötzlich zur eiligsten Einschiffung das Zeichen, und seine Ungeduld, nach Kronstadt zu kommen, kannte keine Grenze.

Allein er kam nun zu spät. —

Es war keine Stunde her, daß der Admiral Talizin dort ganz allein mit geheimen Aufträgen von Petersburg ankam. Zwar konnte er nicht ohne Wissen des neuen Festungskommandanten landen, der jedoch dem Vorgeben des Admirals Glauben beimaß: er komme von seinem Landhause, und da er von Unruhen in Petersburg gehört habe, so wolle er nicht versäumen, an seinem Platze auf der Flotte zu sein. — Sobald er am Lande war, machte er jedoch den Festungskommandanten mit den Vorgängen in Petersburg bekannt und verlangte, er solle sich mit der Besatzung der Kaiserin anschließen. Dieser Antrag machte den Kommandanten so bestürzt, daß er darüber versäumte, seine Schuldigkeit zu thun und den Ueberbringer desselben augenblicklich festnehmen zu lassen. Dieser benutzte diese Unentschlossenheit, um sich schnell der Mitwirkung einiger ihm bekannter Offiziere, sowie eines Theiles der Besatzung zu versichern, und ließ nun von ihnen den Kommandanten in Haft nehmen, indem er ihm boshaft genug in's Gesicht sagte: ‚Ich habe Sie gefangen genommen, weil Sie nicht den Muth hatten, mich gefangen nehmen zu lassen‘.

Talizin versammelte alsbald die Besatzung und begegnete keiner Weigerung, als er ihr den Eid für Katharina ab-

nahm. In gleichem Sinne wurden nun die bisherigen Anordnungen verändert, und als in der Nacht die kaiserliche Yacht der Festung sich näherte, wurde sie von den Wachen angehalten und, trotzdem daß Peter III. sich zu erkennen gab, barsch und mit der Drohung abgewiesen, daß auf die Fahrzeuge gefeuert werden würde, wenn sie sich nicht wieder entfernten.

Vergebens drangen Gudowitsch und Münnich in Peter III., sich daran nicht zu kehren, sondern rasch an's Land zu gehen, da Niemand auf ihn zu feuern wagen werde. Peter gab seine Sache selbst auf und flüchtete in die Kajüte. Auf wiederholte Weisung, sich zu entfernen, ruderten die kaiserlichen Yachten davon, und von den Wällen schallte ihnen ein donnerndes Hurrah für Katharina II. nach, zu dem Peter III. nichts zu sagen wußte, als: ‚Ich habe diesem Verrath vom ersten Tage meiner Regierung an entgegengesehen.‘

Kronstadt war also durch unverzeihliche Säumniß verloren, und Münnich sollte nun von Neuem Rath und Hilfe schaffen. Er rieth, nach Reval zu gehen, wo eine zweite Abtheilung der ausgerüsteten Kriegsflotte lag, von da mit einem Kriegsschiffe nach Preußen zur Armee zu eilen, an deren Spitze zu treten und so mit sechzigtausend Mann nach Rußland zurückkehren, das ihm in wenig Wochen wieder gehorchen werde. Allein so ruhig das Wetter, so spiegelglatt das Meer war, die Höflinge widerstrebten dem kühnen Zuge und wendeten namentlich ein, daß den Ruderern zu solcher Reise die Kräfte fehlen würden.

‚Wir wollen ihnen Alle helfen,‘ sagte Münnich.

Allein Peter III. ließ sich zu der Rückkehr nach Oranienbaum bestimmen, wo man am Sonnabend in der Frühe ankam. Die ganze Meuterei könne keinen anderen Zweck, als eine Versöhnung mit seiner Gemahlin haben — redete man ihm ein — und es werde daher besser sein, mit ihr

zu unterhandeln, als sie zu bekriegen, was allerdings den persönlich muthlosen Kaiser auch besser ansprach."

In Oranienbaum dauerte die vollständige Rathlosigkeit weiter fort. Als Graf Hordt nicht zurückkehrte, als die Nachricht kam, daß die Kaiserin mit den Truppen gegen Oranienbaum im Anmarsch sei, entschloß sich Peter zu dem demüthigenden Schritte, eine Bittschrift an seine Frau zu richten, in welcher er ihr erklärte, er sei bereit, auf den Thron zu verzichten, wenn sie ihm freien Abzug nach Holstein gewähren wolle. Sechzigtausend treuer Soldaten, die außerhalb des Reiches standen, hatte Peter zur Verfügung; dazu kam wahrscheinlich doch die Hilfe des Preußenkönigs, auf die er bei der Wiedereroberung seines Thrones rechnen konnte, dazu eine wohlausgerüstete Flotte, und dennoch entschloß sich Peter zu dem demüthigenden, ihn für immer entehrenden Brief, den er durch den Kammerherrn Ismailow an die Kaiserin schickte.

Ismailow sah, wie die Sachen standen, er kannte die verzweifelten Verhältnisse in Oranienbaum und warf sich bei Ueberreichung des Briefes der Kaiserin zu Füßen, um ihr zu erklären, daß er ihr ergebener Diener sei und nur in ihrem Interesse handeln wolle. Zwei Stunden nach Uebergabe des Briefes befand sich Ismailow in Begleitung von Alexei Orlow schon wieder auf dem Rückwege nach Oranienbaum, um den Kaiser zu einem schriftlichen Verzicht auf den Thron und die Regierung zu veranlassen und ihn zu bewegen, daß er sich auf Gnade und Ungnade der Kaiserin ergab. Alexei ließ sich vor dem Kaiser nicht sehen, aber Ismailow wußte den kopflosen Beherrscher aller Reußen so zu bearbeiten, daß dieser sich hinsetzte und folgenden Verzicht eigenhändig niederschrieb:

„Während der kurzen Zeit meiner souveränen Beherrschung des russischen Reiches habe ich in der That erfahren, daß meine Kräfte für eine solche Last und Beschwerde nicht

hinreichend sind, und daß ich nicht im Stande bin, es sei auf welche Weise es wolle, und noch viel weniger mit unumschränkter Gewalt, das russische Reich zu beherrschen. Ich habe auch selbst die Zerrüttung des inneren Zustandes desselben bemerkt, welche den Umsturz des Reiches nach sich gezogen und mir folglich zur ewigen Schande gereicht haben würde. Nachdem ich es also bei mir wohl überlegt, so deklarire ich hiermit ungezwungen vor dem ganzen russischen Reiche und der ganzen Welt auf das Feierlichste, daß ich der Regierung des ganzen russischen Reiches auf meine ganze Lebenszeit entsage und weder mit unumschränkter Gewalt, noch sonst auf einige Weise in meinem Leben über das russische Reich zu herrschen begehren, auch niemals durch einigen Beistand darnach trachten werde, welches mit reinem Herzen, ohne Heuchelei, vor Gott und der ganzen Welt ich mit einem Eidschwure bekräftige. Diese Entsagung habe ich ganz mit eigener Hand geschrieben und unterzeichnet den

29. Jun. (9. Jul.) 1762. Peter."

Nachdem dieses Dokument in Orlow's Hände gelangt war, bestieg Peter mit der Gräfin Woronzow, mit Gudowitsch und Ismailow einen Wagen und fuhr nach Peterhof. Wuth und Verachtung erfüllte die wenigen entschlossenen Männer, die er in Oranienbaum zurückließ, als er sich so leichtsinnig der Gewalt seiner Feinde gänzlich überlieferte. Er kam auf seinem Wege durch alle vor Peterhof aufgestellten Truppen, zuerst durch Rasumowski's dreitausend Kosaken, die ihn nie zu sehen bekommen hatten und schweigend anstarrten, als er durch ihre Reihen dahinfuhr. Bei den Garderegimentern empfing ihn der donnernde Ruf: „Es lebe unsere Mutter, die Kaiserin Katharina II.!"

Bei der Ankunft in Peterhof wurde Peter von seinen Begleitern getrennt. Er mußte sich vor Aller Augen der

Zeichen seiner Würde und seiner Uniform entledigen, in deren Taschen man viele Diamanten und andere werthvolle Juwelen fand. In einen alten Schlafrock gekleidet, führte man ihn dann in ein kleines Zimmer und bald darauf nach dem von Petersburg sechs Meilen entfernten alten Schlosse Robscha. Es durfte ihn aber kein einziger von seinen Bedienten dahin begleiten, und ein getreuer Kammerdiener, der sich hinten auf den Wagen gestellt hatte und so doch mit nach Robscha gekommen war, wurde sogleich nach Petersburg zurückgeschickt.

Man hatte Peter III. versprochen, ihn nach kurzer Gefangenschaft nach Holstein zu entlassen. Indessen wurden ihm die wenigen Tage in seiner Einsamkeit zu Robscha lang genug, und er hatte bereits um Zusendung seiner Violine, seines Mohren und Hofnarren und eines Lieblingshundes gebeten. Er bekam aber nichts von Allem. Am sechsten Tage erschienen dagegen Graf Alexei Orlow, der Schauspieler Wolkow, ein Freund Orlow's, und der Kammerherr Teplow, der ehemalige Hofmeister Rasumowski's, bei Peter III. Sie gaben vor, daß sie ihm seine nahe Entlassung anzukündigen hätten, und erbaten sich dann die Ehre, mit ihm speisen zu dürfen. Nach Landessitte wurde vor dem Essen Branntwein vorgesetzt, und während Teplow die Aufmerksamkeit Peter's abzulenken suchte, schenkte Orlow ein und warf in das Glas des unglücklichen Kaisers eine dazu mitgebrachte Dosis Gift.

Peter III. hatte nichts gemerkt und trank ohne Argwohn, bekam aber nach sehr kurzer Zeit heftige Schmerzen. Orlow wollte ihn bewegen, zur Stillung derselben mehr zu trinken, was aber Peter laut abwies, ihn Giftmischer und Mörder schalt und nach Milch und anderer Hilfe rief. Da Beide ihm nun gewaltsam mehr Gift einflößen wollten, Peter aber sich wie rasend dagegen sträubte, entstand ein gewaltiger Lärm.

Alexei Orlow hatte zuerst Hand an den Unglücklichen gelegt. Er kniete dem zu Boden Geworfenen auf der Brust und suchte ihm mit Teplow die Gurgel zuzuschnüren, als der die Wache kommandirende junge Fürst Baratinsky hinzukam. Dieser wußte schnell Rath, er machte aus einer Serviette eine laufende Schlinge und warf sie mit Teplow dem bejammernswerthen Opfer um den Hals. Er wurde dabei von Peter noch so im Gesicht verletzt, daß er die Spuren davon lange wie ein Brandmal zur Schau trug. Orlow floh vor den Vorwürfen Peter's auf die Terrasse, während die anderen Zwei das von ihm begonnene Werk vollendeten.

Sobald der Mord vollbracht war, ritt Orlow mit verhängtem Zügel nach Petersburg zurück und überbrachte die Nachricht davon der Kaiserin, die gerade Cour hielt und die Botschaft mit der größten Ruhe hinnahm. Sie blieb so heiter wie zuvor, und auf Panin's Rath wurde die Bekanntmachung vom Hintritte des abgesetzten Zaren für den kommenden Tag vorbehalten. An diesem wurde ein Manifest publizirt, in welchem als Ursache von dem plötzlichen Tod des Kaisers eine Hämorrhoidalkolik angegeben war. Außerdem stellte das bestochene und eingeschüchterte medizinische Kollegium auf Grund der vorgenommenen Oeffnung der Leiche des Kaisers ein Gutachten aus, daß er bei dem vorgefundenen schlechten Zustande seiner Eingeweide höchstens noch sechs Monate zu leben gehabt hätte.

14.

Am dritten Tage seiner Gefangenschaft erhielt Graf Hordt einen Brief der Fürstin Daschkow, in welchem sie ihm mittheilte, daß ihn die Kaiserin zu sprechen wünsche.

In einem geschlossenen Wagen wurde der Graf von der preußischen Gesandschaft nach dem Winterpalais gebracht. Die Daschkow empfing ihn mit ihrem liebenswürdigsten

Lächeln. Trotzdem lag etwas Elegisches über ihrem ganzen Wesen.

Sie reichte Hordt beide Hände und erklärte ihm: „Wir haben gesiegt. Ueberraschend schnell ist die Entscheidung gekommen. Sie waren unser Freund, Herr Graf, und nun ist es an mir, meine Versprechungen Ihnen gegenüber einzulösen. Wenn Sie auch nicht dazu gekommen sind, uns zu warnen, so hatten Sie doch den guten Willen, und dann will ich nicht vergessen, daß wir einmal nahe daran waren, Liebesleute zu werden. Ihre Majestät unsere erhabene Kaiserin will Sie empfangen, allerdings nur heimlich. Ich bin aber in der Lage, Ihnen im Auftrage Ihrer Majestät jetzt schon Dinge zu sagen, die zu Ihrer Information dienen sollen. Die Kaiserin ist gezwungen, das Bündniß mit König Friedrich sofort aufzulösen. Es ist so unpopulär, daß es für die Befestigung der Kaiserin auf dem Throne unumgänglich nothwendig ist, sich von dem Preußenkönig loszusagen. Die allgemeine Stimmung im Lande verlangt sogar, daß sich die Kaiserin gegen Ihren Herrn feindselig zeigt. Ich bin beauftragt, Ihnen mitzutheilen, und autorisire Sie, dies an König Friedrich zu melden, daß diese Gegnerschaft der Kaiserin gegen ihn nur äußerlich ist, und daß die Kaiserin nie vergessen wird, wie König Friedrich sich alle Mühe gegeben hat, das Verhältniß zwischen Peter III. und seiner Gemahlin zu verbessern. Allerdings, Tschernyschew wird sofort abberufen werden; aber König Friedrich braucht nicht zu fürchten, daß die Russen wieder gegen ihn Front machen. Ihnen, Herr Graf, wird es freigestellt werden, hier zu bleiben, oder sich nach Preußen zu begeben; Sie sind frei und können gehen, wohin Sie wollen. Die Herren aus der Umgebung des verstorbenen Kaisers sollen auf Wunsch der Kaiserin in keiner Weise belästigt werden. Auch der Adjutant des verstorbenen Kaisers, Gudowitsch, erfreut sich des Wohlwollens

und der Gnade Ihrer Majestät der Kaiserin. Doch nun zu etwas Anderem, zu etwas Privatem. Sie erinnern sich des Abends, an dem ich zu Ihnen kam, um Ihnen betreffs meiner Freundin Maria Talizin und deren Verheirathung mit Orlow Mittheilung zu machen. Theils im Interesse unseres Geheimplanes, theils aus sehr egoistischen Motiven habe ich Sie damals belogen. Meine Strafe soll es sein, Ihnen jetzt die volle Wahrheit zu sagen."

Mit raschen Worten erzählte jetzt die Fürstin dem aufhorchenden Grafen Hordt, wie ihn Maria Talizin immer geliebt habe, und daß die Ehe mit Orlow nur zum Schein geschlossen worden sei. Sie erzählte ihm von dem Betrug, der mit dem angeblichen Tode Maria's gespielt worden war; dann eilte sie hinaus, um im nächsten Augenblick mit Maria Talizin zurückzukehren, die mit thränenüberströmtem Gesicht und doch glückselig lächelnd Hordt ihre Arme entgegenstreckte.

Einen Freudenschrei stieß Graf Hordt aus, dann riß er die todtgeglaubte Geliebte in seine Arme und bedeckte ihr Gesicht mit Küssen.

Einen Augenblick blieb die Fürstin Daschkow stehen und betrachtete mit wehmüthiger Miene die beiden Liebenden; dann eilte sie hinaus und begab sich zur Kaiserin, bei der sie unbedingten Zutritt hatte. Katharina hatte wohl eingesehen, was ihr die Fürstin war, und sie behandelte sie seit dem Augenblick der Entscheidung wie eine Freundin.

„Was bringst Du, meine Liebe?" fragte sie; „Du siehst erregt aus."

„Nichts, Majestät," antwortete die Fürstin Daschkow, „nichts von Belang. Ich komme mit einer Bitte, aber nicht für mich. Geben Sie die Genehmigung, daß Maria Talizin die Gattin des Grafen Hordt wird."

Die Kaiserin schien erstaunt. „Wie?" sagte sie, „Graf Hordt ist der Mann, den Maria Talizin liebt? Das hätte

ich nicht erwartet. Und natürlich hast Du auch in diesem Falle die Hände im Spiel?"

Die Fürstin Daschkow nickte. „Ja," bestätigte sie, halb launig und halb ernst, „auch hier hatte ich meine Hände im Spiel, vielleicht ein wenig zu viel. Da drüben in meinem Zimmer sind zwei glückliche Menschen, Graf Hordt und Maria Talizin. Darf ich sie hierher bringen, damit sie aus dem Munde unserer gnädigen Kaiserin erfahren, daß diese den Herzensbund der Beiden billigt?"

„Laß sie kommen!" sagte die Kaiserin. „Aber ich kenne Dich nicht wieder, meine Liebe. Aus der tollen Fürstin Daschkow wird eine sentimentale Schwärmerin, deren Hauptberuf es scheint, Ehen zu stiften und glückliche Menschen zu machen. Was man doch an seinen besten Freunden erlebt! Führe sie zu mir; ich bin in der Laune, heute Menschen glücklich zu machen."

— — — — — — — — — — — —

Wenige Tage, nachdem die Kaiserin Katharina II. Maria Talizin für die verlobte Braut des Grafen Hordt erklärt hatte, während gleichzeitig die Scheinehe mit Orlow für ungiltig erklärt worden war, reiste Graf Hordt nach Deutschland zu König Friedrich zurück. Maria Talizin blieb an der Seite der Kaiserin, überhäuft mit Geschenken, Ehren und Würden.

Den Grafen Hordt trieb es zu seinem Könige, dem wieder schwere Verlegenheiten durch den Tod Peter's III. drohten. Das Genie Friedrich's des Großen wußte sich aber auch über diese Schwierigkeiten hinwegzuhelfen. Tschernyschew erhielt allerdings Befehl von der Kaiserin, sofort nach Rußland zurückzukehren; aber Friedrich der Große verstand es, den russischen General, der wohl auch heimliche Informationen von der Kaiserin besaß, zu veranlassen, daß er in der letzten entscheidenden Schlacht gegen die Oesterreicher unthätig auf dem Schlachtfelde stehen blieb

und so die Oesterreicher zu dem Glauben veranlaßte, die Russen seien noch die Bundesgenossen der Preußen.

Bald darauf kam der Friedensschluß, und für König Friedrich die Zeit, in der er endlich die Wunden heilen konnte, welche der furchtbare sieben Jahre lang dauernde Krieg seinen zerrütteten Staaten geschlagen hatte.

Rußland ging einer neuen Epoche der Blüthe entgegen unter der Kaiserin, der man den Namen der „nordischen Semiramis" gegeben hat, und welche trotz der tiefen Schatten, welche auf ihrem Charakterbilde ruhen, doch als Regentin zu den bedeutendsten Frauen gehört, die jemals auf einem Throne gesessen haben.

Unmittelbar nach dem Friedensschluß kehrte Graf Hordt nach Petersburg zurück, um Maria Talizin zu heirathen. Der König hatte ihm den Generalsrang und den Schwarzen Adlerorden verliehen und ließ ihn in einer Stellung in Petersburg als seinen Vertrauten und direkten Attaché bei der Person der Kaiserin.

Die Fürstin Daschkow blieb die Freundin der Kaiserin; sie brachte es sogar bis zur Präsidentin der Akademie der Wissenschaften, welche Katharina für Rußland gründete. Sie blieb bis zum letzten Augenblick auch die aufrichtige Freundin von Maria Talizin und Graf Hordt, dem einzigen Manne, der es fertig bekommen hatte, das wilde Herz der Fürstin zu rühren.

Ende.

Getilgte Schuld.

Roman

von

Johannes Emmer.

(Nachdruck verboten.)

Erstes Kapitel.

Jede Stadt hat irgend etwas, worauf sie besonders stolz ist, und in jeder Stadt findet sich etwas Geheimnißvolles, von dem alle Leute sprechen und das die Wenigsten kennen. Jenes ist oft nur ein kleines Wahrzeichen, gering an Werth, vielleicht nur durch eine Sage bedeutungsvoll geworden; und das Andere irgend eine dunkle Geschichte oder ein spukhaftes Haus, das ein phantasievoller Mensch in's Gerede brachte.

In W. ist beides in einem Ding vereinigt. Das Geheimnißvolle bildet zugleich den Stolz der Stadt, d. h. in dem Sinne, daß Jedermann davon wie von einer besonderen Merkwürdigkeit spricht. Der Wahrheit gemäß muß aber gesagt werden, daß sehr Viele recht abfällig über diese Merkwürdigkeit urtheilen und es am liebsten sehen würden, wenn die Polizei derselben ein Ende machen wollte. Diese vielbesprochene Besonderheit ist der Klub der Dreizehn.

W. hätte auf andere Dinge stolz sein können, auf seine glanzvolle geschichtliche Vergangenheit als ehemalige Reichsstadt, auf seine herrliche Lage in einer gesegneten Land-

schaft mit mächtigen Wäldern, köstlichen Gärten und fruchtbaren Saatfeldern, auf den Reichthum seines Bodens, den man nach „schwarzen Diamanten“ durchwühlte, und auf den Reichthum seiner Bewohner. Es hätte stolz sein können auf die prächtigen Villen, welche außerhalb des Weichbildes der alten Stadt entstanden waren; auf die gewaltigen Gewerkschaftsanlagen, welche nach der anderen Seite hin, längs des Flusses lagen; es hätte sich auch rühmen können seiner Lebenslust, welche die Stadt zu gewissen Zeiten zum Sammelplatz der Landherren aus der Umgebung machte, auch dieser und jener großstädtischen Einrichtung. Doch all' dies war für einen Bewohner von W. etwas Gewöhnliches, er sah es tagtäglich mit eigenen Augen und darum hatte es keinen Reiz.

Der Klub der Dreizehn aber — ja, das war etwas Anderes. Das war das Geheimnißvolle, von dem man nichts Genaues wußte und daher sich ungeheuerliche Vorstellungen machen konnte. In W. zu leben, stand Jedem frei; hier reich zu werden, dazu bedurfte man nur Thatkraft und ein wenig Glück, doch in den Klub der Dreizehn aufgenommen zu werden, war fast etwas Unerreichbares.

Mit dem Geheimniß war es eigentlich nicht so schlimm bestellt, die Klubräume waren zu gewissen Zeiten auch für Nichtmitglieder geöffnet, es wurden in denselben kleine Feste veranstaltet, an welchen die beste Gesellschaft theilnahm. Man kannte den Vorstand des Klubs, nur wußte man nicht genau, wie viele und welche andere Persönlichkeiten noch „wirkliche“ Mitglieder seien. Es gab Manche, die von dem Ansehen des Klubs der Dreizehn für sich Nutzen ziehen wollten und mit halben Andeutungen und geheimnißvollen Anspielungen den Glauben an ihre Mitgliedschaft zu erwecken bemüht waren. Es war selbstverständlich, daß dem Klub nur Herren aus der guten Gesellschaft angehören konnten, die auch reich waren; und ebenso

selbstverständlich, daß die abenteuerlichsten Geschichten von dem Treiben im Klub erzählt wurden. Je toller diese Geschichten waren, desto eher fanden sie Glauben.

Am 15. Januar 187* war „geheime Sitzung" im Klub der Dreizehn. Der Präsident verkündete den Gegenstand der Tagesordnung.

„Es handelt sich um die Aufnahme eines neuen Mitgliedes, welches wir, ich und meine beiden Herren Kollegen vom Vorstand, Ihnen vorschlagen."

Eine Stimme unterbrach den Präsidenten: „Das wievielte Mitglied?"

„Der Vorgeschlagene wäre der Fünfunddreißigste, erhält also die Rangnummer IX. c."

Es gab nämlich im Klub der Dreizehn allerdings nur dreizehn Nummern, jede Nummer aber konnte mehrere Inhaber zählen, die zusammen jedoch nur eine Stimme hatten.

Der Präsident fuhr fort: „Der Herr, welchen wir Ihnen zur Aufnahme empfehlen, ist der Premierlieutenant v. Liebenstein. Ich setze voraus, daß der Vorgeschlagene den Herren bekannt ist und schreite zur Ballotage."

„Nicht nöthig, Akklamation!" rief man.

„Es ist Wahl durch Akklamation vorgeschlagen; wird Widerspruch dagegen erhoben?"

„Nein! nein! Angenommen!"

„Ich erkläre somit Herrn Premierlieutenant v. Liebenstein als Mitglied des Klubs der Dreizehn und werde mir gestatten, den Herrn zu unserer nächsten Zusammenkunft einzuladen."

Damit war die Tagesordnung der geheimen Sitzung erschöpft. Allerdings verließen die Herren den Klub erst mehrere Stunden später, da ja noch ein Mahl, ein kleines Spielchen und einige andere Amüsements auf dem Programme der zweiten, nicht geheimen, Abtheilung standen. — —

Premierlieutenant v. Liebenstein war aus der Kaserne heimgekommen, etwas müde und durchkältet, und wollte daher bis zum Speisen ein wenig ausruhen. Er hatte es sich eben kaum etwas bequem gemacht, als es klopfte, und ehe er noch ein unwirsches: „Herein!“ gebrummt hatte, war schon die Thüre geöffnet worden.

„Ah, Herr Fenelon! Was verschafft mir das Vergnügen, Sie bei mir zu sehen?“

„Bleiben Sie nur liegen, Herr v. Liebenstein,“ erwiederte der Besucher, da der Premierlieutenant aufsprang, „gestatten Sie nur, daß ich den Pelz ablege — so! Und eine Cigarette darf ich wohl auch nehmen?“

Herr Fenelon hatte den Pelz auf einen Stuhl geworfen, einen andern für sich herangerückt und aus einer Kassette auf dem Tische eine Cigarette genommen, die er sich ansteckte.

„Ich sah,“ begann er, „beim Vorüberfahren Ihren Burschen unten und erkundigte mich nach Ihnen. Da er sagte, Sie seien eben nach Hause gekommen, so ging ich denn gleich mit herauf. Ich wollte Ihnen nur mittheilen, daß Sie gestern in den Klub der Dreizehn aufgenommen wurden.“

„In den Klub der Dreizehn?!“ Der Premierlieutenant fuhr aus seiner behaglichen Lage auf. „Nach Allem, was ich über den Klub gehört habe, ist das ja eine besonders große Ehre!“

Herr Fenelon lächelte. „Nun ja; wir sind etwas zurückhaltend in den Aufnahmen. Ich habe mir erlaubt, Sie vorzuschlagen, und man hat Sie mit Akklamation zum Mitglied erwählt. Ein Beweis, welcher Sympathien Sie bereits genießen!“

„Sehr schmeichelhaft in der That! Daß Sie aber mich gar nicht darauf vorbereiteten —“

„Klubsatzung, mein lieber Herr v. Liebenstein! Wir

theilen immer erst die vollendete Thatsache mit. Geschieht aus Vorsicht; es könnte doch einmal Einer, der vorgeschlagen wird, in der Ballotage durchfallen, und der wäre natürlich sehr gekränkt, wenn er dies erführe. Das wollen wir vermeiden."

„Wenn nun aber ein Aufgenommener ablehnen würde?"

„Kommt nicht vor! Die Mitgliedschaft des Klubs lehnt Keiner ab! Natürlich wählen wir auch nur Persönlichkeiten, die für uns geeignet sind."

„Welchem Umstande verdanke ich diese Auszeichnung?"

„Eigentlich verdanken Sie es Ihrem Obersten!"

„Nicht möglich! Meinem Obersten? Ist der auch Mitglied?"

Herr Fenelon mußte wieder laut auflachen. „Gott bewahre! Aber er hat Sie bestens empfohlen, noch ehe Sie hierherkamen."

„Das verstehe ich nicht."

„Es ist in der That so. Sie waren, wie gesagt, noch nicht hier, da sprach Ihr Herr Oberst in einer intimen Gesellschaft von Ihnen, beiläufig so: ‚Da hat man mich wieder von einer netten Bescheerung verständigt. Man versetzt wieder einmal einen Menschen zu meinem Regimente, der nichts als tolle Streiche im Kopfe hat. Na, hier ist erst der rechte Boden dazu, meine Herren sind ohnehin lebenslustig genug, und wenn dann noch Einer dazu kommt, der den Teufel im Leibe hat, wie dieser tolle Liebenstein, dann kann man sich auf schöne Geschichten gefaßt machen.'"

Jetzt lachte auch der Premierlieutenant. „Das war allerdings sehr empfehlend!"

„Im vollen Ernst, das hat Sie empfohlen. In den paar Wochen, welche Sie nun schon in W. verlebt haben, wird Ihnen wohl klar geworden sein, daß man hier Leute wie Sie zu schätzen weiß. Sie haben durchaus die Er-

wartungen gerechtfertigt, die man auf Sie setzte. Der Klub der Dreizehn mußte unter solchen Umständen natürlich auf einen Mann aufmerksam werden —"

„Den man als den tollen Liebenstein vorgestellt hatte!" fiel lachend der Premierlieutenant ein. „In Ihrem Klub soll es ja auch, wie man sich erzählt, toll hergehen."

„Erwarten Sie nichts Außerordentliches. Wir sind einfach Leute, welche fröhlich sein und das Leben genießen wollen. Wer Witz, gute Laune, vielleicht auch etwas Uebermuth mitbringt, ist uns willkommen."

„Na, jedenfalls ist es für mich eine Ehre und ein Vergnügen —"

„In erster Linie soll es ein Vergnügen sein!" warf Fenelon ein.

„Ich danke Ihnen herzlich für diesen Beweis Ihrer Zuneigung."

„Uebermorgen werde ich Sie einführen, paßt es Ihnen?"

„Gewiß! Ich stehe zur Verfügung."

„Also abgemacht, und verzeihen Sie, daß ich Sie störte." Herr Fenelon warf seinen Pelz über. „Noch Eins: haben Sie den heutigen Abend frei?"

„Leider nicht, ich bin eingeladen, soll wieder einmal in einer Familie vorgestellt werden, bei Herrn v. Lölling."

„Ah, bei Löllings! Vornehmes, feines Haus! Dort brauchen Sie gerade nicht zu erwähnen, daß Sie dem Klub der Dreizehn angehören."

Der Lieutenant lächelte. „Das kann ich mir wohl denken. Sind Sie auch in der Familie eingeführt?"

„Nein! Vor diesen Kreisen steht der Engel mit dem Flammenschwerte, welcher solch' sündige Menschenkinder, wie ich eines bin, nicht einläßt. Sie werden es übrigens dort ganz behaglich finden, ab und zu mag es ja ganz wohl thun, im Paradiese der frommen Sitte zu wandeln, mit gescheidten Leuten gescheidt zu reden, zarte Frauen zu

ehren und die ritterliche Galanterie der alten Schule zu üben."

„Soll das Alles vielleicht eine Umschreibung für Langeweile sein?"

„Bewahre! Ein geistreicher Mann wird überall angenehme Unterhaltung finden. Klares frisches Wasser ist auch ein köstliches Getränke, besonders wenn man viel Sekt im Leibe hat. Beides schmeckt zur rechten Zeit. — Doch jetzt muß ich fort. Adieu!"

Der Premierlieutenant streckte sich wieder auf seinem Ruhebette aus, nachdem er sich eine frische Cigarette angesteckt hatte, und dachte nach.

„Klares Wasser! Hm! Eigentlich hat er Recht, es thut wohl, ab und zu in reine Luft zu kommen. — Wenn nur das lustige Leben nicht gar so reizend wäre. Freilich — einst wird kommen der Tag, wo das heilige Ilion hinsinkt, und der ganze tolle Spuk ein Ende nimmt. — Na, warten wir es ab, vielleicht bringe ich es dann fertig, auch ein ernster Mensch, braver Gatte, zärtlicher Familienvater und so weiter zu werden. — Na, was gibt es schon wieder?"

Die letzten Worte waren an den Burschen gerichtet, der die Thüre geöffnet hatte und durch den Spalt den Kopf hereinsteckte. „Herr Baron Prettau läßt fragen, ob er eintreten darf."

„Natürlich! Sehr willkommen!"

Der Premierlieutenant sprang auf und ging selbst zur Thüre, um den Besucher hereinzuholen.

Baron Prettau war weder eine auffallende, noch imponirende Erscheinung, sein Wesen hatte jedoch etwas Angenehmes, ein gewisser melancholischer Ausdruck nahm für ihn ein, man fühlte, daß man es mit einem Manne zu thun habe, der redlichen Charakter und jenes Wohlwollen besitzt, welches mehr Rücksicht auf die Anderen, als

auf die eigenen Interessen nimmt. Kenntnißreich war er, durch viele Reisen mit den Verhältnissen fremder Länder vertraut; bei aller vornehmen Zurückhaltung doch gefällig und entgegenkommend, aber auch, wenn es sein mußte, im Stande, eine ungeahnte Energie zu entwickeln. Solche Persönlichkeiten werden geschätzt, aber auch zurückgesetzt; die Rücksichtslosen verdrängen sie, die Schlauen nützen sie aus, und die Frauen spielen mit ihnen.

„Nun, mein lieber Baron, Sie machen ein so ernstes Gesicht! Haben Sie unangenehme Nachrichten erhalten?" fragte Herr v. Liebenstein.

Der Baron nickte. „Ist es Ihnen noch nicht bekannt?"

„Was denn?"

„Käthe Sendling hat sich verlobt."

Der Premierlieutenant bezwang sich, um nicht zu lächeln, nur ein mitleidiger Blick streifte den Baron. „Ah! Die! Ich habe die Verlobungskarte noch nicht erhalten. Ihnen hat man wohl die allererste gesendet?"

„Es scheint in der That so, Keiner der Bekannten hat noch eine in Händen. Es scheint fast, als ob man sich nur einen Scherz mit mir machen wollte."

„Eine kleine Bosheit! Weiter nichts!" bemerkte im ernsten Tone Liebenstein. „Ich hatte Sie aber doch gleich gewarnt, kaum daß ich die Dame kennen gelernt hatte; Sie wollten mir jedoch nicht glauben."

Der Baron zuckte die Achseln. „Sie irren, wenn Sie glauben, daß mir die Sache sehr nahe gehe. Mir wäre es ja gar nicht eingefallen, mich heranzudrängen —"

„Weiß es; ich konnte ja die ganze Geschichte beobachten. Sie wurden herangelockt, Fräulein Käthe that so, als ob sie ihr Herz Ihnen geschenkt hätte, und Sie gaben sich aus reiner Gutmüthigkeit zu dem Spiele her."

„Wozu aber ein solches Spiel? Ich begreife wahrhaftig den Zweck nicht."

„Zweck? Ich hatte es Ihnen doch schon einmal gesagt, Verehrtester. Sie mußten eben ‚Mauer machen‘.“

„Mauer machen? Was heißt das?“

„Das ist so ein Ausdruck aus dem Rothwelsch. Wenn Zwei stehlen gehen, dann muß der Eine die Aufmerksamkeit ablenken, damit der Andere seinen Diebstahl ausführen kann. — Sie waren die Mauer, hinter welcher Fräulein Käthe mit dem jungen Regierungsrath — mit dem hat sie sich ja verlobt, nicht wahr?“

„Ganz richtig,“ bestätigte der Baron.

„Nun also! Ich weiß zufällig, daß der Regierungsrath den Eltern gar nicht sympathisch war, und es wird nicht leicht gewesen sein, die Zustimmung zur Verlobung zu erhalten. Dazu muß irgendwie ein Hochdruck ausgeübt worden sein. Jedenfalls wußte Fräulein Käthe, daß sie sehr vorsichtig sein müsse, sonst wäre die Familie vielleicht gleich anfangs energisch eingeschritten. Um nun jeden Verdacht abzulenken, mußten Sie als Deckung dienen. Sie waren, wie gesagt, die Mauer. Ich hatte Sie auf diesen Regierungsrath ja aufmerksam gemacht, da ich so halb und halb das Geheimniß durchschaute. — Trösten Sie sich, verehrtester Freund, damit, daß Käthe Sendling diesen Mann verdient. Der rücksichtslose, glatte und kalte Streber paßt für diese junge Dame, welche Alles besitzen mag, nur kein Herz.“

„Das war eigentlich nicht hübsch,“ sagte der Baron nachdenklich.

„Nein, hübsch war es nicht. Sie sind — nehmen Sie mir den Ausdruck nicht übel, Verehrtester — eben einmal hereingefallen.“

„Wieder einmal, wollten Sie wohl sagen. Nicht wahr?“ Ein melancholisches Lächeln begleitete die Frage. „Ich muß doch versuchen, mir dieses ‚Hineinfallen‘ abzugewöhnen.“

„Das sollten Sie in der That," erwiederte lebhaft der Premierlieutenant. „Sie sind ja doch älter, als ich. Fünf Jahre Erfahrungen mehr — das will etwas bedeuten. Ich habe auch mit heißem Bemühen die Frauen studirt und das Eine gelernt: Vorsicht! Vorsicht! Vorsicht!"

„Und ich soll wohl Einsicht lernen?"

„Braucht man auch," sagte der Lieutenant in trockenem Tone, „man kommt zu derselben aber meist erst dann, wenn man nicht vorsichtig genug gewesen ist."

„Es ist für mich ein peinlicher Gedanke, mißtrauisch werden zu sollen. Mißtrauen wirkt wie eine Art Stickluft, es tödtet alles Leben, alle Freudigkeit und Freundlichkeit. Sie haben jedoch Recht, man muß Mißtrauen hegen."

„Haben Sie noch ein wenig Geduld, lieber Baron; warten Sie ruhig zu, es wird doch noch die Rechte kommen, der Sie sorglos vertrauen können."

„Das sollte aber bald geschehen, sonst wird es zu spät."

„Das Glück kommt nie zu spät."

Der Premierlieutenant suchte das Gespräch auf einen anderen Gegenstand zu lenken, da er wünschte, den Freund seiner trüben Stimmung zu entreißen. „Wollen wir zusammen speisen?" fuhr er daher fort. „Wenn Sie nichts Anderes vorhaben, wäre es mir angenehm, Ihre Gesellschaft zu genießen."

„Mit Vergnügen, Sie kommen meinen Wünschen entgegen, Herr v. Liebenstein."

Der Premierlieutenant stand auf, um sich anzukleiden. „Für den Abend kann ich mich allerdings Ihnen nicht zur Verfügung stellen; ich bin eingeladen."

„Auch ich muß in eine Gesellschaft gehen; zu Löllings."

„Das trifft sich ja herrlich, eben dorthin gehe ich auch. Ich bin etwas neugierig auf dieses Haus; man hat mir viel davon gesprochen. Was ist Ihr aufrichtiges Urtheil, Herr Baron?"

„Das ist mit wenigen Worten gesagt: es ist mir das liebste Haus, und ich habe mich nirgends wohler gefühlt, als dort."

„Sie sind also dort noch niemals — 'reingefallen?"

Das muthwillige Scherzwort war dem Premierlieutenant halb unwillkürlich entfahren, und er bereute es, kaum daß es gesprochen war.

Doch Baron Prettau nahm es nicht übel, er lächelte vielmehr darüber, zur großen Beruhigung Liebenstein's, der den Freund um keinen Preis hätte verletzen mögen.

„Nein! Vielleicht ist mir deshalb eben die Familie so lieb. Auch Sie werden dieselbe liebgewinnen, dessen bin ich gewiß. Der Vater: ein Kavalier alter Schule, von einer Feinheit und Vornehmheit, die echt sind; ein Charakter, fest und doch milde. Die Mutter: das Urbild einer edlen Frau, ein Herz überreich an Güte und Liebe."

„Nun weiter! Die Söhne und Töchter?" forschte der Premierlieutenant, als der Baron schwieg.

„Die beiden Söhne sind außer dem Hause, der eine steht bei der Garde, der Jüngere ist Finanzrath, Beide tüchtig wie der Vater und hochgeschätzt. Von den Töchtern sind die beiden älteren hier in W. vermählt. Nur die Jüngste, Melanie, lebt noch bei den Eltern. — Sie müssen aber doch die Damen schon kennen gelernt haben?"

„Allerdings," erwiederte lächelnd Liebenstein. „Ich wollte aber gern Ihr Urtheil hören."

Der Premierlieutenant war inzwischen fertig geworden, und die Herren machten sich auf den Weg nach dem Speisehause. Auf der Straße schien dem Baron ein Gedanke gekommen zu sein, dem er sofort Ausdruck gab durch die Frage: „Weshalb legten Sie so großen Werth auf mein Urtheil über die Familie Lölling? Sie wünschten wohl vor Allem mehr zu erfahren über Fräulein Melanie?"

Der Lieutenant lachte. „O, Sie wollen mir jetzt be-

weisen, daß Sie meine guten Lehren beherzigt haben und mißtrauisch werden! Sie sehen mich auch wahrhaftig in diesem Augenblick so eigenthümlich an, Verehrtester!"

„Von Mißtrauen kann keine Rede sein; im Gegentheil, wenn ich Ihnen nützlich sein könnte —"

„Nützlich? Sie glauben also doch, daß ich vielleicht so einen kleinen Hintergedanken habe!"

„Offen gestanden, es würde mich nicht wundern, wenn auch Sie die Zahl der Bewerber um Fräulein Melanie vermehren würden."

„Diese Zahl ist wohl ziemlich groß?"

„Nicht klein, das können Sie sich wohl denken, nach all' dem, was ich Ihnen gesagt habe. Es sind aber nicht Viele, die verdienen würden, mit Melanie's Hand beglückt zu werden."

„Mich würden Sie für würdig halten?"

„Ich habe keine Ursache, das Gegentheil zu glauben."

„Vorsichtig gesprochen!" scherzte der Lieutenant; „sehr vorsichtig! Sie machen entschieden Fortschritte."

Der Baron mußte lächeln. „Sie werden ohnehin genug verwöhnt und gehätschelt, wenn auch Ihre Freunde Ihnen noch schmeicheln wollten, müßten Sie zu übermüthig werden."

„Ich danke Ihnen, Baron, daß Sie mein Freund sind. Ich habe deren nicht viele, das weiß ich nur zu gut, trotz all' meiner Beliebtheit, auf welche Sie anspielten. Dem Freunde will ich nun offen gestehen, daß ich kaum die Zahl der Bewerber vermehren werde. Ich habe Melanie Lölling neulich in einer Gesellschaft getroffen, sie hat aber keinen sonderlichen Eindruck auf mich gemacht. Ihre Art ist nicht die meine, das heißt diejenige, welche mich hinreißen könnte. Eigentlich könnte man sagen, wir seien von gleicher Art. Sie hat etwas Kühles an sich, und ich bin sehr kalt."

„Sie kalt?“

„Gewiß, Verehrtester, sehr kalt, so paradox Ihnen dies auch scheinen mag. Solch' eine echte und rechte Herzensgluth habe ich noch nicht verspürt. Daß ich Liebhaberrollen gespielt habe, will ich gern bekennen, aber nur gespielt! Ich bin überhaupt eine komische Natur und fürchte fast, ich werde niemals kennen lernen, was wahre Liebe ist.“

„Das wäre traurig!“

„Der ‚traurige Hanswurst‘ ist vielleicht auch eine Rolle, die ich einst werde spielen müssen,“ erwiederte lächelnd Herr v. Liebenstein, fuhr aber dann in übermüthigem Tone fort: „Na, vorläufig bleiben wir bei den lustigen Rollen und für heute lassen wir das Philosophiren. Es kommt nichts Gescheidtes heraus dabei.“

Zweites Kapitel.

Melanie v. Lölling und Premierlieutenant v. Liebenstein standen neben dem Flügel.

„Stellen Sie sich hierher, da!“ bat Melanie.

„Hierher? — Ist's so recht?“

„Ja, noch ein wenig mehr nach rechts, und machen Sie sich breit.“

„Darf ich fragen —?“

„Sie sollen einfach den Anderen den Zugang versperren; ich möchte ein wenig Ruhe haben.“

„Ah! Also eine Art Wandschirm soll ich vorstellen?“

Melanie lächelte. „Jedoch einen, mit dem man sich unterhalten kann.“

„Sehr liebenswürdig! Ich will versuchen —“

„Halt! Zuerst müssen Sie mir eine Frage beantworten. Ich hörte Sie vorhin zu meiner Schwester sagen, daß man die jetzige Entwickelung unserer Kunst zwar nicht billigen, aber begreifen könne.“

„Das ist meine Ueberzeugung."

„Das überrascht mich. Es stimmt nicht mit Ihren sonstigen Grundsätzen."

„Man hat Ihnen also von mir erzählt. Sie haben sich darnach ein Bild von mir gemacht — ich kann mir wohl denken, daß dieses nicht nach Ihrem Sinne war."

„Sie wissen also, was man von Ihnen erzählt?"

„Mein gnädiges Fräulein, ich darf sagen: ich bin besser als mein Ruf. Ich bin nicht schlimm, mein Wort darauf! Es ist Alles nur Komödie!"

„Warum spielen Sie diese Komödie?"

„Zu meinem Vergnügen und zu dem Anderer. Die Welt bietet so viel Trauriges, Unangenehmes, daß sich Jeder ein Verdienst damit erwerben kann, wenn er ein bischen zur Erheiterung beiträgt; und da ich sonst mich nicht recht nützlich machen konnte, so wählte ich diesen Beruf."

„Können Sie sich wirklich nicht auf andere Weise nützlich machen?"

„Ich habe es bisher noch nicht versucht."

„Dafür verdienen Sie Tadel."

Liebenstein neigte lächelnd sein Haupt: „Ich gelobe Besserung."

„Wenn man Ihnen nur glauben dürfte! Sie spielen ja zu gerne Komödie! Man müßte Sie unter strenge Aufsicht stellen, sonst würden Sie nur zu bald allen guten Vorsätzen untreu."

„Wollen Sie diese Aufsicht führen?"

„Für den heutigen Abend — ja!" erwiederte die junge Dame mit schalkhaftem Lächeln.

Der Premierlieutenant lächelte ebenfalls, verneigte sich sehr ehrerbietig und reichte dem Fräulein den Arm, um sie zu Tische zu führen.

„Wie soll ich mich benehmen, edle Dame?" fragte er leise, als er neben ihr Platz nahm. „Sehr ernst sein?"

„Nein, fröhlich! Ich möchte Sie von Ihrer besten Seite kennen lernen.“

„Sie meinen also, daß meine ernste Seite keine sonderlich gute sei, oder daß ich überhaupt nicht ernst zu nehmen wäre?“

Ein flüchtiger Seitenblick streifte ihn. „Mein Vater behauptet, Diejenigen seien am glücklichsten, welche Dinge und Menschen nicht ernst nehmen.“

„Ein Lehrsatz, dem ich vollständig beistimme,“ erwiederte er kurz.

Die Unterhaltung wurde durch Zwischenfragen von Anderen unterbrochen, und die beiden jungen Leute sahen sich bald in das allgemeine Gespräch verwickelt. Die Auszeichnung, welche der Premierlieutenant genoß, daß er neben Melanie sitzen durfte, trug ihm natürlich einigen Neid ein. Mehrere Herren beobachteten mit eifersüchtigen Blicken den neuen Gast, in welchem sie einen Nebenbuhler vermuthen mußten, und sahen mit Mißvergnügen, daß er heute in der That die Hauptrolle spielte. Herr und Frau v. Lölling fanden diesen Gast auch unzweifelhaft sympathisch und beschäftigten sich mit ihm. Es mochte was immer für ein Thema angeschlagen werden, so wurde Liebenstein veranlaßt, sich zu äußern, und erwies sich stets als geistreich und gewandt, so daß er allmälig in der That die ganze Unterhaltung beherrschte. Der Eine oder Andere hatte zwar versucht, das Gespräch auf Dinge zu lenken, von denen man annehmen konnte, daß sie einem Lieutenant ferne lägen, er war aber zum Verdrusse der Anreger nicht mundtodt zu machen.

Man sprach von Reisen; von Indien, Afrika, vom Nordpol, zuletzt natürlich auch von dem unvermeidlichen Italien. Mehr oder minder banale Aeußerungen wurden laut; man stritt über die Eindrücke, welche der Besuch dieses Landes hinterlasse. Herr v. Liebenstein war selbst-

verständlich auch dort gewesen; wie er darüber denke, wurde er gefragt. Er antwortete mit einigen Versen:

„Hüte dich! Der schöne Süden
Ist gefährlich für den Gast;
Ist gefährlich für den müden
Vogel, der dort hält die Rast;
Ist gefährlich für den Wand'rer,
Der dort fahndet nach dem Glück,
Mancher kam schon als ein And'rer,
Sehnsuchtskrank, von dort zurück."

„Von wem sind diese Verse?" fragte Melanie.

„Aus einem halbverschollenen Almanach, in welchem Jugendgedichte, für empfindsame Seelen gesammelt, niedergelegt wurden," bemerkte ein Professor, als Herr v. Liebenstein nicht sofort antwortete.

„Aus einem Almanach?" fragte verwundert der Lieutenant.

„Ich werde mich kaum irren," erwiederte etwas schroff der Professor.

„Ah, das ist wirklich interessant! Ich schrieb diese Zeilen in mein Tagebuch, als ich in Verona den letzten Blick auf die Orangengärten warf, um wieder durch die Berge heimzukehren. Bestimmt weiß ich, daß ich die Verse vorher nicht gelesen hatte, und ich glaubte daher, sie wären mir selbst eingefallen. Sie würden mich in der That sehr verbinden, wenn Sie diesen halbverschollenen Almanach zum Vorschein brächten. Es interessirt mich natürlich, den Mann kennen zu lernen, welcher mein Tagebuch mir vorgedichtet hat."

Man lächelte, ein ganz leises Kichern klang von der anderen Ecke der Tafel her.

„Ich werde nachsehen," war die verlegene Antwort des Professors.

Baron Prettau glaubte jetzt auch den Zeitpunkt ge-

kommen, um seinen Freund der Gesellschaft von einer neuen Seite zu zeigen.

„Haben Sie diese Verse vielleicht auch in Musik gesetzt?“ fragte er.

Neues Staunen, Murmeln, Zwischenrufe: „Nicht nur Dichter, auch Komponist?!“

Herr v. Liebenstein wehrte lachend ab. „Bewahre! Weder Dichter, noch Komponist! Ein paar Verse zum Hausgebrauch; was will das sagen? Schließlich ist ja auch nicht viel dabei, wenn man einige Akkorde zusammenstellen kann. Derlei bringt heute ein halbwegs Gebildeter leicht fertig. Die Meisten thun freilich verschämt, weil sie heimlich doch glauben, sie wären Poeten, und sich vor der Kritik fürchten. Ich schäme mich meiner Reimereien nicht, weil ich nicht stolz darauf bin. Ich dilettire eben überall herum.“

„Sie sind ungehorsam,“ bemerkte Melanie. „Sie sollten heiter sein und zeigen uns Ihre ernsten Seiten.“

„Es war wirklich nicht meine Absicht, mich zu zeigen, mein gnädiges Fräulein. Ich habe nur die leidige Gewohnheit, auf alle Anzapfungen — verzeihen Sie dies Wort — einzugehen. Ehrlich sage ich, was ich weiß; mache aber auch kein Hehl aus meiner Unwissenheit, wenn ich etwas nicht verstehe.“

„Ich bin ja nicht böse darüber; Sie haben wenigstens Ihr Recht erwiesen, auch lustig sein zu dürfen.“

„Und damit Anspruch erwirkt auf ein mildes Urtheil?“

Wieder streifte ihn ein Seitenblick, wie vorhin; er wußte nicht, weshalb er dabei ein unbestimmtes Gefühl — halb Unbehagen, halb Befriedigung — empfand.

„Legen Sie Werth darauf?“ lautete die Gegenfrage.

„Kann es mir gleichgiltig sein, wenn Sie mich für einen Unhold halten?“

Melanie lachte fröhlich, und jetzt fiel ihm der helle,

sympathische Klang ihres Lachens auf. „Die Unholde sind interessant! Als ich noch Kind war, gefielen mir die Märchen am besten, in denen solche vorkamen."

„Da dürften es doch wohl die Ritter gewesen sein, welche die Unholde besiegen und tödten, die das Interesse erweckten."

„Die Ritter sind verschwunden, man findet sie nicht mehr," gab sie zurück.

Sie sah ihn jetzt voll an, und nun sagte er lebhaft, mit einer Wärme, die er bisher nicht gezeigt hatte: „Sie irren, mein gnädiges Fräulein, es gibt noch Ritter und — auch Märchenprinzessinnen für Diejenigen, welche noch einen kindlichen Glauben haben."

Langsam senkten sich die Wimpern, und dann wandte sich Melanie ab zu dem Nachbar auf ihrer anderen Seite.

— — — — — — — — — — — —

Liebenstein mußte seine Besuche im Hause Lölling wiederholen; immer öfter kam er, denn er wurde immer dringender zum Wiederkommen eingeladen. Er konnte dabei bemerken, daß dafür Andere immer seltener erschienen und mehr oder weniger deutlich zu verstehen gaben, daß sie von ihm sich verdrängt fühlten. Es war ihm peinlich genug, doch wie sollte er es ändern? Wohl hatte er mehrmals schon sich vorgenommen, allmälig und unauffällig sich zurückzuziehen, doch den Vorsatz auszuführen, wurde ihm unmöglich gemacht durch die Liebenswürdigkeit des Herrn v. Lölling. Er befand sich in einer peinlichen Lage. Zum Spiele war Melanie zu gut, und Liebe fühlte er nicht für sie.

Da kam der Geburtstag Melanie's heran. Im Hause Lölling herrschte die Gepflogenheit, daß an den Vorabenden solcher Familienfeste die vertrauten Freunde eingeladen wurden, welche bei dieser Gelegenheit ihre Glückwünsche darbrachten. Liebenstein hatte natürlich auch eine Ein-

ladung erhalten. Sie lautete auf einen Tag, an welchem ihn Inspektionsdienst in der Kaserne traf. Er war beinahe froh darüber und beeilte sich, seine Entschuldigung bekannt zu geben. Zu seinem Erstaunen aber ließ ihn der Oberst am Morgen jenes Tages rufen und theilte ihm mit, daß er Diensttausch veranlaßt habe.

„Herr v. Lölling hat mir zufällig davon gesprochen, daß er Ihre Verhinderung bedaure, und ich will meinem alten Freunde gerne den Gefallen erweisen — wohl auch Ihnen, nicht wahr? — und Sie für heute freigeben. Amüsiren Sie sich gut und überbringen Sie auch meine herzlichsten Glückwünsche."

„Das Schicksal will es," dachte der Premierlieutenant, als er die Mittheilung empfing.

Jetzt hatte er natürlich keine Ausrede, er mußte hingehen und dem Geburtstagskinde persönlich sein Geschenk überreichen. Er hatte nämlich einmal erwähnt, daß er während der Manöver verschiedene Skizzen aus dem Feld- und Lagerleben in sein Tagebuch gezeichnet habe. Melanie hatte darauf den Wunsch ausgesprochen, dieselben zu sehen, und auf seinen Einwand, daß es nur ganz flüchtige, jetzt wahrscheinlich schon halb verwischte Zeichnungen seien, lachend erwiedert: „Dann zeichnen Sie die schönsten fein säuberlich ab und schenken mir die Blätter zu meinem Geburtstage." Das hatte er nun gethan, auch ein kleines Album anfertigen lassen, und überbrachte jetzt dasselbe.

Melanie nahm mit lebhafter Freude das Geschenk entgegen und dankte ihm in herzlichster Weise. Sie erschien ihm diesmal reizender als je, eine gewisse Erregung über die liebevollen Aufmerksamkeiten und Huldigungen, deren Mittelpunkt sie an diesem Abende war, leuchtete aus ihrem Antlitz, das fein geröthet war; sie hatte etwas so Liebliches, wenn sie von Einem zum Anderm ging und Jedem ihren Dank aussprach. Es entging dem Lieutenant auch nicht,

daß, so oft ihr Blick ihn traf, sie ihm zulächelte. Er beobachtete sie, und fand ein Vergnügen daran; er fing an zu träumen, und die Träume waren angenehm.

Auf einmal stand sie vor ihm. „Sie haben mir eine große Freude gemacht, daß Sie meinen thörichten Wunsch nicht vergaßen.“

„Die Blätter sind wahrhaftig keine Kunstwerke, und ich bitte, zeigen Sie die Dinger nicht zu viel herum,“ erwiederte er scherzend.

„Kunstwerke sind sie nicht,“ sagte sie ernsthaft, „aber für mich eine liebe Erinnerung.“

„Sie wollen also meiner gedenken?“

„Wünschen Sie, daß ich Sie vergesse?“ Sie sah ihn an und er bemerkte einen feuchten Schimmer in ihren blauen Augen, auch ihre Stimme hatte ein wenig gezittert.

„Verdiene ich denn, daß Sie an mich denken? Ich habe so viele Fehler, viele Schwächen —“

„Man verzeiht gerne, wenn —“ Sie vollendete nicht, sondern wandte sich halb zur Seite und brach ein Blättchen von einem blühenden Strauche, der auf einem Tischchen in der Nähe stand. Wie Morgenroth lag es auf ihrer Stirne.

Liebenstein ergriff ihre Hand; er fühlte sich seltsam bewegt, ein unbestimmtes Gefühl von Rührung, Mitleid und Verlangen gewann die Herrschaft über ihn.

„Melanie! Vollenden Sie. Wenn —?“

Sie schüttelte nur leicht den Kopf.

Aber er verspürte einen sanften Druck der Hand, welche er in der seinen hielt, er fühlte ein leises Beben, ein rascheres Pulsiren ihres Blutes. Rasch warf er einen Blick um sich. Die Anderen waren Alle in den Nebenzimmern, man hatte das Paar allein gelassen. Er führte ihre Hand an die Lippen und küßte die schlanken Finger.

„Wenn man liebt?“ flüsterte er leise.

Melanie schloß die Augen und neigte ein wenig den Kopf vor. Er zog sie näher an sich und drückte einen Kuß auf die Stirne und dann auf ihren Mund. „Melanie, ich will Dich verdienen.“

Er sah, wie langsam zwei klare Tropfen unter den langen, weichen Wimpern hervorquollen, und es wurde ihm warm in der Brust.

Frau v. Lölling trat in das Gemach.

„Wo steckt denn das Geburtstagskind?“

Melanie flog auf sie zu, legte ihren Arm um den Nacken der Mutter und raunte ihr, selig und fröhlich wie ein Kind am Weihnachtstage, in's Ohr: „Ich habe noch ein Geschenk erhalten, das schönste!“

Liebenstein war auch näher getreten, Frau v. Lölling streckte ihm die Hand entgegen: „Machen Sie mein liebes Kind glücklich! Sie verdient es.“

Der Premierlieutenant beugte sich über die Hand der Dame, er vermochte in diesem Augenblick kein Wort zu sprechen. —

Bei dem Mahle verkündete Herr v. Lölling die Verlobung. Es gab neuerliche Glückwünsche, Hochrufe auf das Brautpaar und fröhlichen Umtrunk, wie das so Sitte ist. Ueberraschung und Erstaunen verrieth Niemand. Herr v. Liebenstein hörte vielmehr aus allen Glückwünschen nur heraus: „Also endlich! Wir haben es ja vorausgesehen.“

Später nahm Herr v. Lölling den Eidam vertraulich zur Seite und sagte: „Sie hatten es unserem Nesthäkchen von Anfang an angethan, das merkte ich sofort nach Ihrem ersten Besuche. Es muß doch etwas Wahres daran sein, daß die Liebe kommt, unbewußt und ungerufen; sie ist auf einmal da, man weiß nicht woher und warum. — Na, Sie haben mir auch gefallen und ich denke, daß in dem ‚tollen‘ Liebenstein ein ernster Ehrenmann steckt. — Auf euer Glück, mein Sohn!“

Sie stießen an und es gab einen guten Klang.

— — — — — — — — — — — —

Baron Prettau begleitete den Freund nach Hause. Sie waren eine Weile schweigend nebeneinander hergegangen, bis endlich Liebenstein fragte: „Na, was werden Sie jetzt von mir denken?“

Der Baron drückte ihm die Hand. „Das Beste! Das Glück hat sich Ihnen dargeboten, und Sie haben zugegriffen. Sie werden es auch festzuhalten wissen dadurch, daß Sie es verdienen.“

Erst nach einiger Zeit kam die zögernde Anwort: „Ich hoffe, daß die Zukunft Ihnen Recht gibt.“

Drittes Kapitel.

„Hans, hier ist sie! — Mein Bräutigam, Hans v. Liebenstein — meine liebe Freundin, Else v. Steinberg! — So, vorgestellt seid ihr, jetzt reicht euch die Hände und haltet gute Freundschaft!“

Melanie hatte in ihrer schelmischen Weise dies gesprochen und freute sich über das Erstaunen, welches die Beiden zur Schau trugen, als sie sich prüfend maßen.

„Meine liebe Melanie hat so viel von Ihnen geschwärmt, harrte so ungeduldig Ihres Erscheinens, mein gnädiges Fräulein, daß ich mich bereits erbieten wollte, Sie zu holen,“ begann der Lieutenant.

„Und ich beeilte mich, zu kommen, um Melanie in Ihrem bräutlichen Glück zu sehen,“ erhielt er zur Antwort.

„Else bleibt bis zu unserer Hochzeit hier, sie hat es mir versprochen,“ warf Melanie ein.

„Richtiger gesagt, ich habe es versprechen müssen, Melanie gab nicht eher nach. Sie wollte mir nicht zugestehen, daß für ein Brautpaar jede dritte Person nur immer störend sei.“

Herr v. Liebenstein zog es vor, nichts zu erwiedern, denn sonst hätte er sagen müssen, daß er für seine Person dies unumwunden zugestehe.

Seit längerer Zeit hatte Melanie von ihrer „theuren" Freundin Else Steinberg gesprochen, und zwar in einer Weise, welche die lebhafte Neugierde des Premierlieutenants erregen mußte. Nun stand diese Freundin leibhaftig vor ihm und erweckte in der That sein Interesse. Else v. Steinberg war fast in allen Stücken ganz anders, als Melanie, verschieden in Gestalt und Haltung, verschieden im Wesen. Hochgewachsen und schlank, mit einem scharf gezeichneten Antlitz. Dunkelhaarig und mit tiefliegenden, funkelnden Augen, machte Else den Eindruck einer energischen, starknervigen Natur; sie verrieth Selbstbewußtsein, Klugheit und Stolz, vielleicht auch ein wenig Rücksichtslosigkeit und Selbstsucht; während Melanie in jeder Hinsicht zarter organisirt war. Liebenstein begriff, daß Else einen starken Einfluß auf ihre Freundin ausüben konnte.

Fräulein v. Steinberg kam ihm in einer Weise entgegen, welche das Bestreben verrieth, seine Sympathien zu gewinnen, und er freute sich darüber, da er dies dahin deutete, daß Else seiner Braut zu Liebe mit ihm auf gutem Fuß zu stehen wünsche. Jedenfalls erschien ihm dies besser, als wenn er ihr mißfallen hätte, und er dann einen feindlichen Einfluß hätte bekämpfen müssen. Er ließ es daher auch seinerseits an nichts fehlen, um sich der Freundin im bestem Lichte zu zeigen, war aufmerksam, galant und liebenswürdig, wofür ihm Melanie aufrichtig Dank wußte.

Liebenstein war schließlich gar nicht ungehalten darüber, daß Else nicht von Melanie's Seite wich, und die Beiden förmlich unzertrennlich erschienen; er fühlte kein so starkes Bedürfniß mehr, mit Melanie allein zu sein, um zärtliche Zwiesprache zu halten; und wenn seine Braut mit der „Dritten im Bunde" einverstanden war, so konnte es ihm

auch recht sein. Es fiel ihm bald auch gar nicht mehr auf, daß in der Unterhaltung eigentlich Else das Wort führte, und Melanie mehr zuhörend sich verhielt. Sie machte ja dabei ein so glückliches Gesicht, lachte so fröhlich und heiter bei den scherzhaften Wortkämpfen, welche Liebenstein und Else ausfochten, daß er keinen Anlaß hatte, sein Benehmen zu ändern.

Anfänglich hatte der Lieutenant eine gewisse Zurückhaltung beobachtet, als kluger Mann gestattete er nicht leicht Jemand Einblick in sein Denken und Fühlen, allmälig aber gewann Else sein volles Vertrauen derart, daß er sorglos wurde, obwohl er ganz richtig den Scharfblick und die Beobachtungsgabe des Fräuleins v. Steinberg erkannt hatte.

Einmal — Melanie hatte sich auf kurze Zeit entfernt — überraschte ihn Else mit der Bemerkung: „Es scheint, daß Melanie Sie erobert hat, und nicht umgekehrt, Sie Melanie.“

Liebenstein lachte. „Es ist selbst für den größten Helden keine Schande, in die Gefangenschaft schöner Frauen zu gerathen.“

„Ich habe also Recht?“ fragte Else.

„Vielleicht. Ich kann es nicht mehr genau sagen. Geliebt werden, ruft Liebe hervor, wie Mißtrauen wieder Mißtrauen erzeugt, oder um ein ganz modernes Bild zu gebrauchen, der Magnet weckt den elektrischen Strom.“

„Sie mußten also erst elektrisirt werden?“

„Beinahe möchte ich es selbst glauben. — Sehen Sie, mein gnädiges Fräulein, das Leben, welches ich führte, war gewiß heiter und vergnüglich, manchmal kam es mir aber doch recht schal vor. Immer nur an sich denken zu müssen, wird auf die Dauer langweilig. Nun soll es anders werden. Ich werde nicht mehr blos mit meinem eigenen Selbst mich zu beschäftigen haben, es werden mir

neue Pflichten erstehen, deren Erfüllung auch neue Befriedigung bietet, und schließlich die Hauptsache: es wird recht behaglich werden."

„Eine sehr kühle Auffassung," erwiederte Else in einem Tone, welcher den Lieutenant befremdete. Er bereute in diesem Augenblicke, daß er so offen gesprochen habe, und beeilte sich jetzt, den Eindruck seiner Worte abzuschwächen.

„Ich wollte Ihnen nur beweisen, daß auch der Verstand keine Einwendung gegen die Entscheidung des Herzens erheben konnte," sagte er.

Melanie erschien wieder und das Gespräch hatte ein Ende. Der Lieutenant dachte bald auch nicht mehr daran, und sein Verkehr mit Else blieb unbefangen und vertraulich wie zuvor.

Einem schien aber dies nicht zu gefallen, und dies war Baron Prettau. Der Premierlieutenant bemerkte plötzlich, daß der sonst so treue und anhängliche Freund merklich kühler wurde und sich zurückzog, manchmal auch herbe und scharfe Aeußerungen fallen ließ, welche mit seinem Wesen gar nicht im Einklang standen.

Liebenstein grübelte nicht erst lange darüber nach, was die Ursache dieser Veränderung sein könne, sondern ging geradewegs auf das Ziel los, indem er den Baron einfach fragte, weshalb er so verstimmt sei.

Auf die offene Frage erfolgte auch eine offene Antwort. „Sie sind verlobt und tändeln mit Fräulein v. Steinberg in einer Weise, als ob diese erst Ihre Braut werden sollte."

Der Premierlieutenant machte zuerst ein verblüfftes Gesicht, dann lachte er hell auf. „Sie sind ja ein furchtbarer Tugendbold! Nicht einmal Melanie ist eifersüchtig und Sie —." Er stockte und sah den Baron scharf an. Ein überraschender Gedanke war ihm durch den Kopf gegangen, als er das Wort „eifersüchtig" ausgesprochen hatte.

Baron Prettau vermied es, dem forschenden Blick des

Freundes zu begegnen. „Fräulein Melanie ist zu unerfahren —“ begann er in etwas unsicherem Tone. Doch Liebenstein ließ ihn nicht weiter reden, sondern legte die Hand auf den Arm des Freundes und sagte kurz und bestimmt: „Sie sind eifersüchtig! Widersprechen Sie nicht, leugnen Sie nicht! Ich sehe jetzt ganz deutlich, wie es mit Ihnen steht. Verzeihen Sie, daß ich daran gar nicht gedacht hatte, sonst hätte ich sicher Alles vermieden, was Ihnen unangenehm sein konnte. Von nun an sollen Sie sich nicht über mich zu beklagen haben.“

Der Baron schien unschlüssig zu sein, was er darauf erwiedern solle. „Nun denn — ja!“ sagte er endlich, „das Fräulein v. Steinberg interessirt mich ein wenig. Wie aber soll ich ankommen, wenn Sie mir im Wege stehen! Sie mit Ihren gesellschaftlichen Talenten und sonstigen Eigenschaften stellen mich so in den Schatten, daß kein Blick auf mich fällt. Ich würde ja nichts sagen, wenn Sie frei wären, so aber sind Sie versorgt — verlobt wollte ich sagen — und könnten daher wohl außer Konkurrenz treten.“

Liebenstein, halb gerührt, halb belustigt, erklärte feierlich, daß er darauf verzichten wolle, „unversorgten“ Liebebedürftigen Konkurrenz zu machen.

Der Baron fand dies auch nur recht und billig, zumal ja Liebenstein eigentlich schuld sei, daß er, der Baron, sich für Else v. Steinberg interessire.

Wie das gekommen sei, fragte der Lieutenant neugierig.

„Fräulein v. Steinberg ließ sich von mir erzählen, was ich von ihnen wußte. Sie wollte offenbar Gewißheit haben, daß ihre geliebte Freundin einen echten und rechten Mann sich erwählt habe. Nun, ich habe das Meinige gethan, ihr diese Gewißheit zu geben —“

„Ich kann mir denken, wie Sie mein Lob gesungen haben,“ sagte der Lieutenant und drückte dem Freunde warm die Hand.

„Wir sprachen dann oft von Ihnen, das Fräulein äußerte sich auch sehr sympathisch über Sie, und das that mir wohl. So schwärmten wir Beide von Ihnen und dabei lernte ich Fräulein Else genauer kennen —"

„Und so weiter! Ich verstehe Alles, mein lieber Baron, und ich will mit Freude die Gelegenheit ergreifen, mich dankbar zu erweisen. Sie sangen mein Lob, ich will das Ihre dem Fräulein v. Steinberg in die Ohren posaunen. Else soll schwärmen für Sie und Ihr Herz."

„Lassen Sie die Scherze," bat der Baron. „Sie wissen ja, wie wenig mir das Glück hold ist."

„Wir werden ihm ein wenig nachhelfen, Melanie und ich, vertrauen Sie uns!" —

Was Liebenstein versprach, das wurde auch gewissenhaft ausgeführt. Mit bewunderswerther Gewandtheit vollzog er den „Frontwechsel"; ganz unauffällig für Andere, für Else v. Steinberg allerdings nicht. Er verstand es so einzurichten, daß Melanie sich mehr an der Unterhaltung betheiligen mußte, daß sie Beide mehr als bisher allein sein konnten, und die „Dritte im Bunde" nicht mehr die erste Rolle spielte. Bei jeder passenden Gelegenheit sprach er von dem Baron, und wußte Melanie — ohne daß sie seine Absicht merkte — auf den Gedanken hinzulenken, dieser wäre so recht geeignet für Else. Sein Hauptmanöver aber war, daß er den Baron, so oft es nur schicklicherweise anging, mitbrachte, das Weitere ergab sich dann von selbst. Else v. Steinberg war gezwungen, sich mit Prettau zu unterhalten, und Melanie hatte nicht den Vorwurf zu fürchten, daß sie die Freundin allein lasse.

Liebenstein hatte vorausgesetzt, daß auch das Fräulein v. Steinberg sich nicht allzuschwer in die veränderten Verhältnisse fügen werde, da ja Alles vermieden worden war, was sie hätte verletzen können. In der That schien sie bald mit der neuen Sachlage sich befreundet zu haben; an-

fangs freilich hatte sie sich etwas verstimmt gezeigt, und ab und zu war auch eine spitze Bemerkung gefallen.

Eines Tages wollte der Premierlieutenant seine Braut zu einem Spaziergange abholen. Er traf sie nicht zu Hause, sie war mit der Mutter zu einer ihrer Schwestern gegangen, erhielt aber den Bescheid, daß er warten möge, die Damen würden bald zurückkehren.

Liebenstein betrat den Salon und fand hier Else. Er mochte seine Ueberraschung nicht gut genug verhehlt haben, denn sie bemerkte: „Es scheint Ihnen sehr unangenehm zu sein, mit meiner Gesellschaft sich begnügen zu müssen. Wenn Sie es wünschen, will ich Sie allein lassen."

Natürlich mußte er sich lebhaft gegen eine solche Annahme verwahren und betheuern, daß er sich glücklich schätze, wieder einmal mit der Freundin seiner Braut plaudern zu dürfen.

„Auf dieses Glück scheinen Sie sehr wenig Werth zu legen," bekam er zur Antwort.

„Sie thun mir Unrecht, gnädiges Fräulein! Ich weiß jedoch, daß Jemand dieses Glück so hoch anschlägt, daß derselbe eifersüchtig wird, wenn mir auch etwas davon zu Theil wird."

„Sie meinen den Baron Prettau?"

„Eben diesen. Sie sollten ihn nicht so kühl behandeln —"

„Ich verstehe, Sie verfolgen gewisse Absichten."

Liebenstein lachte fröhlich. „Haben Sie etwas gemerkt? Und finden Sie diese Absichten so sträflich?"

„Ja!" erwiederte sie rauh. „Es ist — es ist kränkend!" Ihre Stimme bebte wie im verhaltenen Zorn.

„Um des Himmels willen, mein gnädiges Fräulein; was könnte darin Kränkendes liegen? Der Baron —"

„Sprechen Sie nicht von ihm! Ich lasse mir keinen Ersatzmann aufdrängen."

Der Premierlieutenant machte zuerst eine sehr erstaunte

Miene, dann wurde er ernst. „Ich wüßte nicht, inwiefern Baron Prettau ein — Ersatzmann sein sollte."

Else preßte die Lippen zusammen und sah weg; Liebenstein schaute nach der Uhr und dann nach der Thür; er hegte den innigen Wunsch, Melanie möchte in diesem Augenblicke eintreten. Er hatte das unbehagliche Gefühl, als werde etwas Unangenehmes geschehen, dem er vorbeugen müsse. Wenigstens wollte er den Versuch machen, das Gespräch auf ein gleichgiltiges Thema hinzulenken.

Nichts aber ist thörichter, als zu glauben, man könne den Ausbruch eines Gewitters verhüten, indem man einen Blitzableiter aufstellt, oder durch eine gleichgiltige Zwischenfrage ein Weib hindern, das auszusprechen, was es auf dem Herzen hat.

Das sollte Liebenstein sogleich erkennen.

„Die Damen waren gestern im Theater?" fragte er ablenkend. „Ich war leider dienstlich verhindert, zu erscheinen, obwohl es mich sehr interessirt hätte, den berühmten Gast zu sehen. Die Mannstedt soll sehr gefallen haben."

„Sie hat die Prinzessin Eboli meisterhaft gespielt. Ich mußte dabei an mich denken."

Das war ein Wetterleuchten!

Herr v. Liebenstein versuchte eine scherzhafte Wendung. „Sie werden doch nicht sich mit einer Eboli vergleichen wollen?"

„Nicht in allen Stücken, aber in einem Punkte. Die Fürstin Eboli wird verschmäht und geht an ihrer Liebe zu Grunde, doch keinen Segen bringt es denen, die daran Schuld tragen."

„An ihrem Schicksal trägt Niemand Schuld, als nur sie selbst," versetzte Liebenstein die Stirn runzelnd.

„Nein!" rief Else. „Kann man dafür, wenn es wie Feuer vom Himmel uns auf das Herz fällt und es versengt? Warum mußte ich Sie sehen?"

Liebenstein erhob sich. Er hatte den Ausbruch des Gewitters nicht verhindern können, er mußte jetzt trachten, weiteres Unheil zu verhindern.

„Ich beklage es tief, mein Fräulein, daß unsere Wege sich kreuzten," sagte er. „Doch jetzt bitte ich mir zu gestatten, daß ich gehe — um Ihrer selbst willen, mein Fräulein!"

„Sie haben kein anderes Wort für mich?"

Else machte ein paar hastige Schritte auf ihn zu.

„Ich wünsche, daß Sie die Besinnung und damit den Frieden wieder finden, der Ihnen verloren ging, wenn Sie wollen: durch meine Schuld, doch ohne mein Wissen und Willen."

Liebenstein verbeugte sich förmlich und verließ den Salon.

Else v. Steinberg grub die Finger beider Hände in das Haar. Ein seltsamer Ausdruck lag in ihren Augen, und der Athem ging stoßweise.

„Wie kam das? War ich denn rasend? Jetzt ist Alles vorbei! Alles!"

Sie lächelte wie eine Irre, als sie mit langsamen, schleifenden Schritten nach ihrem Zimmer ging. Wie ein verheerender Bergstrom, aus tiefen, verborgenen Schlünden war es losgebrochen und hatte alle Schutzwehren: Vernunft, Berechnung, weibliche Zurückhaltung niedergerissen, und jetzt lag Alles in Trümmern. Wider Willen war es so gekommen; die unbändige Leidenschaft hatte die Fesseln gesprengt und ohnmächtig hatte sich die Ueberlegung erwiesen.

— — — — — — — — — — —

Der Premierlieutenant nahm seinen Weg durch Seitengassen, in welchen er sicher war, seiner Braut nicht zu begegnen. Er war aufgeregt, verstimmt und erschüttert zugleich.

„Es ist zum Tollwerden!" sagte er zu sich. „Dieses Weib ist einfach unzurechnungsfähig. Ich gäbe etwas darum, wenn ich dieser verwünschten Anziehungskraft, mit

der ich, wie es scheint, gesegnet bin, los und ledig wäre. Der Baron ist zu beneiden, daß ihn die Frauen links liegen lassen. Das hat gerade noch gefehlt, daß auch diese Steinberg sich in den Kopf setzt, mich lieben zu wollen. Das kann noch eine nette Geschichte werden. Hoffentlich hat sie wenigstens so viel Verstand, um schleunigst abzureisen!" —

Es gelang ihm, ohne Jemandem begegnet zu sein, seine Wohnung zu erreichen, und er war froh, daß am nächsten Tage ein Uebungsritt stattfand, und er daher einen Grund hatte, nicht im Hause der Braut erscheinen zu müssen. Er fühlte das Bedürfniß, erst zu überlegen, ob er den Vorfall geheim halten oder seiner Braut und dem Baron davon Mittheilung machen solle. Nach langem Schwanken kam er endlich zu dem Entschlusse, zu schweigen. Melanie sollte nicht betrübt werden durch eine Enthüllung, welche sie schmerzlich berühren mußte, jedenfalls hätte sie den Glauben an die Freundin verloren, und wer konnte wissen, ob nicht später einmal ein eifersüchtiger Verdacht in ihr rege werden würde. Frauen sind unberechenbar, Mißtrauen und Vorsicht daher immer gut. Den Baron in's Vertrauen zu ziehen, däuchte ihm fast wie Grausamkeit, der Gute hatte ja ohnehin so viele Enttäuschungen schon erlebt, daß er ihm nicht noch eine neue bereiten wollte. War es denn nicht auch möglich, daß Else v. Steinberg sich am Ende doch noch besänne, und mit dem „Ersatzmann" vorlieb nähme? Warum sollte er diese Möglichkeit zerstören? Kurz, das Ergebniß aller Erwägungen war: zu schweigen und zu hoffen, daß Else verschwinden würde. — —

Fräulein v. Steinberg verschwand aber nicht. Als der Lieutenant am dritten Tage wieder bei seiner Braut vorsprach, war auch Else zugegen. Sie benahm sich ihm gegenüber ruhig, gemessen, und nichts verrieth, welche Begegnung zwischen den Beiden stattgefunden hatte. Liebenstein fragte

heimlich seine Braut, ob Else nicht die Absicht geäußert hätte, heimzukehren.

„Wie kommst Du nur auf diesen Gedanken?“ erwiederte erstaunt Melanie. „Else freut sich so sehr auf unsere Hochzeit, und ich würde sie unter keinen Umständen ziehen lassen.“

„Es schien mir nur so, als ob ihr die Luft hier nicht gut bekäme. Sie sieht manchmal so angegriffen aus.“

„Im Gegentheil, sie befindet sich hier wohler, als daheim, wie sie mir sagte. Sie ist allerdings etwas nervös, die Arme.“ —

Einige Tage später begegnete Liebenstein dem Baron, der eine ungewöhnlich frohe Miene zur Schau trug.

„Welches Glück ist Ihnen widerfahren, lieber Baron? Sie leuchten ja förmlich,“ sagte er lachend.

„Fräulein Else war heute so liebenswürdig, daß ich glaube — doch nein! Ich will nicht zu früh glauben, aber ich — hoffe,“ versetzte der Baron.

Der Lieutenant brummte etwas vor sich hin, dann schüttelte er dem Baron die Hand. „Na, ich hoffe mit Ihnen, und es soll mich freuen, sehr freuen, wenn Alles gut abläuft.“

Liebenstein empfand eine gewisse Beruhigung. „Sie wird also vernünftig und nimmt den Ersatzmann,“ dachte er. „Da soll nun Einer klug werden aus den Frauenzimmern! Sie spielen Komödie, und wir nehmen es ernsthaft. Gottlob, diesmal bin ich wenigstens nicht 'reingefallen.“

* * *

Die volle Unbefangenheit und behagliche Stimmung gewann Liebenstein aber doch nicht mehr zurück. Der harmonische Friede des Hauses Lölling, welcher dasselbe für ihn so reizvoll gemacht hatte, erschien ihm gestört. Er vermied es natürlich, mit Else wieder allein zusammenzutreffen, es war ihm aber peinlich genug, daß er überhaupt

gezwungen war, mit ihr zu verkehren und zu sprechen. Ab und zu bemerkte er auch Blicke, welche ihn wieder beunruhigten und Zweifel erweckten, ob Baron Prettau nicht zu voreilig in seinem Hoffen sei. Manchmal sah sie ihn an, wie ein um Verzeihung flehendes Kind, so daß ihn fast Mitleid ergriff; ein andermal blitzte es drohend aus den funkelnden Augen, und auch Anspielungen fielen, welche die Anderen nicht verstanden, deren Sinn er aber wohl zu deuten wußte.

Kein Wunder war es daher, daß er seine Besuche abkürzte und gerne jeden Vorwand ergriff, der ihm ein Fernbleiben gestattete. In dieser unbehaglichen Stimmung empfand er wieder lebhafter das Bedürfniß nach Zerstreuung und Aufheiterung, und suchte diese in den Kreisen seiner lebensfrohen Bekannten. Man sah ihn nun wieder öfter im Klub der Dreizehn. Natürlich hatten auch gewisse Freunde das Bestreben, die Festigkeit der Grundsätze des angehenden Ehemannes auf die Probe zu stellen; man bemühte sich, ihn zu fesseln und ihm den Genuß der Freiheit möglichst köstlich und verlockend zu gestalten.

Liebenstein machte seinem alten Rufe wieder Ehre, und es hatte fast den Anschein, als ob er im Klub der Dreizehn die Führerrolle übernehmen wolle, welche Siegfried Fenelon abzugeben sich anschickte. Auch dieser hatte sich nämlich inzwischen verlobt, besser gesagt: er war verlobt worden. Die Familie hatte für ihn die Tochter eines reichen Hauses in Amsterdam auserwählt, zu welchem die Firma Fenelon in geschäftlichen und verwandtschaftlichen Beziehungen stand. Siegfried Fenelon war gehorsam gewesen, hatte nicht gemurrt, sondern sich — wie er sagte — in das „unabänderliche Schicksal des häuslichen Pantoffels“ gefügt, und nur den Vorbehalt gemacht, daß er die „letzten Tage des Verurtheilten“ genießen könne, wie er wolle.

Liebenstein fand jedoch, daß die übermüthige Lustigkeit

nicht mehr so natürlich und ungezwungen sei, wie früher. Auch fühlte er öfter eine Abspannung, die er vorher nicht gekannt hatte. Manchmal drängte es ihn, sich diesem Kreise wieder zu entziehen, wenn er nur anderswo die Heiterkeit gefunden hätte, ohne welche er nun einmal nicht leben zu können vermeinte. Das war aber leider nicht der Fall, und deshalb trieb es ihn, trotz aller Vorsätze, immer wieder in den Bannkreis der Lust zurück. —

Seit einiger Zeit erschien Melanie nicht mehr so heiter, wie einst, manchmal sogar nervös, was sonst ihrem Wesen ganz ferne gelegen hatte. Zwar zeigte sie sich immer gleich liebenswürdig gegen Liebenstein, und er hörte keinen Vorwurf, keine Klage über Vernachlässigung. Es wäre ihm beinahe lieber gewesen, wenn sie geschmollt und gezürnt hätte, als diese stille, duldende Sanftmuth. Diese ruhige Ergebung, welche ihm peinlich war, da er doch herausfühlte, daß ihre Seele bekümmert sei. Er mußte wohl auf die Vermuthung kommen, daß man ihr von seinem Klubleben erzählt habe, und er hatte mehrmals vorsichtig versucht, sie darüber auszuholen; aus ihren Antworten glaubte er jedoch schließen zu dürfen, daß im Hause Lölling von solchen Dingen nicht gesprochen werde.

Anfangs suchte er sich damit zu beruhigen, daß es eine „vorübergehende Wolke“ sei, welche Melanie's Stimmung trübe; doch diese wurde immer düsterer und nach einiger Zeit bemerkte er unverkennbare Zeichen tiefer Traurigkeit. Nun drang er entschieden in Melanie, sie möge offen aussprechen, was sie so sehr bedrücke. Nach einigem Zögern gestand sie endlich, daß eine unbestimmte Furcht sie quäle, irgend etwas könne sie trennen; sie zweifle nicht an Liebenstein's Treue und Liebe, doch die Zukunft mache ihr bange.

Der junge Offizier bot seine ganze Beredtsamkeit auf, um ihre Besorgniß zu zerstreuen; dabei fühlte er aber, daß er zwar beredt sein könne, jedoch die wahren Herzenstöne

nicht zu finden vermöge. Mißmuthig, mit sich selbst unzufrieden, gerieth er in einen Zustand nervöser Reizbarkeit, der ihn marterte und um so gieriger nach Zerstreuung lechzen ließ. Er schämte sich auch dieses Zustandes und wich dem Einzigen, mit dem er darüber hätte sprechen können, dem Baron Prettau, geflissentlich aus. Dieser hatte übrigens jetzt seine ganze Aufmerksamkeit dem Fräulein v. Steinberg gewidmet, sah Alles im rosigen Lichte und bemerkte daher gar nicht die Veränderung, welche mit Liebenstein vorgegangen war.

Der Jahrestag der Stiftung des Klubs der Dreizehn war gekommen, und dieser wurde immer in besonderer Weise gefeiert. Diesmal kam noch hinzu, daß ein neuer Präsident gewählt werden mußte, und daher sollte Außerordentliches geboten werden. Das geschah auch. Es war ein Wirbel bacchantischer Lust, der alle Besinnung hinwegfegte. Liebenstein hatte bisher in einem Punkte sich immer sehr zurückhaltend erwiesen — im Spiele. Er schloß sich zwar nicht aus, hielt aber Maß und wußte zur rechten Zeit aufzuhören. An diesem Tage entglitt ihm die Herrschaft über sich selbst, er hatte stark getrunken, spielte waghalsig und blindlings darauf los und verlor Summen, welche nahezu den ganzen Rest seines Vermögens erschöpften. Am hellen Morgen erst kehrte er heim und warf sich todmüde auf sein Bett.

Die Kunde von dem wilden Treiben im Klub hatte sich diesmal rasch in der Stadt verbreitet. Beim Frühschoppen sprach man darüber, und Mittags erzählten die Ehrsamen, welche nicht dabei gewesen waren, mit mehr oder minder aufrichtiger Entrüstung von den Ungeheuerlichkeiten, welche im Klub der Dreizehn „wieder einmal" vorgekommen wären. —

Es mochte drei Uhr Nachmittags sein, als Liebenstein

von seinem Burschen geweckt wurde. Schlaftrunken, mit wüstem Kopfe und dem Gefühle einer entsetzlichen Abspannung richtete er sich ein wenig auf und fragte unwirsch, weshalb man ihn störe.

Herr v. Lölling habe schon dreimal Boten gesendet, der Herr Lieutenant möge hinüberkommen, erhielt er zur Antwort. Der letzte Bote hätte sehr dringlich gethan und um jeden Preis den Herrn Lieutenant sprechen wollen.

Liebenstein sprang auf, ließ sich eine Schüssel kalten Wassers bringen, um Kopf und Brust zu baden, dann warf er sich rasch in die Kleider und eilte nach dem Hause des Herrn v. Lölling.

„Was ist geschehen?" fragte er das Mädchen, welches ihm die Thüre öffnete und ganz verstört aussah. Doch bekam er nur zur Antwort, daß der gnädige Herr in seinem Arbeitszimmer auf den Herrn Lieutenant warte.

Hastig trat er dort ein. „Sie sehen mich in heller Angst, was ist vorgefallen?" Damit streckte Liebenstein Herrn v. Lölling die Hand hin, ließ sie aber wie gelähmt sinken, als er in das Antlitz des alten Herrn blickte. Dieses Gesicht, sonst so väterlich wohlwollend und gewinnend freundlich, erschien jetzt wie aus Stein gemeißelt, nur ein leises Zucken um den Mund und ein Zittern der Augenlider verrieth, daß eine ungeheure Erregung hinter dieser starren Ruhe sich berge.

„Melanie liegt im Sterben!"

Mit dumpfer Wucht fielen diese Worte; sie schienen dröhnend aus weiter Ferne zu kommen.

„Um des Himmels willen, wie kam das?"

„Sie hat — Gift genommen."

„Gift! — Melanie?"

„Um Ihretwillen, Herr v. Liebenstein."

Der Premierlieutenant sah mit bleichem Munde den Greis an. Er vermochte kein Wort hervorzubringen.

„Als meine arme Frau die Unglückliche fand, da konnte diese nur noch stöhnen: ‚Ich wußte, daß ich nicht glücklich werden solle, und ich habe ihn so sehr geliebt.‘“

Liebenstein mußte sich auf einen Stuhl stützen, es wirbelte ihm vor den Augen und er sah Alles roth um sich her. Endlich stammelte er hervor: „Darf ich Melanie sehen?“

Herr v. Lölling trat einen Schritt vor. „Sie wollten es noch wagen? Nach — dieser Nacht?“

Der Lieutenant ließ den Kopf sinken. Nach einer Weile unheimlichen Schweigens murmelte er: „Ich stehe Ihnen zur Verfügung, bestimmen Sie, Herr v. Lölling, was geschehen soll.“

Der alte Herr hatte sich abgewendet und sagte, halb über die Schulter weg: „Um meiner armen Frau und meiner Kinder willen muß ich wünschen, daß dieses Unglück nicht noch schmerzlicher gemacht werde durch das Gerede der Leute. Wenn es irgend möglich ist, soll man über den Vorfall nichts weiter erfahren. Sie können daher Ihre Rolle als Bräutigam noch beibehalten — es war ja nur eine Rolle —, bis wir Melanie begraben haben!“

Laut aufschluchzend sank Herr v. Lölling auf einen Stuhl und barg sein Gesicht in den Händen.

Leise entfernte sich Liebenstein und schlich nach Hause — elend wie ein Verbrecher. — —

Vier Tage lang rang Melanie mit dem Tode. Sie hatte, wie man feststellte, aus der kleinen Hausapotheke Atropin entnommen; die Dosis war wohl zu gering gewesen, um sofort das Ende herbeizuführen, aber immerhin groß genug, um alle ärztliche Kunst zu vereiteln.

Liebenstein erschien täglich zweimal im Hause seiner Braut, um sich nach dem Befinden Melanie's zu erkundigen; er wurde der Abrede gemäß vorgelassen, und im Salon von Herrn v. Lölling empfangen, der ihm jedesmal

kurz denselben entsetzlichen Bescheid gab: „Keine Hoffnung! Keine Rettung!“ Dann mußte er wieder gehen; kein Wort mehr wurde ihm zu Theil, kein Wort von ihm entgegengenommen. Es war eine furchtbare Pein für Liebenstein, vor den alten Herrn hinzutreten, dessen vergrämtes Gesicht zu sehen und die vor Schmerz bebende Stimme zu hören; lieber wäre er wahrlich dem ärgsten Kugelregen entgegengegangen.

Am vierten Tage war es zu Ende. Die lange Dauer des Todeskampfes gestattete wenigstens, es glaubhaft zu machen, daß Melanie einer akut aufgetretenen Krankheit erlegen sei, der Hausarzt vermittelte alles Uebrige, so daß nur sehr Wenige, die vertrautesten Freunde der Familie, die Wahrheit erfuhren, und deren Verschwiegenheit konnte man sicher sein.

Bei der Leichenfeier stand Liebenstein neben dem Vater am Grabe des jungen Geschöpfes, welches hatte sterben müssen, weil es liebte. Der Lieutenant sah so bleich und ergriffen aus, daß er allgemein Theilnahme und Mitleid erregte. „Er muß sie sehr geliebt haben,“ flüsterten die Leute einander zu.

Wenige Stunden nach dem Begräbnisse empfing Liebenstein den Besuch des Barons Prettau. Die gemessene, förmliche Haltung, mit welcher dieser eintrat, ließ den Lieutenant erkennen, daß er auch diesen Freund verloren habe.

Nach einer sehr kühlen Begrüßung begann der Baron damit, daß er sein Bedauern aussprach, eine peinliche Angelegenheit erörtern zu müssen.

„Sie kommen im Auftrage der Familie Lölling?“

„Nein, aus eigenem Antrieb. Ich weiß, was geschehen ist und fühle mich verpflichtet, der Angelegenheit näher zu treten. Aus Gründen, die Ihnen bekannt sind, Herr v. Liebenstein, sieht sich die Familie außer Stande, Rechen-

schaft zu fordern. Das Andenken der Unglücklichen soll nicht entweiht werden, indem man das Geheimniß ihres Unglücks der Oeffentlichkeit preisgibt, und das würde geschehen, wenn irgend Jemand von der Familie einen Schritt unternehmen wollte, der unter den gegebenen Umständen auffallen müßte, da sich eine annehmbare Erklärung kaum finden ließe. Die Familie mußte sich daher entschließen, den Schuldigen dem Richterspruch seines eigenen Gewissens zu überlassen."

Der Premierlieutenant unterbrach den Besucher. „Wozu das viele Reden? Machen wir es kurz ab. Ich glaube zu verstehen, was Sie wünschen, und ich stelle mich Ihnen zur Verfügung."

Der Baron neigte nur ein wenig den Kopf und fuhr dann in dem gleichen kühlen Tone fort: „Leider ist die Sache nicht so einfach. Die Beziehungen, welche zwischen uns bestanden haben, würden es gleichfalls auffallend erscheinen lassen, wenn wir plötzlich ohne ersichtlichen Grund als Gegner aufträten, und es läge immerhin die Gefahr nahe, daß man unsere Differenz in Verbindung mit Vorgängen im Hause Lölling bringen könnte. Man würde kombiniren, Gerüchte könnten entstehen, und wenn man vielleicht auch nicht die Wahrheit erriethe, so wären die Vermuthungen vielleicht noch schlimmer, das heißt peinlicher für die Familie, als die Wahrheit selbst."

„So schaffen wir irgend einen glaubhaften Grund, den alle Welt sozusagen greifen kann. Ich bin zu Allem bereit," erwiederte ungeduldig Liebenstein.

Der Baron behielt seine Ruhe. „Jeder Zweikampf ist," fuhr er fort, „trotz der Ueberlegenheit, welche die Uebung in der Führung der Waffen dem Einen oder Anderen verleiht, stets eine Art Glücksspiel. Halten wir das fest. Die Sache liegt in unserem Falle so eigenthüm-

lich, daß wir uns nothwendigerweise entschließen müssen, von den üblichen Formen des Duells abzuweichen."

Liebenstein sah zuerst den Baron mit großen Augen an, dann wurde ihm allmälig der Sinn der Rede klar, und er lachte kurz auf.

„Jetzt begreife ich; ich soll einfach wie ein meuternder Lanzknecht um mein Leben würfeln! Gut! Mir ist Alles recht. Wenn das Loos gegen mich entscheidet, verpflichte ich mich, binnen acht Tagen — oder wünschen Sie eine andere Frist?"

Der Baron verneinte durch eine leichte Kopfbewegung.

„Abgemacht also!"

Liebenstein holte eine Kassette, welche Schachbrett, Karten und anderes Spielgeräth enthielt, und kramte zwei Würfel hervor. „Nur die Trommel fehlt," bemerkte er mit grimmigem Hohn, „sonst wäre es das reine Lanzknechtsspiel. — Wer soll den ersten Wurf haben?"

„Sie selbst," gab der Baron zur Antwort, dessen kalte Ruhe in seltsamem Gegensatz stand zu der unverkennbaren Erregung Liebenstein's.

Der Lieutenant würfelte — er zählte sechs Augen. Dann kam der Baron — er warf neun.

Herr v. Liebenstein verneigte sich vor seinem Gegner. „Diese Spielschuld kann ich wenigstens noch einlösen."

Baron Prettau nahm seinen Hut und wollte sich entfernen. Er war schon an der Thüre, als der Lieutenant rasch auf ihn zutrat. „Ein Wort noch, oder vielmehr eine Frage, wenn ich bitten darf. — Wir sind Freunde gewesen, und ich beklage es auch aufrichtig, daß wir so scheiden müssen. Doch daran ist nichts mehr zu ändern, es ist meine Schuld. Vielleicht werden Sie aber um dieser ehemaligen Freundschaft willen mir die Frage verzeihen: wer hat Ihnen mitgetheilt, was bei Löllings vorfiel?"

Der Baron zögerte mit der Antwort, und Liebenstein fuhr dringender fort: „War es Herr v. Lölling selbst oder sonst ein Mitglied der Familie?"

„Nein; es war Fräulein v. Steinberg."

Der Lieutenant nickte. „Das Fräulein v. Steinberg hatte wohl auch Kenntniß von den Vorgängen jener Nacht; ich meine, was im Klub geschah oder geschehen sein sollte; man hat ja die Dinge übertrieben."

„Ich glaube, ja."

„Aus ihrem Munde erfuhr also Melanie davon?"

Der Baron zuckte mit den Schultern.

„Ich beschwöre Sie, Herr Baron, sagen Sie mir wenigstens, ob Sie meine Vermuthung für gerechtfertigt halten."

Baron Prettau wurde plötzlich beredt, mit lebhaftem Eifer erwiederte er: „Wenn Fräulein Else darüber sprach, so that sie es nur aus voller Theilnahme für Melanie, und ahnte nicht, daß ihre arme Freundin die Sache so schwer nehmen werde. Fräulein v. Steinberg ist jetzt noch außer sich über den Vorfall; und mehr vielleicht noch, als die Eltern, zürnte Else über Sie und Ihr Benehmen, welches Melanie in den Tod trieb. Wäre das Fräulein ein Mann, so würde es an meiner Stelle hier gestanden und Rechenschaft gefordert haben."

„Ah, ich verstehe! Da nun das Fräulein eben kein Mann ist, so mußten Sie, Herr Baron, die Vertretung übernehmen. Und die reizende Idee, die Sache auf dem Wege — des Würfelns zu erledigen, stammt wohl auch aus dem Kopfe des gnädigen Fräuleins?"

„Ich will nicht leugnen, daß die Dame mich auf die verschiedenen Schwierigkeiten aufmerksam machte, welche dem Austrag der Angelegenheit in der sonst üblichen Weise sich entgegenstellten."

„Ich danke, Herr Baron; ich bin jetzt vollständig im Klaren."

Der Baron sah Liebenstein etwas verwundert an; er verstand die letzte Wendung nicht, doch fühlte er sich nicht berufen, um eine Erläuterung zu ersuchen, und ging.

„Der arme Thor mit seinem redlichen, gläubigen Gemüthe ist wieder einmal ‚hereingefallen‘ und merkt es nicht,“ dachte Liebenstein. „Möge das Schicksal ihn davor bewahren, daß in Erfüllung geht, was er wünscht und hofft. Der Lohn für seinen Liebesdienst wäre eine zu harte Strafe für seine Blindheit. — Dieser Dämon also war es! — Prinzessin Eboli triumphirt wohl jetzt daheim über ihre Opfer. Wahrhaftig, ich hätte doch den Baron warnen sollen. Aber er hätte mir ja nicht geglaubt. Möge er selbst zusehen, wie er aus dem Garn sich losmacht. — Und sie?! Vielleicht wird ihr auch noch gelohnt, wie sie es verdient.“

— — — — — — — — — — — —

Zwei Tage darauf stand der Premierlieutenant vor seinem Regimentskommandeur. „Es ist mir lieb, daß Sie meinem Rathe folgen und Urlaub nehmen,“ sagte dieser. „Sie sahen in den letzten Tagen so elend aus, als ob Sie selbst den Tod im Herzen trügen. Ich begreife Ihren tiefen Schmerz, den Verlust einer solchen Braut verwindet man nicht so leicht. Seien Sie stark und tragen Sie muthig das Leid. Vor Allem erholen Sie sich und kehren Sie wohlbehalten zurück.“

Wieder zehn Tage später versammelte der Oberst seine Offiziere um sich. „Meine Herren! Ich habe Ihnen eine schmerzliche Nachricht mitzutheilen: unser Kamerad, Premierlieutenant v. Liebenstein ist todt. Er war nicht stark genug, um den herben Verlust zu tragen, welchen er erlitten hatte, und suchte Ruhe und Vergessen. In seinem Abschiedsbriefe an mich bittet er, den Herren Kameraden seine letzten Grüße zu bestellen, und ersucht, ihm eine freundliche Erinnerung zu bewahren.“

Bald darnach las man in dem Tagesblatt einer kleinen Küstenstadt folgende Notiz: „In der Bucht nahe bei H. wurde vor einigen Tagen eine Leiche gelandet, welche allerdings fast bis zur Unkenntlichkeit entstellt war, die man jedoch aus verschiedenen Anzeichen und auf Grund vorliegender Umstände als die eines Premierlieutenants v. L. rekognoszirte, welcher einige Tage in H. zugebracht hatte. Der Genannte hatte Spuren von Melancholie gezeigt, und es steht außer Frage, daß er freiwillig den Tod gesucht habe. Wie wir vernehmen, ist an den Ortsvorsteher von H. bereits eine Verständigung von Seiten des Regimentskommandos gelangt, daß die Kameraden dem Unglücklichen einen Grabstein setzen lassen wollen." — —

Der Name Liebenstein wurde aus der Rangliste gestrichen, im Ortsfriedhof von H. erhob sich ein Marmordenkmal, der Klub der Dreizehn hielt ein Trauermahl ab, und dann — sprach die Welt wieder von anderen Dingen, und der Todte war vergessen.

Viertes Kapitel.

Ueber der Hauptstadt des britischen Reiches spannte sich ein blauer Frühlingshimmel, aber drunten in den Straßen sah man nichts davon, denn eine dichte Wolke von Nebel und Kohlenrauch lagerte über der unabsehbaren Häusermasse Londons.

In dem Bureau, in dem der Chef der wohlbekannten Firma Snyders, ein grauköpfiger, hagerer Engländer, eben einem seiner jungen Leute in ärgerlichem Tone eine Standrede hielt, war es schon fast dämmerig, obgleich es erst Nachmittag war, aber doch noch hell genug, um zu gewahren, daß der abgekanzelte Angestellte des Herrn Snyders ein junger, hochgewachsener Mann von auffallend gewinnendem Aeußeren war.

„Es ist nicht gleichgiltig, ob man 44½ oder 47½ schreibt, ganz und gar nicht gleichgiltig. Oder wollen Sie das bestreiten?" fuhr Snyders in seiner Strafpredigt fort und sah dabei so strenge den Korrespondenten an, welcher vor ihm stand, als erwarte er in der That, der unglückliche junge Mann würde einen Widerspruch wagen.

Man hat es ja erlebt, daß Menschen in verzweifelten Lagen Thatsachen bestreiten, die noch zweifelloser sind, als der Unterschied zwischen 4 und 7. Doch der Korrespondent schwieg und gab also die Richtigkeit der Bemerkung Mr. Snyders' zu. Gerade dieses Schweigen schien aber den Handelsherrn zu reizen.

„Es scheint, als ob Sie gar nicht wüßten, was diese Sache bedeutet! 44½ statt 47½! Nun, Mr. Pailer, wie denken Sie darüber?"

Es gibt Fragen, die man einfach nicht beantworten kann, ohne sich lächerlich zu machen. Mr. Pailer zuckte daher nur mit den Achseln und sah seinen Chef mit einem trüben Blicke an, was im Grunde auch eine Antwort war.

Der Korrespondent wußte ganz genau, was der Unterschied zwischen 4 und 7 in dieser Sache bedeute. Er hatte in einem Schlußbriefe über 45,000 Kilogramm Barrensilber den Preis mit 47½ Pence für die Unze notirt, und Mr. Snyders mußte nun seinen ehrenwerthen Geschäftsfreunden, dem Hause Rowler & Carman in New-York, den Schatz abnehmen, um dabei statt des erhofften Gewinnes einen sicheren Verlust zu buchen. Rowler & Carman hätten ihr Silber mit Freuden auch zu 44½ abgegeben, da sie ein wenig in Verlegenheit waren, und mußten daher sicherlich erstaunt gewesen sein, daß ihnen ein Betrag geboten wurde, der weit den Marktpreis überstieg. Brauchten sie aber nachzuforschen, woher dies kam? Konnte nicht Mr. Snyders aus irgend welchen Gründen genöthigt sein, um jeden Preis sich Silber zu verschaffen, wie sie,

sich desselben zu entledigen? Allerdings hatte Mr. Snyders nachträglich auf den Irrthum aufmerksam gemacht; aber Rowler & Carman hatten ihren Schein, und im Handel gilt, was abgemacht ist. Der Gewinn des Einen beruht ja darauf, daß der Andere sich in seinen Berechnungen irrt und verliert.

„Was meinen Sie nun, Mr. Pailer, daß mit Ihnen geschehen soll?“ setzte Mr. Snyders das peinliche Verhör fort.

Diese Frage erforderte eine Antwort und der Korrespondent gab sie ruhig, nur mit etwas verschleierter Stimme: „Sie werden mich entlassen, Mr. Snyders.“

Der Cheff kniff die Lippen zusammen und sah den jungen Mann ärgerlich von der Seite her an.

„Das also glauben Sie? Halten Sie mich für verrückt, Mr. Pailer? Ich bin kein Narr! Wissen Sie, daß Sie mir jetzt 18,086 Pfund, 16 Schilling und 3 Pence schulden?“

Natürlich wußte er es, hatte er ja den Verlust selbst berechnen müssen, die Summe war richtig bis auf den Penny.

„Wie soll ich zu meinem Gelde kommen, wenn ich Sie entlasse? He! — Natürlich würden Sie verschwinden wie eine Maus im Kellerloche. — Oder würden Sie das nicht thun? — Ich will Sie aber sicher haben, sicher in dieser Hand“ — Mr. Snyders klappte seine fleischige Hand auf und zu — „ich werde Ihnen von Ihrem Gehalte 30 Prozent in Abzug bringen, bis die Schuld getilgt ist.“

„Gott lasse Sie dies erleben,“ sagte der junge Mann und machte eine Bewegung, als wolle er dem Chef beide Hände entgegenstrecken.

Mr. Snyders kniff das eine Auge zu und sah mit dem anderen strenge den Korrespondenten an. „Denke wohl, daß ich dies auch wünsche,“ sagte er trocken.

Zu den vielen guten Dingen, welche liebevolle Menschen bei festlichen Gelegenheiten Anderen wünschen, gehört auch langes Leben; ein längeres aber, als Mr. Pailer für seinen Chef von Gott erflehte, konnte wohl Niemand begehren. Mr. Snyders hätte genau 334 Jahre, 11 Monate, 8 Tage und 18 Stunden zu leben, bis durch die 30 Prozent des Monatsgehaltes von 15 Pfund Sterling die Schuld getilgt sein würde.

„Im Grunde sollte ich 50 Prozent in Abzug bringen," fuhr Mr. Snyders fort, „da aber auch ich einen Theil der Schuld trage — Sie sehen, ich bin gerecht und auch strenge gegen mich selbst — will ich nachsichtig sein. Ich hätte den Brief genauer lesen sollen, aber ich hatte Vertrauen zu einem Manne, der schon drei Jahre in meinem Komptoir gearbeitet hat, und glaubte, daß der Mann eine Vier von einer Sieben unterscheiden könne. Merken Sie sich die Lehre, daß man nichts unterschreiben soll, ehe man es nicht Buchstabe für Buchstabe gelesen hat."

Der Handelsherr hatte sich in Eifer geredet und pustete die Worte nur so heraus; jetzt hielt er an, um Athem zu holen; er war schon ganz roth im Gesichte.

„Mr. Snyders, glauben Sie mir —" fing der junge Mann an, doch der Chef fiel ihm in die Rede.

„Ich glaube gar nichts; ich weiß nur, daß ich Sie nicht auf Ihrem Posten belassen kann, sondern Ihnen eine Arbeit geben muß, die keine Verantwortlichkeit mit sich bringt. Gehen Sie zu Mr. Haunold, er weiß bereits, was er mit Ihnen zu thun hat."

Ein kurzes Nicken, eine Bewegung mit der Hand und der Korrespondent war entlassen.

Stumm verbeugte er sich und leise schritt er zur Thüre hinaus, um quer über den Flur nach den Komptoirräumen zu gelangen. Die Leute in den vorderen Zimmern sahen nicht einmal auf, als er an ihren Pulten vorbeiging, und

er wußte nicht, sollte er über diese Nichtbeachtung froh sein oder sich ärgern. Jetzt kam er auch durch das Zimmer, in welchem er seit einem Jahre den ersten Platz eingenommen hatte, und es zuckte doch in seinem Gesichte, als er nach seinem Pulte hinsah, an dem bereits ein Anderer stand; hastig ging er weiter, nach dem Gemache, in welchem Mr. Haunold das Kommando führte. Hier war die große Schreibstube, in welcher die Anfänger, die Lehrlinge und die Volontäre unter der gestrengen Zucht des „Novizenmeisters" Haunold arbeiteten. In diese Schaar von Rekruten sollte Mr. Pailer wieder eingereiht werden, nachdem er bereits Abtheilungsvorstand gewesen war, der bis zu einem gewissen Grade selbstständig handeln durfte. Von nun an würde jede Zeile von seiner Feder von Mr. Haunold mit kritischen Augen geprüft werden, denn dieser war allein verantwortlich für alle Korrespondenzen, welche von dieser Schreibstube geliefert wurden.

„O, Mr. Pailer! Nun, gut abgelaufen die Geschichte, he? Werden monatlich neunzig Schillinge büßen, nicht wahr?" Mit diesen Worten begrüßte Haunold den Korrespondenten, der ihn etwas verblüfft ansah.

„Sie wissen also bereits —"

„Ist so üblich in diesem Hause;" Mr. Haunold zwinkerte mit den Augen, „ist Anderen auch schon so ergangen."

Ein behagliches Lächeln zeigte sich auf dem gesunden rothen Gesicht und überraschte ein wenig den jungen Mann, der nicht auf einen so wohlwollenden Empfang gerechnet hatte.

„Was werde ich künftighin zu thun haben, Mr. Haunold?" fragte er.

„Hm! Ja, ich muß Sie beschäftigen; wollen Sie wieder die deutsche Korrespondenz übernehmen? Damit fingen Sie vor drei Jahren an, nicht?"

Pailer nickte; es berührte ihn doch eigenthümlich, daran

erinnert zu werden, daß er wieder bei dem Anfange angelangt sei.

Haunold schien die Gedanken des jungen Mannes zu errathen, und fühlte sich zu einem Trostspruche bewogen: „Lange werde ich Sie doch wohl nicht hier behalten; ich denke, nach ein paar Monaten sehe ich Sie wieder drüben."

Ein dankbarer Blick lohnte ihm für diese Worte, obwohl die Erwiederung nicht sehr frohmuthig klang. „Eigentlich kann es mir ja gleichgiltig sein, für welche Art Arbeit ich bezahlt werde; und im Uebrigen" — Pailer machte eine abweisende Geberde — „zähle ich zu Jenen, die eben kein Glück haben."

Mr. Haunold rieb sich das glatte, fleischige Kinn. „Hm! Nur Narren hoffen auf Glück; ein vernünftiger Mann fragt nicht nach dem Popanz, und ist eben darum glücklich." Er streckte sich dabei behaglich, als wolle er den Anderen zeigen, daß er ein solch' glücklicher Mensch sei. „Wie kam es denn eigentlich, daß Sie den Unsinn mit dem Schlußbriefe machten?"

„Eine ganz närrische Geschichte, sie wäre zu lächerlich, wenn sie nicht so ernst wäre."

„Ah, ist wohl irgend so etwas Weibliches dahinter? He?"

„Ja; freilich nicht so, wie Sie vielleicht meinen."

„Wollen Sie heute Abend den Thee bei mir nehmen, Mr. Pailer? — Gut! Wir gehen nach Geschäftsschluß miteinander fort. So, und jetzt machen Sie sich an die Arbeit; hier" — er kramte einige Briefe zusammen — „haben Sie Auszüge zu fertigen; Sie wissen doch noch, wie es zu geschehen hat? Das Pult dort ist frei; es wird von nun an Ihr Platz sein." — —

Etwa zwei Stunden später schrillte die Pfeife an dem Sprachrohr, welches aus dem Gemache des Chefs herunter führte. Mr. Haunold legte das Ohr an die Schallöffnung

und lauschte ziemlich lange, wobei sein rundliches Antlitz immer mehr den Ausdruck des Erstaunens annahm. Dann ging er zu Pailer's Pult.

„Sie sind ein Deutscher, nicht wahr?"

Der Angesprochene zuckte unmerklich, und zwischen den Augenbrauen zeigte sich eine Falte, als er kurz erwiederte: „Ja."

„Kennen also wohl auch die Rheingegend?"

Pailer zögerte sichtlich, ehe er antwortete: „Nur flüchtig von einer kurzen Reise her, ich habe niemals mich lange dort aufgehalten."

„Gut! Mr. Snyders wünscht Ihre Papiere zu sehen. Sie haben wohl die Güte, sie zu holen."

„Wozu dies?"

„Weiß ich selbst nicht."

„Soll ich mit denselben dann zu Mr. Snyders gehen?"

„Nein, er wünscht, ich solle sie ihm bringen. Sie wissen ja —"

Freilich wußte Pailer, daß nur die Leiter der Abtheilungen den Vorzug genossen, persönlich vor dem Chef erscheinen zu dürfen; er war ja „degradirt" und damit aus dem Allerheiligsten verbannt.

Er ging also, um die verlangten Papiere zu holen. Die unverheiratheten Angestellten wohnten — mit Ausnahme Mr. Haunold's, der als „alter Herr" besonders begünstigt war — in dem Geschäftshause selbst, dessen oberster Stock eine Reihe kleiner Zimmer enthielt. Diese Einrichtung stammte noch aus der guten alten Zeit, und Mr. Snyders hielt daran fest. Die Angestellten hatten übrigens sich darüber nicht zu beklagen; sie hatten es ziemlich behaglich und kamen billig weg.

Nach wenigen Minuten überbrachte Pailer die Dokumente, mit welchen sich Haunold zu dem Chef begab. Mit einiger Unruhe erwartete Pailer dessen Rückkehr, und un-

willkürlich sah er bei jedem Geräusche nach der Thüre. Endlich kam Jener zurück.

„Mr. Snyders läßt Sie bitten, sich um halb fünf Uhr zu Miß Snyders zu begeben. Er stellt Ihnen seinen Wagen zur Verfügung, der Sie nach seinem Hause bringen wird."

„Zu Miß Snyders?" fragte verwundert der junge Mann. „Was soll dies bedeuten?"

„Daß heute ein Unglückstag für Sie ist," erwiederte Haunold trocken und fügte dann leiser hinzu: „ich wünsche, daß es gut ausgehe."

„Wie meinen Sie das? Ich kenne Miß Snyders nicht und weiß nicht —"

„Sie werden sie kennen lernen und dann — kommen Sie zu mir. Ich erwarte Sie — wie abgemacht."

Mr. Pailer schüttelte verwundert den Kopf, Haunold that desgleichen, und die Lehrlinge in der Nähe, welche etwas von dem Gespräche erlauscht hatten, richteten verstohlen neugierige Blicke nach dem Manne, der zu Miß Snyders geladen worden war, und blinzelten dann einander an. Was soll dies bedeuten? Das war die Frage, die Alle beschäftigte und auf welche Keiner eine Antwort wußte.

(Fortsetzung folgt.)

In den Kupferminen von Ookiep.

Erzählung aus Südafrika. Von **Gerhard ten Borr.***)

Mit Illustrationen von Albert Richter.

1.

An einem Sommermorgen des Jahres 1886 stand vor seiner Wohnung in dem sächsischen Bergwerksorte Feierabend, der im Freiberger Revier gelegen ist, der Bergmann Nitsche und rauchte wohlgemuth sein Pfeifchen. Er hatte heute Nachtschicht und sollte erst Abends gegen sechs Uhr wieder die Arbeit antreten.

Er war in den frühen Morgenstunden nach Hause gekommen, hatte sich von der Arbeit gereinigt und betrachtete jetzt wohlgefällig die Blumen und Pflanzen in dem kleinen Gärtchen, welches sich vor dem Hause befand, das er mit noch drei anderen Bergmannsfamilien theilte.

Der Briefträger kam auf dem Wege daher, an dem das Gärtchen lag und zeigte Nitsche schon von Weitem einen Brief.

„Der kommt aber weit her," sagte er, „ich glaube, gar aus Afrika."

*) Wir veröffentlichen diese uns von einem in Südafrika lebenden Landsmann zur Verfügung gestellte schlichte Erzählung um so lieber, als sie in der That ein äußerst zutreffendes Bild von den Verhältnissen gibt, wie sie zum Theil noch heute in südafrikanischen Minendistrikten bestehen. D. R.

In der That war der Brief mit einer Anzahl Marken beklebt, die Nitsche während der ganzen zweiunddreißig Jahre seines Lebens nicht kennen gelernt hatte. Er prüfte daher auch sorgfältig die Adresse.

Der Briefbote bemerkte daher: „Die Adresse stimmt schon. Es gibt keinen anderen Franz Nitsche hier in Feierabend, und sogar die Nummer des Hauses ist richtig angegeben. Nun, ich wünsche, daß gute Nachrichten in dem Briefe stehen.“

Nach diesen Worten ging er weiter, und Nitsche machte sich voll Neugierde daran, den Brief zu öffnen, dessen Adresse eine ziemlich ungelenke Handschrift zeigte. Der Inhalt aber lautete folgendermaßen:

„Lieber Bruder Nitsche!

Da Du stets unser guter Freund und Kamerad gewesen bist, geben wir Dir zuerst Nachricht, weil wir wünschen, daß auch Du so viel Glück haben mögest, wie wir. Wir müssen Dich aber bitten, Stillschweigen zu bewahren, denn Du kannst Dir denken, daß es nicht gut für uns wäre, wenn zuviel Bergleute aus Sachsen herkämen. Wenn hier viele Arbeitskräfte vorhanden wären, würde der Lohn bald heruntergehen, während wir jetzt so viel haben, wie noch nie ein Bergmann in Sachsen verdient hat. Wir sind vor einem halben Jahre hier in Ookiep glücklich angekommen und arbeiten in den Kupferminen. Das Kupfer liegt hier so zu Tage, daß man es blos aufzuhauen braucht und man kann es sofort abliefern. Aber natürlich, die Wilden, die sich hier aufhalten, verstehen nichts von dem Bergbau und können daher Gestein und Kupfererze nicht unterscheiden, und deshalb verdient ein Bergmann, der etwas von der Arbeit versteht, gleich vom ersten Tage an heidenmäßig viel Geld. Es geht Alles im Akkord. Wir kommen monatlich auf sechs- bis siebenhundert Mark, dabei sind wir aber noch schlecht daran, weil wir keine Frauen haben.

Wer seine Frau hierher mitbringt, der kann sein Einkommen verdoppeln, denn weit und breit gibt es keine Frau, die waschen oder nähen kann. Für ein gutes Mannshemd zahlt man hier mit Freuden blos für das Nähen zwanzig Mark. Also, lieber Bruder Nitsche, komm hierher und bringe Deine Frau mit. Sage aber den Anderen nichts davon, sonst kommen zu viel her, und dann wird der Lohn geringer. Du weißt, daß Konrad auch mit uns herüberkam. Der ist aber nicht mehr hier, er ist desertirt und in die Wildniß gegangen. Es heißt, er wäre von den Hottentotten todtgeschlagen worden. Es war aber seine Schuld; er wollte nicht arbeiten und hatte viele Streitigkeiten mit den holländischen Beamten Diese sind sonst sehr liebenswürdig und achten besonders uns Deutsche sehr. Wenn Du hierher kommen willst, so melde Dich sofort beim Kapitän Riesler in Hamburg, der für die Regierung des Kaplandes die Auswanderer herüberbringt. Sage ihm nur gleich, daß Du hierher willst, Du brauchst dann mit dem Schiffe nur bis Port Nolloh zu fahren und nicht bis nach Kapstadt. Du bist mehrere Tage früher hier als in Kapstadt. Es gehen jetzt Landarbeiter wieder von Hamburg nach dem Kaplande, aber Bergleute werden vor Allem gerne genommen. Noch einmal: sei vorsichtig und sprich nicht über die Sache. Melde Dich aber schnell in Hamburg, denn das Schiff geht wahrscheinlich bald ab. Wie schön es hier ist, können wir gar nicht beschreiben. Hier wird es niemals Winter, hier ist es immer Sommer. Jeder kann hier thun, was er will. Wild ist so viel da, daß man es mit den Händen greifen kann. Alle Lebensmittel wachsen Einem vor der Thüre. Es gibt keine Gendarmen und Polizisten, man kann reden und thun, was man will.

Hier ist jeder sein eigener Herr, denn wir sind eben in einem freien Staate.

Noch einmal: sei verschwiegen und komme uns bald nach.

Es grüßen Dich Deine Freunde

Schneider, Emmerich und Habler."

Nitsche las diesen Brief zweimal aufmerksam durch. Was er da erfuhr, war in der That sehr verlockend. Er erinnerte sich jetzt deutlich, daß vor ungefähr drei Jahren ein Agent in den Arbeiterort Feierabend gekommen war, um Bergleute für die Kupferminen in Südwestafrika, in Klein-Namaland, einer Provinz des Kaplandes, anzuwerben. Es hatten sich damals vier junge Bergleute, die drei Schreiber des Briefes und der als todt gemeldete Konrad zur Auswanderung bereit gefunden. Das war nun das erste Lebenszeichen, welches sie gaben, und nach diesem Briefe zu urtheilen, hatten sie ihr Glück gemacht.

„Emma!" rief Nitsche in's Haus hinein, „komm einmal heraus."

Eine junge Frau, in der Mitte der Zwanziger, mit einem frischen, lebenslustigen Gesichte, kam auf diesen Ruf herbei. Sie schien direkt aus der Küche vom Feuer zu kommen, denn ihre Wangen waren geröthet und die vollen runden Arme bis zum Ellenbogen entblößt.

„Was gibt es denn, Franz?" fragte sie.

„Gute Nachrichten. Lies einmal diesen Brief."

Emma las den Brief durch und schien auch über denselben erstaunt zu sein. Als sie fertig war, fragte Nitsche, der seine Frau aufmerksam beobachtet hatte: „Nun, und was sagst Du dazu?"

„Was soll ich sagen. Es scheint dort ja ein wahres Paradies zu sein."

„Und was sagt Du zu Konrad?"

„Er thut mir leid. Aber er war immer ein Thunichtgut, und meine Mutter hat ihm immer prophezeit, es werde ein schlechtes Ende mit ihm nehmen."

„Und Du fühlst Dich gar nicht unglücklich darüber, daß er todt ist?"

„Ach geh!" versetzte Emma. „Laß doch die alten Scherze; Du weißt doch, obwohl er um mich geworben hat, habe ich ihn nie leiden können. Aber leid darf es mir doch thun, wenn ich erfahre, daß ein guter Bekannter todt ist."

„Na gewiß," meinte Nitsche gutmüthig. „Auch mir thut es leid um ihn. Vielleicht ist er draußen in der Wildniß verschmachtet oder von Raubthieren zerrissen worden. Das hat er denn doch nicht verdient; er war zwar leichtsinnig und etwas gewaltthätig, aber sonst ein ganz guter Bursche und ein tüchtiger Arbeiter. Weißt Du, ich glaube, er ist damals nur fortgegangen, weil wir uns geheirathet haben."

Emma sah einen Augenblick vor sich hin und sagte dann: „Ich weiß sogar gewiß, daß er deswegen in die Fremde gegangen ist. Ich habe von ihm, bevor er fortging, ein paar Zeilen erhalten und sie Dir nur nicht gezeigt, weil Du ein eifersüchtiger Mensch bist. Er schrieb mir, er könne unser Glück nicht ansehen; er habe mich zu sehr geliebt, um mich einem Anderen zu gönnen, und deshalb gehe er zu den Wilden, um seine Ruhe zu finden und sei es selbst im Tode."

„So, so!" sagte Nitsche, „dann hat mich also meine Ahnung doch nicht betrogen. Wir brauchen uns aber seinetwegen keine Vorwürfe zu machen. Des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Er war auch mein Freund, aber als es sich um Dich handelte, wurden wir Feinde. — Doch das sind ja alte Geschichten. Sage mir lieber, was meinst Du zu dem Briefe? Das scheint ja dort wirklich das reine Paradies für einen Bergmann zu sein. Denke nur, was für eine Einnahme wir dort hätten. Ich sechshundert Mark, Du sechshundert Mark durch Waschen und Nähen, alle Lebensmittel gewissermaßen umsonst — in ein

paar Jahren würde man da ein reicher Mann und könnte zurückkommen und als Rentier leben."

„Ja, und wenn Luise mit uns käme, dann würden wir noch mehr verdienen. Sie hat erst jetzt ordentlich Waschen, Nähen, Zuschneiden und Plätten gelernt."

„Jedenfalls wollen wir uns die Sache ordentlich überlegen. Rufe doch einmal Luise her, damit wir ihr die Neuigkeit mittheilen."

Luise kam direkt aus der Küche und zeigte sich als ein achtzehnjähriges, hübsches, ihrer Schwester sehr ähnliches Mädchen. Sie lachte zuerst über den Gedanken, zu den Wilden gehen zu sollen und Weißwäsche für die Hottentotten zu nähen; als sie aber den Brief las und erfuhr, wie man dort in kurzer Zeit ein Vermögen verdienen könne, wurde sie anscheinend ernster gestimmt und sehr nachdenklich. . . .

Das einfache Mittagbrod wurde in der Familie Nitsche heute sehr schweigsam eingenommen. Nach dem Mittagessen legte sich Nitsche sonst schlafen, um sich für die Nachtschicht zu stärken. Diesmal that er es aber nicht, er beschloß sogar, heute nicht zur Nachtschicht zu gehen, sondern am Abend mit seiner Frau und seiner Schwägerin eine ernste Berathung über die Auswanderung nach Südwestafrika abzuhalten. Wenn es sich um den Erwerb eines Vermögens handelte, dann konnte der Verlust des Tagelohnes für eine Schicht nicht in Betracht kommen!

Nitsche las den Brief noch einige Male laut vor. Er sowohl wie seine Frau kannten die drei Briefschreiber sehr genau. Es waren ehrenhafte Kameraden und gute Freunde. Nitsche meinte, man brauche ja nicht für immer die deutsche Heimath zu verlassen, aber wenn man zehn bis zwölf Jahre, vielleicht auch noch etwas länger in Südwestafrika bliebe, wenn man recht fleißig und arbeitsam wäre, könnte man sich wirklich ein anständiges Vermögen zusammen-

bringen und dann in der Heimath das Leben nach Herzenslust genießen. Und was für Augen würden die Leute in Feierabend und im ganzen Revier machen, wenn Nitsche als reicher Mann aus Afrika zurückkäme und den Rentier spielte!

Die Frauen pflichteten dem vollständig bei, und als gegen Mitternacht die Familienkonferenz geschlossen wurde, war man übereingekommen, vorläufig Niemand etwas von dem Projekt zu verrathen und sofort an den Kapitän Riesler nach Hamburg zu schreiben. Wenn dann von diesem eine günstige Nachricht einlief, sollte schleunigst die kleine Hauswirthschaft verkauft werden, und die ganze Familie nach Südwestafrika auswandern.

2.

Der Dampfer „Durban" fuhr seit einigen Tagen an der Küste von Südwestafrika entlang. Bereits hatte er sämmtliche Stationen der afrikanischen Westküste angelaufen und näherte sich jetzt Port Nolloh, dem Bestimmungshafen für die Familie Nitsche.

Auf den Brief an den Kapitän Riesler nach Hamburg war eine umgehende Antwort erfolgt. Nitsche wurde aufgefordert, eine größere Anzahl seiner Genossen zur Auswanderung nach Klein-Namaland zu veranlassen, aber er hütete sich wohl, sich selbst Konkurrenten auf den Hals zu ziehen und schloß nur für sich einen Kontrakt ab. Er mußte sich zu einer fünfjährigen Thätigkeit in den Kupferminen von Ookiep verpflichten, und die Reisekosten sollten allmälig von seinem Lohne abgezogen werden. Es war ihm zugesagt worden, daß sein Gehalt bei Akkordarbeit mindestens zwanzig Pfund Sterling, also über vierhundert Mark monatlich betragen würde. Bei seiner Ankunft in Ookiep hatte man ihm auch noch einen Vorschuß zugesagt, damit er die nöthige Einrichtung für seinen Aufenthalt

treffen könne, ebenso sollte ihm freie Wohnung gewährt werden. Der Tagelohn, wenn es sich nicht um Akkordarbeit handelte, wurde auf fünf Schilling sechs Pence, also fünf und ein halbe Mark täglich normirt, eine für deutsche Verhältnisse jedenfalls sehr gute Bezahlung.

Nach Port Nolloh ging außer Nitsche und seiner Familie nur noch ein einziger „Zimmerling", ein Bergmann aus Westfalen, Namens Michelsen, und Nitsche hatte Gelegenheit sich mit diesem Manne, einer biederen Haut, unterwegs anzufreunden. Michelsen stand am Anfang der Dreißiger und war eine hünenhafte Erscheinung, ein zwar schweigsamer, aber guter Kamerad, welcher der Familie Nitsche bei der viele Woche dauernden Seefahrt bereitwillig die nützlichsten Dienste leistete.

Jetzt nahten sich nun die Auswanderer dem Endhafen Port Nolloh mit den schönsten Hoffnungen. Der Hafen bot allerdings im Jahre 1886 noch keinen besonders großartigen Anblick dar, denn man hatte ihn nur angelegt, um die Kupfererze von Ookiep mittelst der Eisenbahn bis an die See zu bringen und von da aus nach England zu verschiffen. An Ort und Stelle gab es nämlich keine Hütte und keine Arbeiter, mit deren Hilfe man das Kupfer aus den Erzen hätte ausscheiden können.

Die Familie Nitsche nebst Michelsen und einigen Leuten, welche von Ookiep aus nach den Stationen der deutschen Mission wollten, die sich ziemlich weit entfernt von der Küste im Inneren befindet, wurden an das Land gesetzt, dann setzte der Dampfer seine Fahrt nach der Kapstadt fort. Noch an demselben Tage ging ein Zug nach Ookiep, wo man am nächsten Morgen anlangte.

Ookiep war ein im Entstehen begriffener Ort aus kleinen steinernen Häusern, Holzhütten und Zelten bestehend. Die Minengänge waren direkt in die hohen Felswände der Ausläufer der Vogelklip getrieben. Viermal



täglich wurde gesprengt und zwar Morgens, Mittags, Abends und um Mitternacht, und die durch diese Sprengungen hervorgerufenen Detonationen waren eigentlich die einzige Abwechslung in der Einsamkeit und Oede von

Ookiep. Hottentotten, Kaffern, Holländer, Engländer und eine sehr geringe Anzahl von Deutschen bildeten die Bewohnerschaft des Ortes.

Nitsche war sehr erstaunt, seine früheren Kameraden, die an ihn geschrieben hatten, nicht in Ookiep zu treffen. Als er sich nach ihnen erkundigte, erfuhr er, sie seien gar nicht mehr hier, sondern in dem einige Meilen entfernten Springbockfontein, wo man ebenfalls Kupferminen eröffnet hatte.

Der Familie Nitsche wurde ein steinernes Haus angewiesen, welches aus Felsstücken, die durch Dazwischenstopfen von Rasen und Erde Halt erhielten, erbaut war. Wasser gab es nur in sehr weiter Entfernung; es wurde von Seiten der Bergwerksverwaltung herbeigeschafft und den Einwohnern zugemessen, denn in der öden Sandwüste gab es außerordentlich wenig Wasser, und man mußte damit sparsam umgehen. Von Wild, welches man dem Briefe nach sollte mit Händen greifen können, war nichts zu sehen; draußen in der Karru*) sollte es allerdings Tausende von Springböcken und Antilopen geben, aber in der Nähe von Ookiep sah man keine Klaue von Wild. Schon die Sprengungen allein mußten ja mit ihrem gewaltigen Getöse das scheue Wild in meilenweitem Umkreise vertreiben.

Verleitet durch den Brief hatte Nitsche sich allerlei Illusionen von Jagdausflügen und großer Jagdbeute gemacht, er hatte sogar eine alte Jagdflinte in Freiberg erworben, für welche er bei der Landung in Port Nolloh einen Zoll von zwei Pfund Sterling bezahlen mußte, eine Summe, die den Werth der Flinte um mindestens das Doppelte überstieg.

Bald zeigten sich aber auch außerordentlich viele andere

*) Südafrikanische Steppe.

Unannehmlichkeiten. Die Lebensmittel waren knapp und, was das Schlimmste war, sie mußten von weit her bezogen werden und bestanden deshalb meist aus Konserven. Südwestafrika produzirt bis heute verhältnißmäßig sehr wenig Nahrungsmittel, so daß selbst die einfachsten Bedarfsartikel, wie Käse, Butter, Fleisch, in Form von Konserven aus England, Holland und Australien bezogen werden müssen. Natürlich bedingt der weite Transport eine außerordentliche Vertheuerung dieser nothwendigsten Lebensmittel, und die Einnahme von monatlich vierhundert Mark war unter diesen Umständen in den Kupferminen von Ookiep keineswegs groß, sondern entsprach vielmehr höchstens dem Einkommen eines Bergarbeiters in Deutschland.

Nun aber kam noch etwas sehr Ungünstiges hinzu. Nitsche sah bald ein, daß das Klima dem Europäer allzu anstrengende Arbeit verbot. Er konnte nur die Häuerarbeiten, d. h. das Sprengen, das Aufsuchen der Erzadern und das Anlegen der Bohrlöcher besorgen. Die Aufräumungsarbeiten, die auch in Deutschland nicht von den eigentlichen Häuern, den wirklichen Bergleuten, sondern von deren Gehilfen, den sogenannten „Schleppern", besorgt werden, mußten in Ookiep den Eingeborenen überlassen bleiben, die diese schwere Arbeit in der fürchterlichen Hitze allein ertragen konnten. Da die Bergleute aber im Akkord, nach Maßgabe der zu Tage geförderten Menge von Kupfererz bezahlt wurden, war jeder Bergmann gezwungen, die beiden Eingeborenen, welche bei ihm die Aufräumungsarbeiten verrichteten, aus seiner eigenen Tasche zu bezahlen. Dazu kamen noch die außerordentlich hohen Ausgaben für Oel und Petroleum für die Bergmannslampe, für Dynamit, für Zündschnur und andere unvermeidliche Bedürfnisse des Bergmanns. Und diese unentbehrlichen Bedarfsartikel mußten von der Kompagnie, welche die Minen ausbeutete, zu übermäßig hohen Preisen bezogen werden. Nach Abzug

aller Kosten blieben dem Bergmann monatlich höchstens fünf bis sechs Pfund Sterling, also hundert bis hundertzwanzig Mark von seinem Verdienst übrig, und rechnete man dazu die außerordentliche Theuerung der Nahrungsmittel, so mußte sich Nitsche sagen, daß er mit seiner Auswanderung einen sehr dummen Streich gemacht hatte, denn so schlecht, wie in Dokiep, brauchte er in Deutschland nicht zu leben. Noch weniger hatte er es dort nöthig, sich eine Schuldenlast aufzuladen, wie sie ihm jetzt auf den Hals gekommen war. Die Ueberfahrt für ihn, seine Frau und seine Schwägerin wurde ihm mit sechshundert Mark berechnet. Die Ersparnisse, die er gehabt, und die Einnahmen aus dem Verkauf des Hausraths hatte er dazu verwendet, um sich neue Gegenstände für Südwestafrika, meist sehr unnütze Sachen, anzuschaffen. Er war daher gleich bei der Ankunft gezwungen, zur Bestreitung der ersten Einrichtungskosten von der Kompagnie einen Vorschuß von zwanzig Pfund Sterling zu nehmen, und war somit dieser im Ganzen tausend Mark schuldig. Bei regelmäßigen Abzügen konnte es ihm erst im Laufe von Jahren gelingen, seine Schuld abzuarbeiten, und dann war er gerade so weit, wie vorher, ehe er nach Afrika auswanderte.

Mit der Angabe, daß für Frau Emma Nitsche ein großer Nebenverdienst durch Waschen und Nähen entstehen würde, war es auch nicht weit her. Es waren allerdings sehr wenig weibliche Personen in der Arbeiterkolonie, aber in der Wildniß hatte man auch keine solchen Bedürfnisse wie in einer sächsischen Stadt, und bei der außerordentlichen Schwierigkeit der Haushaltungsgeschäfte hatten Emma und Luise so viel zu thun, daß sie kaum daran denken konnten, für andere Leute zu arbeiten, selbst wenn ihnen Arbeit angeboten worden wäre.

Einen geringen Trost gewährte es, daß auch der Reisegenosse Michelsen keineswegs vor Enttäuschungen bewahrt

blieb. Er hatte nach den Angaben des Agenten einen Kontrakt auf sieben Schilling täglichen Arbeitslohn in Hamburg abgeschlossen; derselbe war in englischer und holländischer Sprache abgefaßt, und Michelsen, der beider Sprachen nicht mächtig war, erfuhr jetzt erst, daß er betrogen worden war und er sich nach dem Wortlaute des Kontraktes für einen täglichen Lohn von drei Schilling verdungen habe; daß er auf fünf Jahre gebunden sei und von seinem geringen Lohne, bei dem er sich kaum ernähren konnte, noch die Kosten der Ueberfahrt mit zweihundert Mark abzuzahlen habe.

Im höchsten Grade empört war Nitsche natürlich darüber, daß seine eigenen früheren Kameraden ihn nach Ookiep gelockt hatten, da sie doch wissen mußten, wie traurig die Verhältnisse lagen. Er hatte diesen Leuten kein Leid gethan, war ihnen stets ein guter Freund gewesen, und um so größer war die Nichtswürdigkeit, ihn sammt seiner Frau hierher zu locken, um ihn zum Sklaven der Bergwerksgesellschaft zn machen. Er wollte schon in den ersten Tagen nach Springbockfontein hinüber, aber man erklärte ihm, es sei den angeworbenen Bergleuten in den ersten Jahren ihres Aufenthalts in der Kolonie wegen Verdachts der Flucht überhaupt nicht gestattet, ihren Aufenthaltsort zu verlassen. Er müsse warten, bis nach einiger Zeit die Arbeiter in Springbockfontein durch eine andere Kolonne abgelöst würden. Da dies erst nach acht Wochen geschah, hatte Nitsche's Zorn Zeit, sich abzukühlen, . . .

Endlich kam die Arbeiterkolonne von Springbockfontein nach Ookiep zurück; sie wurde von einer Anzahl von Polizeibeamten geleitet, welche mit Schußwaffen versehen waren und auf Maulthierkarren dem Zug folgten. Sie besaßen das Recht, jeden Bergmann ohne Weiteres niederzuschießen, der etwa den Versuch machte, unterwegs zu entspringen, denn durch den Kontrakt waren die angewor-

benen Bergleute eben nichts anderes als weiße Sklaven geworden.

Emmerich, der Nitsche zuerst gewahr wurde, zeigte sich äußerst erstaunt und grüßte ihn mit den Worten: „Aber, Mensch, wie kommst Du denn hierher? Wer hat Dich überredet, einen solchen Unsinn zu begehen und Dich hier anwerben zu lassen?"

Das war Nitsche denn doch zu viel, er hielt Emmerich den Brief unter die Nase und verlangte Auskunft darüber.

Emmerich las den Brief durch, schüttelte den Kopf und sagte: „Weder ich, noch Schneider oder Habler haben diesen Brief geschrieben. Gleich, nachdem wir hierher gekommen waren, haben wir eingesehen, wie die Sache steht, und wie man uns betrogen hat. Wir haben uns geschämt, nach Hause zu schreiben, und daher Keinem mitgetheilt, wie schlecht es uns hier geht; noch viel weniger aber wäre es uns eingefallen, einen Kameraden in's Unglück zu ziehen."

Schneider und Habler kamen jetzt auch dazu und bestätigten, daß es ihnen nicht eingefallen sei, einen derartigen Brief zu schreiben.

„Wer kann es denn aber gewesen sein?" fragte jetzt Nitsche.

„Gib einmal den Brief her," sagte Schneider, „von welchem Datum ist er denn? — Ha, jetzt wird mir Alles klar! Der Lump, der Konrad, ist's gewesen. Als dieser Brief abging, war er noch nicht todt; er ist überhaupt erst seit sechs Wochen verschwunden. Er ist von Springbockfontein geflüchtet, und die Polizisten, die ihm nachgesetzt sind, sollen ihn erschossen haben. Dieser verlogene Brief ist ein Streich von ihm. Weshalb er euch den gespielt hat, weiß ich nicht. Na, er hat jetzt seinen Lohn, der Schubjack! Euch bleibt nun freilich nichts Anderes übrig, als hier auszuharren. Vergeßt die Enttäuschung

und nehmt das Leben, wie es ist. Erzählt uns lieber etwas von der Heimath, wir wissen seit einem Jahre nicht, was dort vorgegangen ist."

„Wir fühlen uns," fügte Emmerich hinzu, „jetzt erst wieder als Menschen, da wir mit deutschen Frauen zusammen sind, und wollen uns den heutigen freien Sonntag nicht durch Jammern und Kummer verleiden, davon werden wir Alle später noch genug erfahren."

3.

Großes Aufsehen herrschte bei dem so eintönigen Leben eines Morgens in Ookiep, als es hieß, Konrad sei wieder da. Die Nachricht verbreitete sich blitzschnell, auch zu Nitsche und seiner Familie kam sie durch Habler, welcher mittheilte, Konrad liege todkrank in einer verfallenen Steinhütte am äußersten Ende des Orts, er sei bewußtlos und habe den Typhus oder eine andere schlimme Krankheit, und es getraue sich daher aus Furcht vor Ansteckung Niemand zu ihm. Er hatte nur angegeben, er wäre lange mit einer Hottentottenfamilie in der Karru herumgezogen, sei dann erkrankt und habe sich endlich mit dem letzten Rest seiner Kräfte nach Ookiep geschleppt, weil er wenigstens unter Landsleuten sterben wollte. Die Polizisten hatten darauf verzichtet, den Schwerkranken, der nach der Erzählung gleich in Fieberdelirien verfiel, nach dem Gefängniß zu bringen. Man begnügte sich, ihm etwas Wasser in einem Kruge neben sein Krankenlager zu stellen, und dann überließ man ihn seinem Schicksal.

Die Deutschen hielten Abends bei Nitsche eine Versammlung. Michelsen, der Konrad gar nicht kannte, war der Erste, der vorschlug, ihn nicht im Stich zu lassen. Er fand zuerst wenig Anklang. Nitsche und seine Freunde waren gegen Konrad zu erbittert. Michelsen aber erklärte, man dürfe einen Menschen, besonders einen Landsmann,

nicht verkommen lassen, selbst wenn er ein schweres Unrecht begangen habe.

Er machte sich denn auch selbst auf den Weg, um nach dem Kranken zu sehen.

Nach ungefähr einer Stunde kehrte er zurück und berichtete, der Kranke läge in vollständigen Fieberphantasien, habe aber von dem Wasser getrunken, das er ihm gereicht habe.

Schneider, Emmerich und Habler mußten am Abend in die Minen, da sie die Nacht durch arbeiteten; Michelsen folgte ihnen bald, und die Familie Nitsche blieb wieder allein. Man sprach über das Schicksal Konrad's, Nitsche meinte aber, gegen diesen Mann habe man keine Verpflichtungen, da er durch einen Racheakt sie Alle in's Unglück gebracht habe. Emma wagte nicht zu widersprechen, weil sie wahrscheinlich fürchtete, die Eifersucht ihres Mannes zu erregen. Man ging spät zur Ruhe und stand früh auf, da Nitsche zur Morgenarbeit nach den Kupferminen ging.

Er war kaum fort, als Luise zu ihrer älteren Schwester trat und erklärte: „Ich will einmal nach dem Kranken sehen. Ich gebe zu, Du kannst nicht hingehen, Franz könnte Dir die Sache übelnehmen; aber ich bin selbstständig, und Niemand hat mir etwas vorzuschreiben. Ich kann es nicht dulden, daß ein Mensch wie ein Stück Vieh dort draußen stirbt. Laß mich, ich habe keine Angst; es ist ja auch noch gar nicht gesagt, daß der arme Mensch wirklich an einer ansteckenden Krankheit leidet. Wer weiß, welches Loos uns Allen hier noch droht, und ob wir vielleicht nicht froh sind, wenn ein mitfühlendes Wesen uns in der letzten Stunde beisteht. Gib mir etwas Essen mit, ich will erst am Abend zurückkehren; gib mir auch Leinwand, ich will dem Kranken kühle Wasserumschläge auf den Kopf machen, vielleicht wird es ihm dadurch besser."

„Ich will Dich nicht abhalten, Luise," versetzte Frau

Nitsche, „Deine Menschenpflicht zu erfüllen. Sei aber vorsichtig, vergiß nicht, daß Du nicht nur Dich, sondern auch Alle gefährdest; sei womöglich vor Abend zurück, damit Franz nichts von der ganzen Sache erfährt."

Das muthige Mädchen machte sich nach der verlassenen Steinhütte auf und fand den Kranken, welchen sie schon aus weiter Entfernung schreien hörte, allein. Luise betrachtete den Mann, der so verhängnißvoll für sie Alle geworden war, näher. Diese mit Lumpen bedeckte Gestalt, die sich auf dem nackten Erdboden krümmte und im Fieber mit den Händen um sich schlug, sah allerdings jetzt recht erschreckend aus. Ein verwilderter Bart bedeckte das braungebrannte Gesicht, wirres Haar hing um den Kopf, und nur die im Fieber hervorgestoßenen Worte deuteten an, daß es kein Wilder, sondern ein Deutscher sei, der hier verlassen dem Tode entgegenging.

Luise gewahrte in der Hütte eine alte zerfetzte Decke. Sie legte sie zurecht und mit Aufbietung aller Kraft den Kranken darauf. Dann tauchte sie die mitgebrachte Leinwand in Wasser und legte die nasse Kompresse auf den Kopf des Fiebernden. Die Wirkung trat, nachdem sie dies mehrmals wiederholt hatte, in höchst günstiger Weise hervor. Es schien, als ob durch die nassen Umschläge das Feuer gedämpft würde, das Konrad verzehrte, denn er wurde schon nach kurzer Zeit ruhig und verfiel in Schlaf.

Luise sah sich in der Steinhütte um. Ein altes Gewehr stand in einer Ecke; es schien mit den Resten von ein Paar Stiefeln den ganzen Besitz Konrad's auszumachen. An frischer Luft, soweit solche zu haben war, fehlte es nicht, denn ein Theil der Wände war eingestürzt, und die Ueberreste des Daches, das mit Rasen bedeckt war, hingen schief von den Ruinen herunter. Wenn ein tüchtiger Gewittersturm kam, dann wurde wahrscheinlich die Hütte vollends zerstört.

Ungefähr vier Stunden hatte Konrad geschlafen, dann begann er wieder zu sprechen. Er verlangte nach Wasser; Luise ließ ihn trinken, und nach einiger Zeit schlug er die Augen auf. Sie glänzten in unheimlichem Feuer und der Fieberwahnsinn leuchtete aus ihnen dem muthigen Mädchen entgegen.

Konrad betrachtete Luise lange und flüsterte dann: „Du bist doch gekommen, Emma, Du bist gekommen; Du mußtest kommen; hierher mußtest Du kommen, aber Du hast Glück, unermeßliches Glück! Bleibe bei mir, wir sind reich, reicher als alle die Leute es ahnen."

Er suchte in seinen zerrissenen Kleidern herum und fand endlich ein verschnürtes Päcken von viereckiger, ziemlich flacher Gestalt.

„Hier hast Du Gold," sagte er, „Emma, verwahre es, versteck' es sofort, verbirg es, zeige es Niemand, ich werde Dir die Stelle angeben, wo man mehr findet. Wie sie staunen werden, die Narren! Sie haben mich gewiß ausgelacht, aber sie werden noch Alle knien vor Konrad, und Du wirst mich noch segnen. . . . Gib mir zu trinken."

Konrad trank wieder und schlief bald darauf wieder ein. Luise hatte das Päckchen in die Tasche gesteckt und beschloß, es ihrer Schwester zu übergeben; augenscheinlich hatte sie Konrad für Emma gehalten, da er sie mit diesem Namen angeredet hatte. Luise erneuerte die Umschläge auf dem Kopfe des Kranken und ging dann, da es unterdessen Nachmittag geworden war, nach der Wohnung der Schwester zurück.

Als sie nach Hause kam, fand sie Schneider, Habler und Emmerich in der Wohnung des Schwagers und wurde mit Fragen über das Befinden Konrad's bestürmt. Die Männer drückten ihr außerdem ihre Anerkennung aus, weil sie den Landsmann nicht ohne Hilfe gelassen hatte. Luise erzählte, was sie mit Konrad erlebt, und zog endlich das

Päckchen aus der Tasche. Sie übergab es ihrer Schwester, welche dasselbe öffnete. Es war ein Stück gegerbtes Leder, zu einem Packet zusammengefaltet und mit einem Stück Bindfaden zusammengebunden. Der Inhalt dieses Packetes



war ein gelbliches Pulver, welches aussah wie hellglänzender Sand. Die drei Bergleute griffen nach dem Pulver und ließen es prüfend durch ihre Hände gehen.

„Was ist das?“ fragte Emma erstaunt.

Die drei Bergleute schwiegen und sahen einander erstaunt an.

„Ueberlassen Sie uns das Päckchen, Frau Nitsche!“

sagte endlich Habler. Aber Emma Nitsche war eine kluge Frau und versetzte:

„Nein. Erst muß ich meinen Mann fragen. Aber wollen Sie mir nicht sagen, was das Päckchen enthält?“

Noch einmal sahen sich die drei Bergleute an, dann sagte Emmerich: „Wenn ich nicht sehr irre, ist es Goldsand. Die Hottentotten haben schon lange gesagt, daß es hier in der Nähe goldhaltiges Wasser gäbe. Konrad hat auf seinen Irrfahrten in der Karru wahrscheinlich ein Goldlager entdeckt. Verbergen Sie das Gold auf das Sorgfältigste und sagen Sie vor Allem den Engländern und den afrikanischen Arbeitern nichts davon, wir werden sonst von der Bande ermordet, und Konrad wird gezwungen, ihnen das Goldlager zu verrathen.“

Es wirkte förmlich komisch, als Schneider jetzt sich in die Brust warf und erklärte: „Freunde und Landsleute! Wir wollen unsern unglücklichen Kameraden nicht wie einen Hund zu Grunde gehen lassen, wir wollen ihn hereinholen und in unserer Wohnung verpflegen.“

Die drei Bergleute verschwanden auch auffallend schnell, um Konrad, der ihnen plötzlich so werthvoll geworden war, nach ihrer eigenen Behausung zu holen. Die menschlichen Empfindungen und Leidenschaften sind eben im fernen Afrika dieselben wie bei uns, und Habsucht ist bei den Meisten die mächtigste Triebfeder von allen.

4.

Die Pflege, welche Konrad fortan von seinen Kameraden zu Theil wurde, wäre in Wirklichkeit rührend gewesen, hätte das Motiv nicht deutlich zu Tage gelegen. Besonders die drei ältesten Arbeitsgenossen Konrad's überboten sich in Liebenswürdigkeit gegen den Kranken und ließen sogar auf gemeinsame Kosten einen Arzt aus der Kapstadt kommen. Dieser konstatirte ein hitziges Fieber, empfahl Ruhe, Kalt-

wasserbehandlung und gute Pflege und meinte, die Krankheit würde schon wieder weichen.

Konrad erholte sich auch, aber außerordentlich langsam. Je mehr jedoch seine körperliche Genesung fortschritt, desto mehr schien sein geistiger Zustand zurückzugehen, bis sich bei ihm eine Art stillen Blödsinns herausstellte. Entweder waren die Leiden, die Konrad in der Karru durchgemacht hatte, so schlimm gewesen, daß sie ihn zum Schwachsinnigen gemacht hatten, oder die Krankheit hatte das Gehirn sehr stark angegriffen.

Als Konrad soweit körperlich genesen war, daß er sein Krankenlager verlassen konnte, ging er theilnahmlos umher, ohne anscheinend seine früheren Bekannten wiederzuerkennen. Auf alle Anregungen antwortete er entweder nicht, oder nur mit kindischem Lachen.

Dagegen schien er sehr gut zu fühlen, wer es gut mit ihm meinte. Wenn man ihm Nahrung oder einen Trunk Wassers reichte, so streichelte er die Hand des Spenders, besonders liebenswürdig war er gegen Emma und ihre Schwester Luise, vergeblich aber suchte man ihn zum Reden zu bringen, er verstand offenbar nicht, was man sagte.

Man holte den Goldsand heraus und zeigte ihn dem Kranken; allgemein hoffte man, der Anblick dieses Schatzes würde Erinnerungen in ihm wecken, aber auch dieser Versuch war vergeblich. Konrad griff mit den Fingern in den Goldsand und steckte sich eine Portion davon in den Mund, dann begann er in seiner kindischen Art zu lachen, und schließlich ging er davon, als wäre nichts vorgefallen.

Schneider, Emmerich und Habler geriethen geradezu in Wuth über ihre getäuschten Hoffnungen. Umsonst hatten sie Pflege und Geld für den Schwachsinnigen aufgewendet, und nun war er nicht im Stande, ihnen irgend etwas Wissenswerthes zu verrathen. Sie erklärten, daß sie von jetzt ab nicht mehr zu Konrad's Lebensunterhalt beisteuern

wollten, und daß der Kranke der Bergwerksgesellschaft übergeben werden müßte, denn diese sei verpflichtet, für ihn zu sorgen.

Michelsen, der sonst nie das Wort ergriff, machte die Bemerkung, so dürfe man einen Landsmann nicht behandeln; da man wisse, daß die Kompagnie ihn seinem Schicksal überlassen und ihn sich vom Halse schaffen werde, so wäre es so gut wie Mord, wenn man den armen Kranken verließe.

Allerdings schwieg Michelsen, als ihn Emmerich höhnisch fragte, ob er von seinen drei Schillingen täglich auch noch den unnützen Fresser ernähren wolle; bevor er aber noch in seiner Schwerfälligkeit sich zu einer Antwort entschlossen hatte, nahm Luise das Wort und sagte:

„Pfui über euch, die ihr einen Landsmann und Arbeitsgenossen nur so lange verpflegtet, als ihr hofftet, von ihm einen Vortheil zu ziehen! Wir verzichten auf eure Beihilfe zur Erhaltung dieses Unglücklichen. Mein Schwager und ich wollen uns des Mannes annehmen, obwohl er uns großes Unrecht und Leid angethan hat. Und sollte es mein Schwager nicht übernehmen, für den Unglücklichen zu sorgen, so werde ich es thun, ich allein!“

Hier fiel ihr Michelsen in's Wort: „Das haben Sie nicht nöthig, ich bin auch noch da, und wenn wir Beide uns des armen Teufels annehmen, dann wird er nicht zu Grunde gehen. Der Kompagnie liefere ich ihn nicht aus, und vor solchen Freunden, wie vor euch Dreien, bewahre ihn der Himmel.“

Die drei Bergleute zogen sich grollend zurück und ließen sich in den nächsten vierzehn Tagen nicht wieder sehen. Michelsen meinte, sie verabredeten die Flucht, um auf eigene Faust nach dem Goldlager zu suchen. Aber die Polizisten waren in letzter Zeit besonders aufmerksam und rührig. Wenn sie auch nicht wußten, was bei Nitsche verhandelt

wurde, so kamen ihnen doch die wiederholten Zusammenkünfte derselben Personen in Nitsche's Hause verdächtig vor, und Nitsche sowohl wie die anderen Deutschen wurden sorgfältig überwacht, da man ein Komplott befürchtete.

5.

Nitsche war bei der Arbeit im Bergwerk, seine Frau hatte einige Besorgungen zu machen, und vor der Thür der Steinhütte saß Luise allein mit einer Handarbeit beschäftigt. Nicht weit von ihr kauerte auf dem Erdboden Konrad. Er näherte sich ihr plötzlich und streichelte ihre Hand. Luise sah ihn mit mitleidigen Blicken an und sagte, ihm die Hand auf den Kopf legend:

„Armer Junge! Es ist ein Glück, daß Du nicht weißt, wie unglücklich Du bist."

Sie brach ab und erschrak heftig, denn der von ihr bisher für schwachsinnig gehaltene Konrad ergriff ihre Hand und sagte:

„Luise, hätte ich Sie früher kennen gelernt, so wäre Vieles anders geworden! Sie sehen mich erstaunt und bestürzt an, weil ich plötzlich vernünftig spreche. Ich habe meinen Verstand glücklicherweise nicht verloren, ich bin aber bisher gezwungen gewesen, Komödie zu spielen, um mein Geheimniß zu bewahren. Ich weiß, wer meine wahren Freunde sind, und ich habe Ihnen viel zu sagen und zu gestehen, Luise. Ich kann mich Ihnen anvertrauen, Sie werden schweigen, besonders wenn ich Ihnen erkläre, daß unser Aller Wohl und Wehe von der Wahrung des Geheimnisses abhängt. Hören Sie mich denn, es handelt sich darum, das furchtbare Unrecht, das ich begangen, wieder gut zu machen, Sie, Ihre Schwester und Ihren Schwager sowie den getreuen Michelsen hier aus der unwürdigen Sklaverei zu befreien. Ich habe die Mittel dazu, aber ich mußte mit der Ausführung warten, bis ich vollständig ge-

nesen und zu Kräften gekommen war. Und nun, Luise, hören Sie meine Beichte!

Sie wissen, daß ich Ihre Schwester Emma leidenschaftlich geliebt habe. Sie waren damals noch ein Kind, Luise. Als Ihre Schwester mich verschmähte und Nitsche heirathete, verließ ich die Heimath und ging hierher. Ich wurde aber den Gedanken an Ihre Schwester nicht los. Mich hatte ein furchtbarer Groll erfaßt; andererseits sehnte ich mich nach einem Wiedersehen mit der Frau, die ich geliebt hatte. Wenn man vereinsamt in der Fremde ist, werden die alten Erinnerungen um so mächtiger, wird die Sehnsucht nach einer Wiederbegegnung stärker als alle Ueberlegung und alle Vernunft. Ich entschloß mich zu dem Schritt, Ihre Schwester und Ihren Schwager hierher zu locken. Ich will mich selbst nicht entschuldigen, es soll meine aufrichtigste Buße sein, Ihnen Alles zu gestehen, aber vielleicht war nicht einmal soviel Bosheit im Spiele bei mir, als ich diesen Brief schrieb, als die Sehnsucht, Ihre Schwester wiederzusehen, als der Wunsch, die Frau, die ich noch immer liebte, in meiner Nähe zu wissen. . . . Einige Wochen, nachdem ich den Brief abgeschickt hatte, packte mich die Reue, ich entsetzte mich bei dem Gedanken, der mich vorher so glücklich gemacht hatte, nämlich dem, Ihre Schwester wiederzusehen. Ich wußte es, ich hatte kein Wort der Vertheidigung, wenn mich Ihr Schwager zur Rede stellte wegen meiner Handlungsweise. Ich floh und entging glücklich der Verfolgung der Polizei. Ich wäre draußen in der Karru verkommen, wenn ich nicht einer Hottentottenfamilie begegnet wäre, der ich mich anschloß. Ich zog mit diesen Halbwilden wochenlang in der Karru herum. Ich lernte dadurch alle die Hilfsmittel kennen, die dem Uneingeweihten hier in der südafrikanischen Wildniß vollständig verborgen bleiben, und ich kann froh sein, sie gelernt zu haben, weil sie uns bei unserer Flucht behilflich

sein sollen. Auf einer dieser Wanderungen begegnete ich einem Europäer, der sich nur mühsam noch fortschleppte. Es war ein Engländer, der wohl schon sehr lange unterwegs war und den eine tückische Krankheit gepackt hatte. Wir nahmen uns dieses Mannes an, ich war ja glückselig, nach vielen Wochen wieder einmal einen Europäer zu finden. Aber dem Mann war nicht mehr zu helfen. Er hatte lichte Augenblicke in seinen Fieberdelirien, in denen er mir erzählte, er wäre in Kimberley gewesen und habe dort Diamanten erworben, ebenso zwei Päckchen Goldstaub von Kaffern, die aus dem Basutolande kamen. Er starb in meinen Armen und vermachte mir seine ganze Habe. Diese bestand hauptsächlich in einem ledernen Beutel, in dem sich eine Anzahl ungeschliffener Diamanten und die beiden Päckchen Goldstaub befanden. Ich war nicht in der Lage und bin es auch heute noch nicht, den Werth dieses Erbes abzuschätzen, jedenfalls ist es aber soviel, um uns Allen hier die Freiheit und die Rückkehr nach Europa zu verschaffen. Als ich in den Besitz dieser Mittel gelangte, leistete ich mir einen Schwur, daß die Hälfte von dem, was ich besaß, Ihrem Schwager gehören sollte, Luise, und daß ich nun zurückkehren wollte, um Ihren Schwager davon abzuhalten, sich hier ansässig zu machen."

In Luisen's Gesicht stieg die Röthe der Freude. „Das wollten Sie, Konrad?"

„So wahr ich lebe, das will ich! Doch hören Sie erst weiter. Ich hatte leider von dem unglücklichen Engländer in der Karru nicht nur das Päckchen mit den Diamanten und dem Goldstaub, sondern auch, wie es scheint, die Krankheit geerbt; es wurde schlimmer und schlimmer mit mir, und kurz, bevor es mit meinen Kräften zu Ende ging, verbarg ich in einer Felsenspalte des Vogelklipberges meinen Schatz und nahm nur ein kleines Päckchen Goldstaub mit mir. Ich wollte nicht, wenn ich bewußtlos würde,

meine Schätze in anderer Leute Hände fallen lassen. Sie wissen, Luise, wie klug diese Vorsicht war. Ich habe Ihnen das kleine Päckchen mit Goldstaub gegeben, und Sie haben unvorsichtig genug gehandelt, als Sie es in Gegenwart meiner ehemaligen Arbeitsgenossen Ihrer Schwester zeigten. Ein Gutes hat allerdings dieses Päckchen gehabt, es verschaffte mir gute Pflege.

Schon bevor ich wieder ganz zum Bewußtsein kam, hörte ich aus den Reden von Habler, Emmerich und Schneider, daß man glaubte, ich hätte eine Goldmine gefunden, und bald erkannte ich, daß die Habsucht die Drei ganz verwandelt hatte. Ich mußte fürchten, sie würden mich vielleicht gar meines versteckten Schatzes berauben, falls ich davon spräche, und hielt es daher für das Beste, mich geisteskrank zu stellen, um nicht wegen des Goldstaubes Rede stehen zu müssen. Ich habe dadurch meine wahren Freunde kennen gelernt, und vor Allem Ihr gutes, edles Herz, Luise."

„Reden Sie nicht davon, Konrad. Es war Menschenpflicht."

„Nein, es war mehr. Entziehen Sie mir Ihre Hand nicht, Luise, ich habe Ihnen noch ein Geständniß zu machen, das für mich noch wichtiger ist, als das vorhergehende. Ich habe Ihre Schwester geliebt, wahr und aufrichtig, heiß und mit aller Leidenschaft. Diese Liebe hat mich aus der Heimath gejagt, sie hat mich zum Schurken an Ihrer Schwester und an Ihrem Schwager gemacht. Aber ich bin zur Besinnung gekommen. Ich liebe Ihre Schwester nicht mehr, ich liebe Sie, Luise. Sie sind wie ein Rettungsengel zuerst an meinem Krankenlager erschienen, haben sich dann des armen Kranken angenommen; ich habe Sie, ohne daß Sie es ahnten, beobachtet, und ich schwöre Ihnen zu, Luise, ich empfinde für Sie ebenso heiß, ebenso leidenschaftlich, wie ich einst für Ihre Schwester empfunden habe.

Nun wissen Sie mein Geheimniß. Sie sollen mir heute nicht antworten, aber ich flehe Sie an: denken Sie darüber nach, ob Sie mich wieder lieben können!“

— — — — — — — — — — — —

Es wäre sonderbar gewesen, wenn Luise nicht ein bedeutendes Interesse für Konrad empfunden hätte. Er war ihr interessant schon dadurch, weil er einst ihre Schwester geliebt hatte; er war ihr dann in sehr unangenehmer Weise interessant geworden, als sie entdeckte, daß er ihre Schwester und sie in's Unglück gelockt hatte. Und doch wurde er ihr wieder sympathisch durch sein offenes Geständniß, und die Erklärung seiner Leidenschaft war ihr nicht gleichgiltig. Der abenteuerliche, wilde, trotzige und kühne Charakter Konrad's imponirte ihr. Dieser Mann war ihr vom ersten Tage an nicht gleichgiltig gewesen, er wurde ihrem Herzen gefährlich von dem Augenblicke an, in dem er ihr seine Liebe gestanden hatte.

Luise schwieg jedoch über ihre Gefühle gegen Konrad, der seine Rolle ruhig weiterspielte. Er suchte gelegentlich sich ihr zu nahen, wenn er einen Augenblick mit ihr allein war, aber sie schien ihn nicht zu beachten. Sie brauchte wohl Zeit, um in ihrem Innern die Gefühle zu ordnen, um mit sich selbst einig zu werden.

Nach einiger Zeit aber entdeckte Konrad zu seiner Freude, daß Luise seine Annäherung duldete; noch einige Unterredungen erfolgten, und Luise gestand dem Manne, der sie liebte, daß er ihr nicht gleichgiltig war. Der Vorschlag, den Konrad nun Luisen machte, war folgender:

Er kannte durch sein Herumschweifen die Umgegend von Dokiep ziemlich genau, insbesondere wußte er, wo die deutsch-dänische Missionsstation Bethel lag. Er behauptete, es würde möglich sein, in vier Tagemärschen die Station zu erreichen; man würde ihn, den vermeintlich Schwachsinnigen, und Luise, seine Pflegerin, nicht verfolgen. Es

würde leicht sein, unterwegs den Schatz von Diamanten zu heben und damit bis nach Bethel zu kommen. Hier sollte durch die Missionare die Verheirathung Konrad's und Luisens erfolgen. Dann wollte Konrad nach der Kapstadt zu gelangen suchen, um seine Diamanten dort unter allerlei Vorsichtsmaßregeln zu verkaufen. Ein Theil des Erlöses sollte dazu verwandt werden, um auch Nitsche und Emma, sowie dem braven Michelsen zur Flucht zu verhelfen.

Der Plan wurde auf das Sorgfältigste erwogen; Luise verlangte zuerst, daß wenigstens ihre Schwester mit dem Plane bekannt gemacht würde, Konrad war aber entschieden dagegen. Luise sah auch ein, daß Schweigen das Beste sei, und die Ausführung der Flucht wurde demgemäß beschlossen.

— — — — — — — — — — — —

Seit der Rückkehr Konrad's war fast ein Vierteljahr verstrichen, da gab es eines Tages in der Kolonie wieder eine große Aufregung. Zwei Personen waren auf geheimnißvolle Weise verschwunden, der blödsinnige Konrad und Luise Mengert.

Nitsche und Michelsen waren bei der Arbeit in der Kupfermine, Emma Nitsche hatte sich an das andere Ende des Ortes begeben, um bei dem Händler, der gerade anwesend war und seinen „Shop"*) mit allerlei nützlichen Haushaltungsgegenständen für kurze Zeit aufgeschlagen hatte, Einkäufe zu machen. Als sie zurückkehrte, vermißte sie Luise; da diese aber auf eigene Faust hin und wieder größere Ausflüge unternahm, beunruhigte sie sich nicht; erst als bis zum Abend Luise noch nicht zurückgekehrt war, machte Emma dem heimkehrenden Gatten von ihrem Verschwinden Mittheilung. Man entdeckte dann, daß auch der blöde Konrad fehlte, und Michelsen und Nitsche mach-

---

*) Verkaufsstand.

ten sich auf die Suche nach den Vermißten, die sich doch sicher in der Nähe aufhalten mußten, und denen nur ein Unfall zugestoßen sein konnte.

Nachdem aber Nitsche und Michelsen die ganze Umgegend bis tief in die Nacht abgesucht und überall den Namen Luisens gerufen hatten, kehrten sie resultatlos zurück.

Nitsche und seine Frau waren sehr erschreckt über das Verschwinden der Beiden, indeß hofften sie immer noch, daß Luise bis zum Morgen wiederkehren würde.

Aber es war dies nicht der Fall, und besorgt eilte Nitsche zu der Direktion der Minen und zu dem englischen Polizeichef, um ihnen das seltsame Begebniß mitzutheilen. Diese maßgebenden Persönlichkeiten aber zuckten die Achseln und erklärten, die Sache ginge sie nichts an; Luise könne gehen, wohin sie wolle, denn sie habe keinen Kontrakt mit der Kompagnie, und der blödsinnige Konrad sei es auch nicht werth, die Polizei hinter ihm her zu schicken. Im Gegentheil, wenn er nicht wiederkomme, sei es der Kompagnie ganz recht, denn die Direktion müßte doch schließlich noch für ihn sorgen. . . .

Erst am nächsten Abend erfuhren Habler, Emmerich und Schneider von dem Verschwinden Konrad's und Luisens, und diese Drei geriethen über die Nachricht außer sich. Sie faßten die Angelegenheit vollständig anders auf. Nach ihrer festen Ueberzeugung hatte Luise es verstanden, dem blödsinnigen Konrad das Geheimniß der Goldmine abzulocken oder ihren Einfluß auf ihn benutzt, ihn zu veranlassen, mit ihr zu gehen und ihr die Lage des Ortes zu zeigen, wo das Gold zu finden sei. Am liebsten wären sie sofort aufgebrochen, um die Flüchtlinge zu verfolgen, aber sie erhielten dazu keinen Urlaub und wurden, als sie solchen verlangten, von den Polizisten noch sorgfältiger als vorher beobachtet.

Emma Nitsche weinte und klagte über den Verlust

ihrer Schwester, sie und ihr Gatte zerbrachen sich vergeblich den Kopf darüber, wo sie hin sein könne, und machten total aussichtslos immer noch mit Michelsen Streifereien in die Umgegend, um die Spur der Verlorenen aufzusuchen. Es war Alles vergeblich, und schweren Herzens mußten sie sich darein ergeben, ihre Verwandte als eine Verlorene zu betrachten.

Zu dieser Trübsal gesellten sich noch manche andere Plagen, die ihnen das Leben in Ookiep immer unerträglicher machten.

Es war den Bergleuten kontraktlich ausdrücklich eine besonders gute Behandlung zugesagt worden, aber auch dieser Punkt des Kontraktes wurde von der Minengesellschaft nicht gehalten. Die Vorgesetzten der Bergleute, die Aufseher, die leitenden Ingenieure und die kaufmännischen Angestellten waren zum größten Theil Engländer, zum geringeren Theil Holländer, und leider ist trotz aller gegentheiligen Versicherungen, trotz der äußerlichen Freundschaft, die zwischen den beiden Staaten England und Holland und dem deutschen Reiche besteht, die Stimmung der Bevölkerung keineswegs eine günstige und liebenswürdige.

Die deutsche Art, die in vielen Punkten der englischen widerspricht, ist dem Engländer sehr unsympathisch, und der Deutsche wird von ihm besonders im Auslande und in den überseeischen Kolonien keineswegs für voll angesehen und demgemäß behandelt. Auch der Holländer ist kein Freund der „Muffs“, mit welchem Spitznamen die Holländer die Deutschen bezeichnen. Daraus ergaben sich für Letztere die mannigfaltigsten Unzuträglichkeiten.

Die Arbeit in den Kupferminen wurde im Akkord ausgeführt und berechnet. Die Aufseher und Ingenieure hatten es natürlich in der Hand, die Arbeiter an Punkten anzustellen, wo die Ausbeutung geringer und die Arbeit schwierig war. In dieser Beziehung sahen sich Nitsche und Michelsen

stets gegen englische oder holländische Arbeiter zurückgesetzt.

Die Art und Weise, wie in Ookiep der Abbau des Kupfererzes betrieben wurde, wich ganz und gar von der Manier ab, in der man in Deutschland oder überhaupt in Europa Kupfererze gewinnt. Wie bereits erwähnt, liegt Ookiep am Fuß der Vogelklip, und die letzten Ausläufer dieses Gebirgszuges zeigen sich in Ookiep als steil abfallende Felsenwände, in denen klumpenweise das Kupfererz eingebettet ist. Kam man nach den Minen, so sah man vor sich eine mehrere hundert Meter hohe Felswand, in welche in den verschiedensten Höhenlagen Stollen hineingetrieben waren, deren Mundlöcher aus der Entfernung den Eingängen zu Vogelnestern glichen. Eine mühselige und gefährliche Verbindung zwischen den verschiedenen Höhenlagen der Minengänge wurde durch Leitern hergestellt, welche durch Pflöcke oder Seile an den vorspringenden Ecken und Kanten der Felsabhänge nothdürftig befestigt waren. Es war die Aufgabe der Zimmerleute, diese Verbindungsleitern beständig in Stand zu halten, und wenn man in einer andern Höhenlage, sei es über den bisherigen Minengängen oder unter denselben, neue Stollen schlug, die Verbindung dahin herzustellen. Das Auszimmern der Minengänge selbst war nicht nothwendig; man brauchte nur die First des Minenganges oben ein wenig zu wölben, und die Decke hielt, da man im festen Gestein arbeitete, das weder splitterte, noch Risse hatte.

An den Leitergängen dagegen war fortwährend zu arbeiten. Dieselben mußten nicht nur in Stand gehalten und erneuert, sondern auch hin und wieder verlegt werden, und zu den wenigen Zimmerleuten, denen diese Arbeit oblag, gehörte Michelsen. Es arbeiteten außer ihm nur noch zwei Engländer und ein Kaffer, den man für Zimmerarbeiten angelernt hatte.

Michelsen konnte darauf schwören, daß von den Aufsehern ihm jedenfalls die schwerste und gefährlichste Arbeit übertragen wurde. Wenn es galt, einen neuen Leitergang anzulegen, dann mußte Michelsen stets zuerst auf unbefestigter Leiter die Höhe ersteigen, um dort die Vorarbeiten zu treffen, die nothwendig waren, um die Leiter in dieser Richtung festzulegen und von dort dann weiter zu führen.

Michelsen war gereizt genug durch die betrügerische Art und Weise, in der man mit ihm den Kontrakt abgeschlossen hatte; mit seinen drei Schilling täglich konnte er kaum auskommen und sich selbst erhalten, an eine Abzahlung seiner Schulden war gar nicht zu denken. In seiner freien Zeit machte er allerlei Zimmermanns- und Tischlerarbeit für die anderen Kolonisten, manchmal auch für die Grubenkompagnie, aber die Einnahmen waren nicht so glänzend, daß er hätte daran denken können, etwas von seinen Schulden zu bezahlen. Wenn der fünfjährige Kontrakt ablief, zu dem er sich verpflichtet hatte, dann blieb er für die Schuldenlast immer noch der Minengesellschaft verpflichtet, und wurde dadurch in Wirklichkeit zu einem recht- und freiheitlosen Sklaven, der vielleicht bis an sein Lebensende der Kompagnie dienstpflichtig blieb. Daß alle diese Umstände keineswegs dazu beitrugen, Michelsen in guter Laune zu erhalten, ist selbstverständlich. Nach der ruhigen und stillen Art der Westfalen trug er aber alle Chikanen und Zurücksetzungen und die Aufbürdung der schwersten Arbeiten, bis endlich auch das Maß bei ihm zum Ueberlaufen kam.

Es war mitten in einer Schicht, die Mittags begonnen hatte und erst am späten Abend endete. Die Bergleute, welche in den Minengängen arbeiteten, waren gegen die Sonnenhitze vollständig geschützt, es war sogar im Innern des Felsens kühl. Die Arbeit außerhalb an den Leitergängen war dagegen in der Hitze geradezu übermenschlich

anstrengend, und die englischen Zimmerleute suchten die Strapaze durch übermäßigen Genuß von geistigen Getränken zu überwinden. Die selbstverständliche Folge war, daß die Leute weniger und weniger leistungsfähig wurden, bis zuletzt Michelsen mit dem Kaffern allein übrig blieb, um einen sehr eiligen Leitergang herzustellen, während die beiden englischen Zimmerleute kraftlos auf einem Felsenvorsprung hockten.

Einer der Aufseher kam hinzu, um die Beschleunigung der Arbeit zu veranlassen, und mit echt englischer Unverschämtheit machte er nicht seinen Landsleuten, die betrunken und unbeschäftigt dasaßen, Vorwürfe, sondern dem Deutschen, der sich wegen seiner englischen Arbeitsgenossen doch doppelt quälen mußte.

Michelsen antwortete dem Aufseher in seinem gebrochenen Englisch zuerst ruhig und zeigte ihm die beiden Engländer, welche lachende Zeugen der Scene waren. Der Aufseher schien auch unter der Hitze zu leiden oder er hatte etwas über den Durst getrunken, er wurde brutal und vergaß sich endlich soweit, daß er Michelsen vor die Brust stieß und ihm befahl, augenblicklich mit der Arbeit fortzufahren und dieselbe zu beschleunigen.

Dies war dem biederen Westfalen denn doch zu viel. Sein Blut wallte auf, er schlug den englischen Aufseher mit der Faust zu Boden und bearbeitete ihn derartig, daß er halb todt liegen blieb. Es entstand auf dem Minenplatze ein furchtbares Halloh, die anderen Aufseher eilten zu Hilfe heran, aber es wagte Niemand, Michelsen anzugreifen. Man holte schließlich die englischen Polizisten, damit sie sich Michelsen's bemächtigten, aber auch sie wagten nicht, sich mit dem Hünen in einen Kampf einzulassen, besonders nicht mit Rücksicht auf den Standpunkt, den Michelsen augenblicklich einnahm. Er stand auf einer kleinen Felsplatte am Eingang eines Stollens, ungefähr hundert-



fünfzig Meter über dem Boden, und es war selbstverständlich, daß der Erste, der es gewagt hätte, die Leitergänge heraufzukommen und Michelsen anzugreifen, kopfüber herunter-

geflogen wäre. Die englischen Ingenieure, die herbeigeeilt waren, da der Tumult auf dem Minenplatze mehr und mehr zunahm, riefen Michelsen zu, verständig zu sein, sie sagten ihm, er solle herunterkommen, er solle sein Recht haben, und man würde ihm nichts thun.

Michelsen zögerte eine Zeitlang, dann stieg er herunter; aber sowie er auf festem Boden war, stürzte sich ein Dutzend Polizisten auf ihn, um ihn niederzuwerfen. Er hieb wie ein Rasender um sich, aber schließlich überwältigte man doch den einzelnen Mann und schaffte ihn gebunden nach dem Gefängniß.

Am nächsten Tage wurde er vor das Gericht gebracht und wegen Friedensbruch nach englischem Gesetz, außerdem aber noch nach den Gesetzen der Kompagnie wegen Widersetzlichkeit zu einer hohen Geldstrafe und zu vierwöchentlicher Einsperrung verurtheilt.

Vergeblich suchte sich Nitsche für Michelsen zu verwenden, er stand mit seiner Freundschaft für den Verurtheilten ganz allein. Die drei anderen deutschen Arbeiter betrugen sich so unkameradschaftlich und unlandsmännisch als nur möglich. Leider ist es ja eigentlich die Regel, daß im Ausland die Deutschen selbst unter den schwierigsten Verhältnissen nur selten zusammenhalten, daß immer wieder Elemente sich finden, welche gegen den eigenen Vortheil und gegen das Ansehen der Nation, der sie angehören, arbeiten, indem sie ihre eigenen Landsleute anfeinden oder ihnen wenigstens jede Unterstützung versagen.

Waren die Zustände für Nitsche und seine Frau früher unbehaglich gewesen, so wurden sie jetzt geradezu verzweifelt: Luise verschollen, Michelsen, der einzige Freund, den sie hatten, im Gefängniß, Nitsche durch ungerechte Behandlung bei der Arbeit, schlechte Erwerbs- und Lebensverhältnisse und die Aussicht, vielleicht noch Jahrzehnte lang diesen Jammer ertragen zu müssen, verbittert und niedergedrückt —

das war wohl etwas viel für das junge Ehepaar, das zum Glück bisher kinderlos geblieben war.

6.

Es war Sonntag. Die englische Gesetzgebung schreibt auch außerhalb Englands die strenge Heiligung des Sonntags vor, und so wurde in den Minen nur die Arbeit, die zur Erhaltung des Bergwerks unbedingt nothwendig war, verrichtet; in Ookiep herrschte Sonntagsstille. Nitsche saß voll trüber Gedanken vor seiner Steinhütte und dachte an das nette Häuschen, das er in Feierabend bewohnt hatte, und an sein Gärtchen, er dachte an all' das Unglück, das ihn in den letzten Monaten verfolgt, all' die schlimmen Erlebnisse, die er in dem jetzt mehr als halbjährigen Aufenthalt in Ookiep durchgemacht, und die Thränen kamen ihm fast in die Augen.

Emma stand am Küchenherd und bereitete das sehr frugale Sonntagsmahl, wobei sie sich ängstlich nach der Thür umsah, damit ihr Gatte nicht bemerke, daß sie weine.

„Halloh!“ sagte da plötzlich eine Stimme in englischer Sprache, „Ihr feiert den Tag des Herrn durch Schlafen, Deutscher. Bei meiner armen Seele, es ist ja auch das Beste, was man in diesem langweiligen Nest thun kann.“

Nitsche sah erstaunt auf und erblickte vor sich einen hochgewachsenen Mann mit unverkennbar englischem Typus. Der Fremde trug einen Bart, welcher Wangen und Kinn frei ließ und nur den Hals bedeckte, hatte einen buntkarrirten Anzug aus dauerhaftem grobem Wollenstoff an und hohe Stiefel mit Pfundsporen.

„Wer seid Ihr?“ fragte Nitsche, „und was wollt Ihr von mir?“

„Nun,“ meinte der Fremde, „ich bin ein Händler und

habe seit vorgestern meinen Store*) drüben in der Nähe der Verwaltungsgebäude aufgeschlagen, aber ihr Männer kümmert euch wenig um uns Händler, nur die Weiber sind unsere Kunden. Ich will auch nicht zu Euch, ich möchte Eure Frau sprechen."

„Was wollt Ihr von meiner Frau?"

Der Handelsmann lachte: „Ihr braucht nicht eifersüchtig zu werden, Mann, aber zur Sicherheit beantwortet mir noch eine Frage! Ihr seid doch der deutsche Arbeiter Nitsche?"

„Der bin ich; was wollt Ihr denn?"

„Nun," sagte der Händler, indem er sich ungenirt neben Nitsche auf der steinernen Bank niederließ, „erstens wollte ich Euch mittheilen, daß ich für Euch zwei Winchester-Repetirgewehre habe."

„Dann müßt Ihr schon zu einem Anderen gehen," versetzte Nitsche bitter, „ich habe kein Geld, um die Waffen zu kaufen."

„Ei, mit der Bezahlung hat es keine Eile. Ich sage Euch, Ihr nehmt diese Winchester-Repetirgewehre; eines ist für Euch und eines für Euren Kameraden, der eingesperrt ist. Ihr nehmt sie und über die Bezahlung können wir später einmal reden."

„Ich mache keine Schulden."

Der Händler sah Nitsche überlegen lächelnd von der Seite an: „Ich schenke Euch die beiden Gewehre," sagte er, „mitsammt je hundert Patronen. Was meint Ihr dazu?"

„Daß Euch der Teufel mit Euren Geschenken holen möge! Kein Händler in der Welt, am wenigsten aber ein Engländer, verschenkt etwas, wenn er nicht Vortheil davon hat. Laßt mich in Ruhe mit Euren Geschenken, ich will nichts von Euch wissen."

*) Laden.

Der Händler lachte laut auf, blieb aber ruhig sitzen, als hätten ihn die Worte Nitsche's nicht im Mindesten beleidigt.

Nach einer kleinen Pause sagte er: „Ihr sowohl, Deutscher, als Euer Landsmann, der Eingesperrte, habt doch eure Gewehre vor einiger Zeit verloren. Sie sind euch abhanden gekommen, soviel ich weiß."

Nitsche sah erstaunt den englischen Händler an; in der That waren zugleich mit Konrad und Luise die beiden Gewehre verschwunden.

„Nun," fuhr der Händler fort, „macht nicht ein so erstauntes Gesicht! Ich selbst schenke Euch die Gewehre nicht, sondern ich bin beauftragt, sie Euch zu schenken als Ersatz für die abhanden gekommenen. Kommt morgen zu mir in den Store und holt Euch die Waffen ab."

„In wessen Namen habt Ihr mir denn die Gewehre zu übergeben?" fragte Nitsche erstaunt.

„Das wird wohl in dem Briefe stehen, den ich für Eure Frau habe. Ich glaube, Ihr werdet jetzt selbst neugierig und werdet mir den Zutritt zu Eurer Frau gestatten, Ihr seht, es handelt sich um keine Sache, wegen deren Ihr eifersüchtig zu sein braucht; es ist eben ein Auftrag, dessen ich mich entledige."

„Von wem habt Ihr den Auftrag? Steht mir Rede, Mann!"

Der Engländer zuckte die Achseln. „Das steht wohl in dem Briefe."

Nitsche erhob sich, trat in das Haus und winkte dem englischen Händler, ihm zu folgen. Der Händler machte einige scherzhafte Bemerkungen über das angenehme Aeußere der Frau Nitsche, dann überreichte er ihr einen Brief mit den Worten: „Lest ihn und gebt mir eine Antwort. Ich warte darauf und werde Euch, wenn Ihr mir als Botenlohn etwas von dem appetitlichen Essen, das Ihr da auf

dem Feuer habt, abgeben wollt, sehr dankbar sein. Das riecht ja ausgezeichnet. Man muß es euch Deutschen lassen, eure Frauen verstehen vorzüglich zu kochen, und wenn man, wie ich, schon jahrelang im Kapland herumzieht und sich mit selbstgekochten Speisen nährt oder sich das Zeug in den Leib stopft, das ein Unthier von Hottentottin zusammengebraut hat, dann freut man sich doppelt auf ein anderes Essen."

Emma hatte den Brief, der keine Adresse trug, erst von allen Seiten betrachtet, dann erbrach sie ihn und fing an zu lesen, während ihr Ritsche über die Schulter sah. Beide schrien laut auf, als sie die Unterschrift des Briefes erblickten. Sie lautete „Luise Mengert." Der Brief selbst war ziemlich lang. Luise meldete von der Täuschung, die Konrad ausgeführt, und von der gemeinsamen Flucht. Konrad hatte in der Felsspalte den ledernen Beutel, in dem sich die Diamanten und das zweite Päckchen mit Goldstaub befanden, wiedergefunden, und war nach einem gefahrvollen und beschwerlichen Marsche mit Luise nach der Missionsstation Bethel gelangt. Hier hatte er sich durch den Verkauf des Goldstaubes in den Besitz reichlicher Geldmittel gesetzt und sich mit Luise trauen lassen. Dann hatten sich Beide mit der nächsten Ochsenkarrenkarawane nach der Kapstadt begeben, um die Diamanten zu verkaufen. Der Erlös war nicht so großartig, wie Konrad und Luise geglaubt hatten; die Diamanten mußten wegen des heimlichen Verkaufs billiger weggegeben werden, da auch in Kapstadt öffentlich Diamanten ohne Ursprungszeugniß nicht verkauft werden dürfen, und eigentlich nur die Regierung das Recht hat, mit Diamanten zu handeln. Konrad erhielt im Ganzen fünfzehnhundert Pfund Sterling, also etwas über dreißigtausend Mark dafür. Er machte mit diesem Gelde Einkäufe in der Kapstadt und kehrte dann nach Bethel zurück. Von hier ließ er durch

den Händler, der nach Ookiep ging, die erste Nachricht an Luisens Schwester und Schwager gelangen.

Nachdem Nitsche und Emma den Brief gelesen hatten, bestürmten sie den Engländer mit Fragen. Der Handelsmann schüttelte jedoch den Kopf und sagte: „Ich kann euch keine Auskunft geben. Ihr wißt, wir Handelsleute übernehmen es, Briefe zu besorgen. Ich habe von einer mir unbekannten Person diesen Brief erhalten, um ihn euch abzugeben und von euch eine Antwort mitzunehmen. Ebenso habe ich mich verpflichtet, euch die beiden Gewehre abzuliefern. Näheres kann ich euch nicht sagen. Ich weiß nicht, wer den Brief geschrieben hat und woher er kommt, und wenn ich es wüßte, würde ich es euch vielleicht doch nicht sagen. Schreibt die Antwort, aber enthaltet euch aller Adressirung, vermeidet alle Namen und beschränkt euch auf die Vornamen! Schreibt auch so kurz wie möglich, denn ich habe nicht viel Zeit. Ich will morgen aufbrechen. Noch einmal, Frau, wenn Ihr mir von Eurem Fleisch und der Mehlspeise, die ich dort sehe, etwas geben wollt, so will ich Euch dankbar sein und will es als Botenlohn für den Brief nehmen."

Frau Nitsche stülpte das Pökelfleisch, das sie gekocht hatte, ebenso die sächsischen Klöße mit einer Fruchtsauce aus den Töpfen auf Schüsseln und setzte sie dem Engländer vor.

„Eßt, soviel Ihr wollt!" sagte sie, „eßt Alles! Ihr habt uns eine unbeschreibliche Freude gemacht."

Der Engländer schmunzelte und setzte sich an den Tisch, um dem Essen zuzusprechen und ohne im Mindesten Rücksicht auf das zu nehmen, was um ihn vorging. Nitsche und seine Frau sanken sich erst in die Arme, dann lasen sie den Brief noch einmal und schließlich setzten sie eine Antwort auf. Dieselbe war sehr kurz, gab von ihren Schicksalen und denen Michelsen's Nachricht, und schilderte

die traurige Lage, in der sie sich befanden. Als Nitsche mit dem Briefe fertig war, benagte der englische Handelsmann eben den letzten Knochen vom Pökelfleisch und nahm den letzten Kloß mit Fruchtsauce zu sich. Dann wischte



er sich den Mund und sah aus wie ein Mann, dem es einmal recht gut geschmeckt hat. Er lobte Frau Emma's Kochkunst und versprach ihr, sie solle am nächsten Tag von ihm eine Flasche ausgezeichneten Liqueurs aus seinem Laden als Gegenlohn für das vortreffliche Mittagessen haben. Den Liqueur sollte sie sich am nächsten Mittag mit den Gewehren bei ihm aus dem Store holen. Dann ging er.

7.

Michelsen kam aus dem Gefängniß zurück voll Wildheit und Zorn. In den letzten Tagen hatte man ihn anscheinend vollständig vergessen, denn er erhielt weder Brod noch Wasser. Als er darauf Lärm schlug, drangen ein paar Polizisten in seine Zelle, banden ihn und prügelten ihn durch; endlich ließ man ihn erst drei Tage später heraus, als eigentlich seine Strafzeit dauerte.

Zwei Gedanken waren in Michelsen mächtig, der Gedanke an Rache und an Flucht. Er betrug sich so ungeberdig, daß ihm Nitsche in den ersten Tagen nichts von den Winchester-Repetirgewehren erzählte, weil er fürchtete, Michelsen könne ein Unglück anrichten. Auch von einer Flucht rieth Nitsche ihm vorläufig ab; die Polizisten beobachteten gerade den bestraften Michelsen jetzt sehr scharf. Er konnte ja allerdings zu einem Jagdausflug oder auch bei Nacht die Kolonie verlassen, aber jedenfalls bekam er nur einen Vorsprung von ein bis zwei Stunden.

Es war gerade eine große Dürre, Michelsen mit den Wegen unbekannt, auf der Flucht war jedenfalls nur an äußerst wenigen Stellen Wasser zu finden, und Michelsen mußte zu Grunde gehen, wenn er nicht, was wahrscheinlicher war, binnen wenigen Stunden von den Polizisten eingeholt wurde.

Aber der Westfale war über die Behandlung, die ihm zu Theil geworden, über den Betrug, der an ihm verübt war, furchtbar empört. Erst als ihm Nitsche den Zettel Luisens zeigte, beruhigte er sich und erklärte, er wolle so lange warten, bis von Luise Nachrichten einträfen.

Das gute Herz des braven Westfalen zeigte sich auch in der unverhohlenen Freude, die er darüber empfand, daß nunmehr endlich eine gute Nachricht von Luise eingetroffen sei. Er versprach Nitsche, sich aller Gewaltthätigkeiten zu

enthalten und vorläufig ruhig zu warten. Nun überreichte ihm auch sein Freund das Repetirgewehr, und am nächsten Sonntag machten Nitsche und Michelsen einen Jagdausflug, bei dem sie gute Beute heimbrachten, da das Gewehr auf sehr weite Entfernung trug.

Vierzehn Tage nach der Entlassung Michelsen's aus dem Gefängniß kam eines Abens, als Nitsche gerade aus der Mine gekommen war, einer der hottentottischen Arbeiter nach seiner Wohnung geschlichen, übergab einen Brief und verschwand wieder. Dieser Brief war von der Hand Luisens und lautete:

„Es gibt keine andere Möglichkeit, euch zu befreien, als die Flucht. Wir haben Alles dazu vorbereitet. Laßt Alles, was ihr habt, im Stich, nehmt nur die Gewehre und die Patronen mit! Wir erwarten, daß ihr Michelsen, euren treuen Freund, mitbringt; ob ihr Emmerich, Schneider und Habler mitnehmen wollt, überlassen wir euch, ihr Betragen scheint allerdings nicht zu verdienen, daß man sich um sie kümmert. Ihr könnt sicher sein, daß die Flucht glückt. Am nächsten Sonntag gegen Abend schlagt den Weg ein, der westwärts zur Küste führt. Ihr werdet in sicherer Entfernung uns treffen, und zwar bewaffnet und mit Maulthieren versehen, auf denen die Flucht fortgesetzt werden kann. Sollten uns die Polizisten nachsetzen, so geschieht dies auf ihre eigene Gefahr. Alles ist in Ordnung und Sicherheit. Wir kehren in wenigen Tagen nach Europa zurück. Seid guten Muthes und verrathet euch nicht! Beschwert euch besonders nicht mit Gepäckstücken! Es ist besser, das Leben und die Freiheit, als einige Stücke Hausrath zu retten. Es freut sich herzlich auf das Wiedersehen mit euch eure Luise." —

Noch spät am Abend, als Michelsen heimkehrte, wurde er gerufen und war natürlich sofort bereit, an der Flucht theilzunehmen. Wenn die Flucht vorbereitet war, wenn

man bewaffnete Genossen hatte, wenn Reitthiere zur Verfügung standen, und wahrscheinlich auch Führer vorhanden waren, die wußten, welche Wege einzuschlagen waren, dann mußte die Flucht unter allen Umständen gelingen.

Der Weg, den die Flüchtlinge einschlagen sollten, war derjenige, den gewöhnlich Flüchtlinge aus der Kolonie nicht nahmen, denn an der Küste gab es kein Weiterkommen. Die meisten flüchtigen Minenarbeiter gingen daher nach Osten oder nach Süden.

Bis tief in die Nacht beriethen Nitsche, seine Frau und Michelsen und beschlossen, die drei anderen deutschen Arbeiter auf der Flucht nicht mitzunehmen. Es fiel ihnen dieser Beschluß nicht leicht. Besonders Michelsen machte sich Selbstvorwürfe, Landsleute im Stich zu lassen, obgleich die drei feindlichen Bergleute sich seit dem Vorfall mit Konrad stets von der schlechtesten Seite gezeigt hatten. Bei dem feindseligen Verhalten von Emmerich, Schneider und Habler aber war zu befürchten, daß diese den Fluchtplan verriethen, um sich bei der Minengesellschaft Vortheile zu verschaffen, und so wurde denn festgesetzt, daß die Flucht von den Dreien allein unternommen werden sollte.

Es waren bis dahin noch vier Tage, eine lange Zeit für die Erwartung und doch eine kurze Zeit für die Auswahl der Gegenstände, welche mitgenommen werden sollten. Da der Abmarsch gegen Abend erfolgen sollte, da man annehmen mußte, daß man Leuten aus der Kolonie, vielleicht sogar Polizisten begegnete, konnte man sich nicht mit großen Gepäckstücken belasten, die auch auf der Flucht hinderlich gewesen wären. Aber Frau Nitsche fiel es schwer, alle ihre Haus- und Küchengeräthe zurückzulassen, die sie sich zum Theil unter großen Opfern und Entbehrungen erst in Afrika von den Händlern angeschafft hatte. Sie mußte sich jedoch begnügen, ihre Schmucksachen

anzulegen, ihre besten Kleider anzuziehen und einzelne kleine Andenken in den Taschen und unter dem Kleid zu verbergen. Die Männer nahmen nur ihr Repetirgewehr über die Schulter und schnallten die Patrontaschen und Jagdtaschen um, in welch' letzteren sie ebenfalls kleine Andenken, sowie ihre geringen Geldvorräthe und etwas Mundvorrath unterbrachten. . . .

Am Sonntag, ungefähr eine Stunde vor Sonnenuntergang, zogen gemächlichen Schrittes, wie ihn Spaziergänger anzuschlagen pflegen, die Flüchtlinge nach Westen. Sie begegneten einigen englischen Arbeitern, denen sie sagten, sie wollten noch versuchen, gegen Abend ein paar Hartebeeste, eine Antilopenart, zu schießen, weil diese Thiere während des Sonntags, wo das Geräusch der Minenarbeit schwieg, sich gegen Abend wegen des Wassers in die Nähe der Kolonie wagten. Als sie aber aus dem Gesichtskreise des Ortes waren, schlugen sie einen eiligeren Schritt an und marschirten so schnell, als Frau Nitsche mitkommen konnte. Besorgt blickten sie immer wieder zurück, um zu sehen, ob man sie nicht verfolge, aber ihre Augen entdeckten keine Verfolger. Dagegen hob sich nach einiger Zeit am Horizont eine Gruppe von Menschen und Thieren ab, welche durch die eigenthümliche Beleuchtung der untergehenden Sonne riesengroß erschien. Von dieser Gruppe löste sich bald ein Reiter ab, der in vollem Lauf auf dem Maulthiere hergesprengt kam. Mit einem Jubelruf begrüßte er Frau Nitsche und die beiden Männer; aber erst als er aus dem Sattel sprang, erkannten sie Konrad.

„Ihr trefft meine Frau," rief er, „dort weiter unten. Sie kann noch nicht so gut reiten, um so rasch euch entgegenzukommen, wie ich, aber sie wird es schon lernen; und auch Sie, Schwägerin Emma, werden wenigstens für die nächsten Tage das Reiten lernen müssen. Wir werden

Sie auf einem Maulthier festschnallen, denn wir haben einen dreitägigen Marsch vor uns. Wir müssen bis zum Morgengrauen reiten, damit wir erst eine beträchtliche Entfernung zwischen die Verfolger und uns bringen. Suchen die Polizisten Gewalt anzuwenden, so werden sie geringen Erfolg haben, denn es sind bei mir noch zwei Europäer außer euch Beiden, dazu acht bewaffnete Kaffern, auf die ich mich verlassen kann."

Eine Viertelstunde später begrüßte Luise unter Thränen und Umarmungen ihre Schwester und den Schwager. Auch Michelsen wurde wie ein naher Verwandter und der beste Freund betrachtet, und man sah es seinen leuchtenden Augen an, wie sehr er sich über das Wiedersehen freute.

Die Flüchtigen bestiegen die bereitstehenden Maulthiere, wobei die Frauen nach Männerart ritten, da keine Damensättel vorhanden waren. Emma Nitsche wurde auf dem Sattel festgeschnallt, außerdem von zwei Reitern rechts und links begleitet, so daß sie vollständig sicher war. Zwei des Weges kundige Kaffern setzten sich an die Spitze des Zuges, welcher in rechtem Winkel von der bisher von den Flüchtlingen eingehaltenen Richtung gegen Süden sich auf den Weg machte.

Man konnte wegen der Dunkelheit nur scharfen Schritt reiten, und auch dies nur so lange, als die Maulthiere es aushielten. Hin und wieder wurde einen Augenblick Halt gemacht, um den Thieren Gelegenheit zum Verschnaufen zu geben. Dann horchte man wohl gespannt nach rückwärts; aber man vernahm nichts, und mehr und mehr gewannen die Flüchtlinge die Ueberzeugung, daß ihre Flucht gelingen müßte. Eine Unterhaltung war unterwegs selten möglich. Die nothwendigen Erklärungen waren auch bald gegeben.

Als der Brief aus Ookiep kam, in welchem die traurigen Verhältnisse der Familie Nitsche und Michelsen's ge-

schildert wurden, bereitete Konrad mit größter Beschleunigung die Flucht vor. Seine Geldmittel erlaubten ihm, nicht nur eine Anzahl Kaffern zu gewinnen, sondern auch Maulthiere zu kaufen und zwei dänische Laienbrüder der Station zu engagiren, die ihm bei der Ausführung der Flucht behilflich sein sollten.

Man ritt bis zum Morgengrauen, dann wurde auf einer ausgedörrten, grasbewachsenen Fläche Halt gemacht, Brennmaterial zusammengetragen, und ein Feuer angezündet. Mehrere Kaffern gingen auf die Suche nach Wasser, das sie auch entsprechend ihrer Kenntniß der Verhältnisse fanden. Es war ein kleiner, schmutziger Tümpel in einer Felsspalte, sie brachten aber die Maulthiere dorthin, um sie zu tränken, und das Wasser wurde bis auf den letzten Tropfen aufgebraucht. Für die Menschen war Wasser in Schläuchen vorhanden, die aus Thierfellen hergestellt waren; das Wasser war warm und schmeckte nicht besonders lieblich, aber es konnte zur Stillung des Durstes und zum Kochen von Thee verwendet werden, welcher die Reisenden außerordentlich erfrischte. Man nahm auch etwas feste Nahrung zu sich. Dann wurden Posten ausgestellt und einige Stunden dem Schlaf gewidmet.

Drei Stunden nach Sonnenaufgang wurde das Feuer gelöscht, und der Marsch wieder aufgenommen. Der Weg wurde felsiger und gebirgiger, man kam in die Kamiesberge. Es ging meist bergauf, und in der Hitze kamen die Maulthiere nur langsam vorwärts. Gegen Mittag bemerkte Konrad zuerst einige Punkte am Horizont, welche sich allmälig vergrößerten.

„Ich möchte wetten," sagte er, „es sind die Polizisten. Wir wollen unsere Dispositionen auf alle Fälle treffen. Die beiden Frauen steigen, sobald die Verfolger auf Schußweite heran sind und Gewalt gebrauchen wollen, ab und legen sich auf den Boden, damit sie nicht von Kugeln ge-

troffen werden. Wir Männer, Du, Nitsche, Michelsen, ich, die beiden Dänen und die Kaffern halten uns schußbereit. Ich glaube nicht, daß die Burschen so thöricht sein werden, den Kampf mit dreizehn wohlbewaffneten und berittenen Menschen aufzunehmen. Sagt nur den Frauen, daß gar keine Gefahr vorhanden ist. Wir haben noch den Tag und die Nacht hindurch zu reiten, morgen Mittag sind wir in Sicherheit; selbst wenn dann eine hundertfache Zahl von Verfolgern uns erreichte, könnten sie uns gesetzlich nichts mehr anhaben."

Man erkannte allmälig zwei Karren mit Maulthieren bespannt, die sich näherten; sie schienen ungefähr acht Bewaffnete als Insassen zu haben.

„Wenn es zum Feuern kommt," sagte Konrad, „schießt nur auf die Maulthiere. Wenn diese gefallen sind, können sie uns gar nicht mehr einholen. Wir wollen Menschenleben auf alle Fälle schonen."

Etwa eine Stunde später waren die beiden Karren mit den Verfolgern auf Schußweite herangekommen. Die Karawane der Flüchtlinge befand sich gerade auf der Höhe des Weges und man beschloß, hier Halt zu machen.

Als die Verfolger sahen, daß die Karawane anhielt, schienen sie unschlüssig zu werden und blieben ebenfalls stehen; dann nahmen sie indeß die Verfolgung wieder auf, und als sie auf einige hundert Schritte herangekommen waren, rief einer der Polizisten in englischer Sprache:

„Im Namen des Gesetzes steht und gebt uns die Flüchtlinge heraus, die ihr habt! Wir gebrauchen sonst Waffengewalt."

Konrad antwortete ihm ebenfalls in englischer Sprache: „Macht, daß ihr fortkommt, wenn euch euer Leben lieb ist! Wir haben hier dreizehn Gewehre, und wenn ihr einen Schritt weiter macht, bekommt ihr eine Salve."

Die vier Detektives mit den sechs Kaffern, die sie be-

gleiteten, sprangen von den Maulthierkarren, faßten hinter dem Wagen Posto und feuerten einen Schuß ab, dessen Kugel weit vor den Flüchtigen einschlug, und der wohl auch nicht ernst gemeint war. Im nächsten Augenblick knatterten von der Karawane her die Repetirgewehre. Die acht Maulthiere, welche vor die beiden Karren gespannt waren, wälzten sich unmittelbar darauf getroffen am Boden. Dann sprangen die Flüchtlinge auf ihre im Schutze von Felsen sicher stehenden Maulthiere und ritten eilig davon. Und die Polizisten ließen sie unbehelligt weiterziehen, sie wagten sogar nicht, noch einmal zu feuern, sie sahen ein, daß sie bei einem ernstlichen Kampfe den Kürzeren ziehen müßten.*) — — — — — — — — — —

Glücklich erreichten die Flüchtlinge Bethel. Ihr Aufenthalt daselbst dauerte nur vierundzwanzig Stunden, dann ging die Familie Nitsche, Konrad und seine Gattin und Michelsen mit Ochsenkarren nach der Kapstadt. Michelsen erklärte, vorläufig nicht nach Europa zurückkehren zu wollen, er wollte sein Glück in den Diamantminen von Kimberley versuchen; mit Mühe konnte ihm Konrad so viel Geld aufdringen, daß er die Reise nach Kimberley bequem zurücklegen konnte. Konrad hielt sein Versprechen und überließ die Hälfte des Erlöses aus den Diamanten seinem Schwager Nitsche. Er kehrte auch mit ihm, seiner Frau und der eigenen Gattin mit dem nächsten Dampfer nach Europa zurück, und beide Familien leben heute wieder in Deutschland, allerdings nicht mehr im sächsischen, sondern jetzt im westfälischen Bergrevier. Das Kapital haben sie dazu verwendet, um sich eigene kleine Anwesen anzukaufen.

Sie haben auch gegen Habler, Emmerich und Schneider großmüthig gehandelt; sie haben, noch bevor der fünf-

*) Siehe das Titelbild.

jährige Kontrakt dieser ungetreuen Landsleute abgelaufen war, ihnen durch ein Bankhaus in der Kapstadt die Mittel zur Verfügung gestellt, um aus der Sklaverei der Minengesellschaft sich loszukaufen. Auch diese Drei haben sich später der Diamantgräberei zugewendet, und ihre Schicksale sind nicht weiter bekannt, Michelsen aber ist heute Miteigenthümer einer großen Boerenfarm. Auch in Kimberley war es ihm nicht gelungen, Reichthümer zu erwerben, aber er hatte besseres Glück, als er sich einer Anzahl von Boeren, die nach unbekannten Ländern „treckten" und zu diesem Zwecke einen Vorstoß nach Betschuanaland machten, anschloß und mit einem anderen Boeren zusammen eine Farm anlegte, deren Ertrag dem braven Michelsen ein besseres Loos und bessere Lebensverhältnisse gewährte, als er in Ookiep jemals gewinnen konnte.

Im Scherz hat Konrad wiederholt erklärt, daß er eigentlich schrecklich thöricht gewesen sei, erst nach Afrika zu gehen, um dort seine Frau, mit der er in glücklichster Ehe lebt, zu bekommen; er hätte die ganze Sache viel bequemer in Freiberg haben können. Daß er aber auf die Leute nicht gut zu sprechen ist, die deutsche Bergleute und Arbeiter nach englischen und holländischen Kolonien verschleppen, um sie dort zu weißen Sklaven der Minenbesitzer zu machen, kann man sich wohl denken.

Aus der vierten Dimension.

Novelle von Lothar v. Brenckendorf.

(Nachdruck verboten.)

Es war ein langweiliger Abend im November. Die wenigen Offiziere, die sich im Kasino zusammengefunden hatten, versuchten zwar auf allerlei Art, sich die träge hinschleichenden Viertelstunden zu verkürzen, aber die fröhliche Stimmung, die sonst in diesen Räumen zu Hause war, wollte sich heute durchaus nicht einstellen. Vielleicht weil gerade die lustigsten Gesellschafter zufällig fehlten, vielleicht auch, weil die ungnädige Laune des gestrengen Kommandeurs sich an diesem Vormittag in einer ungewöhnlichen Anzahl von „Rüffeln" kundgegeben hatte, lag es wie eine bedrückende Wolke des Mißvergnügens über der kleinen Gesellschaft, und selbst ein paar verzweifelte Scherze des dicken Premierlieutenants Windeck waren nicht im Stande, sie zu verscheuchen.

Es hatte unter solchen Umständen schon gar nichts Ueberraschendes mehr, daß der musikverständige Hauptmann Herter, der sich endlich an's Klavier setzte, sogleich mit Chopin's Trauermarsch begann. Bei den ersten feierlichen Klängen dieses Musikstückes aber stand der junge Lieutenant Hans v. Bernheim, der bis dahin ernst und schweigsam an meiner Seite gesessen hatte, plötzlich auf und winkte mir einen stummen Abschiedsgruß zu.

„Willst Du schon fort?“ fragte ich, etwas befremdet von der hastigen Art seines Aufbruchs. Und er bejahte wie Jemand, der es überaus eilig hat, fortzukommen.

„Ich werde auf einem Umwege nach Hause gehen; hast Du Lust, mich zu begleiten?“

Vielleicht wäre es ihm lieber gewesen; wenn ich die Einladung abgelehnt hätte. Aber ich hatte meine besonderen Gründe, sie anzunehmen, und so schritten wir schon wenige Minuten später Seite an Seite durch die abendlich stillen Straßen dahin.

Mein Begleiter sprach kein Wort, und gerade diese auffällige Wortkargheit, die ich nun schon seit vier oder fünf Tagen an ihm beobachtete, hatte mich bestimmt, ihm meine Gesellschaft aufzudrängen. Er war um drei Jahre jünger als ich, eben erst vierundzwanzig geworden, und wir hatten uns fast vom ersten Tage unserer Bekanntschaft an in herzlicher Zuneigung zusammengefunden. Aus einer alten, reich begüterten Adelsfamilie stammend, mit Leib und Seele Soldat und von einnehmendem Aeußern, hatte Hans v. Bernheim guten Grund, sich für ein Schoßkind des Glückes zu halten. Und nun war aus dem allezeit heiteren, lebenslustigen Kameraden plötzlich ein Kopfhänger geworden. Irgend ein geheimer Kummer mußte auf ihm lasten, der sein Wesen gleichsam über Nacht so von Grund aus hatte verwandeln können. Daß er auch mir nichts von der Ursache seiner offenkundigen Niedergeschlagenheit verrieth, schmerzte mich aufrichtig, denn ich war bisher sicher gewesen, sein volles Vertrauen zu besitzen.

Anfänglich hatte ich gehofft, daß er die Gelegenheit dieses Spaziergangs benutzen würde, mir aus freien Stücken sein Herz auszuschütten. Als er aber in seinem Schweigen verharrte, entschloß ich mich, ihn geradezu nach der Veranlassung für sein verändertes Benehmen zu fragen.

„Ach, es ist nichts,“ wollte er erst abwehren. „Eine

vorübergehende Verstimmung — eine Lächerlichkeit vielleicht! Du würdest mir einen Gefallen thun, wenn Du gar keine Notiz davon nehmen wolltest."

Wir gingen eben an einer Laterne vorüber, und ich sah, daß ihm das Blut heiß in den Kopf gestiegen war. Auch im Klang seiner Worte zitterte eine Erregung, die zu ihrem Inhalt in lebhaftem Widerspruch stand. So begnügte ich mich denn nicht mit seiner ausweichenden Erwiederung, sondern bat ihn, mir zu meiner Beruhigung offen zu sagen, was ihn bedrücke.

„Es fällt mir schwer, davon zu reden," versetzte er. „Du würdest mich ohne Zweifel auslachen, und dazu ist mir die Sache zu ernst."

„So verspreche ich feierlich, daß ich nichts derartiges thun werde. Eine Angelegenheit, die Dich mißmuthig macht, wäre wohl ohnedies kaum lächerlich für mich."

Er blieb stehen und sah mich mit seinen treuherzigen blauen Augen ganz seltsam schwermüthig an.

„Nun wohl! Kannst Du Heiterkeit verlangen von einem Menschen, der gewiß ist, daß er innerhalb weniger Monate oder vielleicht sogar Wochen ein todter Mann sein wird?"

„Bernheim!" rief ich erschreckt. „Was soll das heißen? Hast Du etwa ein Duell?"

Er machte eine verneinende Bewegung. „Nichts dergleichen. Auf welche Art ich den großen Sprung in's Jenseits machen werde, ist mir bis jetzt noch verborgen. Daran aber, daß er mir bevorsteht, habe ich nicht mehr den geringsten Zweifel."

Mein erstes Entsetzen verwandelte sich in eine fast ärgerliche Regung. „Lässest Du Dich etwa gar von Todesahnungen beeinflussen wie ein altes Weib? Höre, Hans, wenn es sich um einen solchen Unsinn handeln sollte —"

„Ich wußte es ja im Voraus, wie Du darüber ur-

theilen wirst," fiel er mir in's Wort. „Das sind eben Dinge, die sich eigentlich jeder nüchternen Erörterung entziehen. Reden wir also nicht weiter davon!"

„Oho, so leicht kommst Du mir nicht wieder los. Ich finde im Gegentheil, daß man sehr wohl daran thut, allem Aberglauben mit nüchternem Verstande zu Leibe zu gehen. Also heraus mit der Sprache! Du leidest an düsteren Vorahnungen?"

„Ich würde mich leicht davon befreien können, wenn es nichts Anderes wäre als das. Denn Du hältst mich doch wohl für einen halbwegs vernünftigen und zurechnungsfähigen Menschen, nicht wahr?"

„Bis zu diesem Augenblicke war das allerdings meine Meinung."

„Nun wohl, und Du magst sie immerhin auch ferner behalten. Ich habe niemals an Gespenster geglaubt, an ein zweites Gesicht oder an geheimnißvolle seelische Wirkungen in die Ferne. Niemand kann über eine schaurige Spukgeschichte herzhafter darüber lachen, als ich darüber gelacht habe. Und doch —"

Er stockte und sah vor sich hin.

„Nun — und doch?" fragte ich mit wachsendem Befremden, aber auch mit immer lebhafter werdender Neugier. „Bist Du darüber in jüngster Zeit etwa anderen Sinnes geworden?"

„Wenn Du erlebt hättest, was ich erlebt habe, so würde Dir der spöttische Ton vergehen. Wo greifbare, unwiderlegliche Thatsachen reden, muß eben der Zweifel verstummen."

„Aus dem Munde eines Lieutenants klingt das ja recht erbaulich. Es ist Dir also ein Geist erschienen?"

Wir waren nur noch ein paar Dutzend Schritte von seiner Wohnung entfernt, und Bernheim legte mir die Hand auf den Arm.

„Komm' mit hinauf und ich werde es Dir erzählen — unter der Bedingung allerdings, daß Du zu Niemand davon sprichst. Ich bin wahrhaftig nicht dazu aufgelegt, den Spott der Kameraden zu ertragen."

Natürlich gab ich ihm, von ungeduldiger Erwartung erfüllt, das geforderte Versprechen. Wir machten es uns in dem hübschen Rauchzimmer bequem; der Bursche meines Kameraden brachte uns eine Flasche Wein, und als wir die Gläser hatten zusammenklingen lassen, fragte mich Bernheim:

„Du hältst vermuthlich sehr wenig vom Spiritismus?"

„Allerdings," erklärte ich aufrichtig, „nicht das Geringste."

„Genau dieselbe Antwort würde auch ich noch vor einer Woche gegeben haben. Heute aber weiß ich, daß sie voreilig ist. Es sind eben doch mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, als unsere Schulweisheit sich träumen läßt. Ich habe den Beweis dafür erhalten."

„Einen Beweis? Und zu Gunsten des Spiritismus? Da bin ich denn doch wirklich neugierig."

„Vor einigen Wochen kam mir zufällig ein Buch in die Hände, das diesen Gegenstand behandelt. Es war von einem Manne geschrieben, der auf wissenschaftlichen Gebieten für einen bedeutenden Gelehrten gilt. Trotzdem gelang es ihm natürlich nicht, mich zu seinem Glauben an die gelegentlichen sichtbaren Besuche aus dem Jenseits zu bekehren. Nur ein wenig nachdenklich hatte mich die Lektüre gemacht, und sie hatte zugleich den Wunsch in mir geweckt, diese merkwürdigen Erscheinungen, die selbst einen so scharfsinnigen Gelehrten zu täuschen vermochten, auch einmal mit eigenen Augen zu sehen. Bereitwillig griff ich deshalb zu, als sich mir vor einigen Tagen Gelegenheit bot, einer spiritistischen Sitzung beizuwohnen — natürlich fest entschlossen, Alles, was ich sehen würde, mit kühlem

Verstande zu prüfen und mich durch kein betrügerisches Gaukelspiel hinter's Licht führen zu lassen. Die ersten Manifestationen aus dem Geisterreiche, die Klopftöne, die geheimnißvolle Musik und die von unsichtbarer Hand auf eine Schiefertafel geschriebenen Antworten imponirten mir denn auch sehr wenig, da ich ja aus den Vorstellungen von Taschenspielern wußte, daß alle diese Wunder auf ganz natürliche Weise bewirkt werden können. Zwar vermochte ich trotz der schärfsten Aufmerksamkeit nichts zu entdecken, was den Verdacht einer Täuschung gerechtfertigt hätte; aber ich hatte für den angeblichen Geist, der durch die Vermittlung des weiblichen Mediums zu uns sprach, eine Probe in Bereitschaft, die er unmöglich bestehen konnte, wenn hier irgend welche Gaukelei im Spiele war.

Du weißt, daß ich eine ältere Schwester hatte, die vor acht Jahren durch einen unglücklichen Sturz mit dem Pferde das Leben verlor. Keiner von den Anwesenden konnte sie jemals gesehen haben; Keiner wußte etwas von der Art ihres Todes wie überhaupt von den intimeren Verhältnissen meiner Familie. So war ich denn mit Bestimmtheit auf eine ausweichende oder ablehnende Antwort gefaßt, als ich durch das Medium den Wunsch aussprechen ließ, den Geist meiner abgeschiedenen Schwester zu sehen. Zu meiner Ueberraschung aber sagten die Klopftöne ‚Ja'. Nach einer kleinen Weile ging der Vorhang des Kabinets, in welchem das an Händen und Füßen gebundene Medium saß, auseinander, und aus einer geisterhaft beleuchteten Nebelwolke hob sich, in verschwommenen Umrissen erst, dann aber mit immer größerer, zuletzt ganz erschreckender Deutlichkeit die Gestalt meiner verstorbenen Schwester hervor."

„Unmöglich! Du hast sie wirklich erkannt, Hans?"

„Mit voller Bestimmtheit! Ich versichere Dich, daß von einem betrügerischen Blendwerk oder etwa von einer

Sinnestäuschung durchaus nicht die Rede sein kann. Die Beleuchtung war ja nur schwach, doch immerhin ausreichend, um mich eine Menge von Einzelheiten wahrnehmen zu lassen, die jeden Zweifel zum Schweigen bringen mußten. Das war die Haartracht meiner Schwester, der griechische Knoten mit dem Pfeil darin, das waren die großen Perlen, die sie stets in den Ohrläppchen zu tragen pflegte, und das waren vor Allem ihre lieben, sanften, unvergeßlichen Züge, die ich niemals mit denen eines anderen Menschenantlitzes werde verwechseln können! — Du kannst Dir nicht vorstellen, welche Wirkung der Anblick dieser Erscheinung auf mich hatte. Auch ohne den eisigen Lufthauch, der plötzlich aus dem Innern des Kabinets über uns hinstrich, würden mich kalte Schauer bis in's Herz hinein gepackt haben. Eine Empfindung des Grauens, wie ich sie nie zuvor gefühlt hatte, schlich mir durch die Seele."

„Und dieser vermeintliche Geist — hat er auch zu Dir gesprochen?"

„Ja! Mit einer feinen, lieblichen Stimme, die wie aus weiter, weiter Ferne zu kommen schien. Ich brauchte eine gute Weile, ehe ich mich dazu aufraffen konnte, die erste Frage an die Erscheinung zu richten; dann aber gewann ich nach und nach meine Selbstbeherrschung wieder, und ich sprach mit meiner Schwester, wie ich mit ihr gesprochen haben würde, wenn sie noch am Leben wäre. Ihre Antworten waren klar und bestimmt, in allen Einzelnheiten den wirklichen Verhältnissen entsprechend. Sie nannte mir den Tag und die Stunde, da vor drei Jahren, fast genau fünf Jahre nach ihrem eigenen Tod, meine Mutter gestorben war, und als ich darauf die vermessene Frage an sie richtete, ob sie auch wisse, wie lange es mir noch vergönnt sei, zu leben, senkte sie, wie in tiefer Betrübniß, den Kopf und sagte ganz leise, mit verklingender, aber noch immer deutlich vernehmbarer Stimme:

‚Freue Dich Deines Lebens und genieße es in vollen Zügen, denn Du wirst uns folgen, noch ehe wieder die Rosen blühen.‘

Dann stieg wieder der seltsam beleuchtete, magische Nebel auf, in welchem zuerst ihre Gesichtszüge und dann auch die Umrisse ihrer weißen Gestalt undeutlich verschwammen, nur eine ferne, süße Musik noch antwortete mir auf eine weitere Frage, und gleich nachher war es in dem Kabinet still und dunkel wie zuvor.“

Während seiner Erzählung war Bernheim in der Erinnerung an das Erlebte todtenbleich geworden, und als er nach der Weinflasche griff, um die Gläser auf's Neue zu füllen, sah ich, wie seine Hand zitterte. Ich war wüthend über den schändlichen Betrug, der hier ohne allen Zweifel an meinem armen Freunde verübt worden war.

„Und wo hat diese Geisterbeschwörung stattgefunden?“ fragte ich. „Wer hat daran theilgenommen? Und wie hieß das Medium?“

„Auf alles das kann ich Dir keine Auskunft geben, denn ich verpfändete mein Ehrenwort, darüber zu schweigen. Aber ich hoffe, Du wirst trotzdem nicht an der Wahrheit meiner Erzählung zweifeln.“

„Ich zweifle so wenig an der Wahrheit Deiner Erzählung, als daran, daß man Dir eine ganz abscheuliche Komödie vorgespielt hat. Nur das Eine begreife ich nicht, wie solche plumpen Jahrmarktskünste einen Mann von vierundzwanzig Jahren, einen Soldaten, zum Melancholiker machen können.“

„Es mag eine Schwäche sein, und eben deshalb möchte ich, daß Niemand außer Dir etwas von der Ursache meiner Mißstimmung erführe. Gewiß wäre es viel heroischer, den Gedanken an einen nahen Tod mit lächelndem Gleichmuth zu ertragen.“

„Welch' ein Unsinn! Du glaubst also wirklich an den Orakelspruch aus der vierten Dimension?"

„Felsenfest! Und Du würdest diesen Glauben theilen, wenn Du jemals etwas Aehnliches erlebt hättest."

„Das möchte ich denn doch bezweifeln. Es wäre mir sehr erwünscht, die Probe darauf zu machen. Kannst Du mich nicht zu einer dieser spiritistischen Sitzungen mitnehmen?"

„Ich fürchte, daß es unmöglich ist. Mich selbst kostete es viel Ueberredung, ehe ich in den streng geschlossenen Kreis zugelassen wurde, und man versicherte mir wiederholt, daß dies eine Ausnahme sei, die auf keinen Anderen ausgedehnt werden würde."

„Deine Geisterseher sind sehr vorsichtig, wie es scheint," bemerkte ich spöttisch. Da ich aber sah, wie empfindlich ihn jedes ironische Wort verletzte, schlug ich einen anderen Ton an und bot alle meine Beredtsamkeit auf, ihn von der Thorheit seines Aberglaubens zu überzeugen. Obwohl ich fast eine Stunde lang auf ihn einsprach und ihm eindringlich Alles zu Gemüth führte, was ich von entlarvten Medien und falschen Geistererscheinungen wußte, erzielte ich doch zu meinem Verdruß nicht die allergeringste Wirkung.

„Andere mögen getäuscht worden sein," beharrte er eigensinnig, „aber was wird damit für mich bewiesen? Man sagt, ich hätte die besten Augen im ganzen Regiment. Jedenfalls haben sie mich noch nie im Stich gelassen, und ich wüßte wahrlich nicht, weshalb ich ihnen gerade diesmal mißtrauen sollte."

Dabei blieb er, und ich mußte ihm insgeheim zugestehen, daß in der That viel Räthselhaftes und Unerklärliches in seiner Geschichte war. Hätte ich nicht seine unerschütterliche Wahrheitsliebe hinreichend gekannt, würde ich sogar in Bezug auf diesen oder jenen Punkt einen leisen Zweifel kaum haben unterdrücken können. So aber

mußte ich wohl an eine unbewußte Sinnestäuschung glauben, geschickt herbeigeführt durch einen Betrug, dessen Beweggründe und Zweck ich allerdings vorläufig ganz und gar nicht begriff. Als ich den bedauernswerthen Kameraden in später Abendstunde verließ, war es mir nicht gelungen, ihm seine Ueberzeugung von der Wirklichkeit des Erlebten und seine trüben Todesgedanken auszureden. Ich selbst aber war von seiner Erzählung so gewaltig aufgeregt worden, daß ich bis an den grauenden Morgen wach auf dem Kissen lag und mir das Gehirn zermarterte, um eine natürliche Lösung des Räthsels zu finden.

Zwei Tage später war ich zu einer Tanzgesellschaft im Hause des Regierungspräsidenten geladen. Vollzählig hatten sich alle dienstfreien Offiziere unseres Regiments in den heiteren, festlich geschmückten Räumen eingefunden. Nur Hans v. Bernheim suchte ich vergebens, obwohl er mir noch Tags zuvor auf meine Frage mit hastigen Worten erklärt hatte, daß er wahrscheinlich hingehen werde. Sein Ausbleiben befremdete mich um so mehr, als ich wußte, ein wie gern gesehener Gast er seit Jahresfrist in diesem Hause war, und als ich sogar meine besonderen Vermuthungen hinsichtlich gewisser zarter Herzensbeziehungen zwischen ihm und dem jüngsten anmuthigen Töchterchen des Präsidenten hatte. Von den Kameraden, die ich befragte, wußte mir Keiner über die Ursachen seines Fernseins Auskunft zu geben; daß ich aber nicht der Einzige war, der davon beunruhigt wurde, sollte ich erfahren, als mir Fräulein Hertha v. Boddien, das eben erwähnte jüngste Haustöchterchen, die Auszeichnung erwies, einen Walzer mit mir zu tanzen.

Als wir den Saal zweimal umkreist hatten, war sie des Vergnügens bereits überdrüssig geworden und fragte mich, ob wir nicht lieber ein wenig promeniren wollten.

Ich versuchte, irgend eines der herkömmlichen Ballgespräche in Fluß zu bringen; aber Fräulein Hertha war eine sehr unaufmerksame Zuhörerin, und es fiel vollständig aus dem Rahmen unserer Unterhaltung heraus, als sie plötzlich sagte:

„Sie sind doch mit Herrn v. Bernheim befreundet, Herr Lieutenant; da ist Ihnen sicherlich auch bekannt, weshalb er uns noch im letzten Augenblick abgesagt hat. Denn daß er nicht dienstlich verhindert ist, wie er schreibt, habe ich bereits aus seinem Hauptmann herausgebracht."

Es hatte sie gewiß große Ueberwindung gekostet, mich darum zu befragen, und in ihrer schüchternen Beklommenheit verrieth sie viel mehr, als sie selber ahnte.

Leider war ich ja nicht im Stande, ihr eine Auskunft zu geben, welche die schwere Last hätte von ihrem jungen Herzen nehmen können. Und ich glaubte es noch besonders geschickt anzufangen, als ich erwiederte: „Wenn sich Kamerad Bernheim eines solchen Vorwandes bedient hat, so hielt ihn wohl nur eine falsche Scheu ab, von dem Unwohlsein zu sprechen, unter dem er ganz augenscheinlich seit mehreren Tagen leidet."

Ich erkannte sogleich, daß ich eine Dummheit gemacht habe, denn mit einem angstvollen Blick sah sie zu mir auf und rief:

„Er ist krank? — Mein Gott, es wird doch nicht ernsthaft sein?"

Mit einiger Mühe gelang es mir, sie darüber zu beruhigen. Wenn ich nicht durch mein Versprechen daran gehindert worden wäre, würde ich ihr ganz unumwunden erzählt haben, von welcher Art Bernheim's Krankheit war, denn ich hielt mich überzeugt, daß sie die beste Arznei für ihn gefunden haben würde. Da ich mich dieser Indiskretion aber nicht schuldig machen durfte, faßte ich in der Stille meines Herzens wenigstens den Entschluß, eine

auf eigene Faust zu versuchen, indem ich dem Glücklichen verrieth, welche Freuden ihm noch hier auf Erden blühten.

Als ich lange nach Mitternacht Fräulein Hertha zum Abschied die Hand küßte, flüsterte ich ihr zu: „Darf ich ihm einen Gruß ausrichten — meinem armen Freunde?"

Und mit einem holden Erröthen gab sie leise zurück: „Ja! Und sagen Sie ihm, er solle bald gesund werden, denn man befände sich hier um ihn in großer Sorge."

Zufällig fügte sich's, daß ich Bernheim während des nächsten Tages weder auf dem Exerzierplatz noch in der Kaserne sah. Erst am späten Abend war ich all' meiner dienstlichen Verpflichtungen ledig, und nun begab ich mich eilig in's Kasino, in der Hoffnung, ihn dort zu finden. Aber er war nicht da, und als ich in seiner Wohnung nach ihm fragte, wurde mir von dem Burschen der Bescheid, der Herr Lieutenant sei schon vor einer Stunde nach dem Hotel d'Angleterre hinübergegangen und zwar in Begleitung des Herrn v. Dewitz, der vorher schon längere Zeit zum Besuch bei ihm gewesen sei.

Die Auskunft berührte mich nicht angenehm, denn ich wußte genau, was es mit dem Herrn v. Dewitz und dem Hotel d'Angleterre auf sich habe. Vor ungefähr vier Wochen war der etwa vierzigjährige Mann mit dem Raubvogelgesicht und den unstäten Augen zum ersten Male in unserem Kreise aufgetaucht. Niemand wußte so recht, wer ihn eigentlich eingeführt habe, und was er sei, aber es war sicher, daß der Herr viel Geld hatte, und daß seine Manieren durchaus diejenigen eines Mannes von guter Erziehung waren. Er wohnte im Hotel d'Angleterre, und eines Abends hatte er mehrere von uns dorthin zu einem kleinen Mahle eingeladen. Da auch mein Kompagniechef, der bei der Wahl seines Umganges sonst überaus vorsichtig verfuhr, angenommen hatte, war ich ebenfalls hingegangen;

aber ich hatte mich mit Rücksicht auf meine bescheidene Zulage nicht betheiligt, als nach dem Essen ein Spieltisch aufgestellt worden war. Bernheim hatte zwar eine Weile an dem Spiel, bei welchem Herr v. Dewitz die Bank hielt, Theil genommen, doch er war bald aufgestanden, weil es ihm keine Unterhaltung gewährte. Sein Verlust war nur geringfügig gewesen; einige andere Kameraden aber, unter ihnen mein Kompagniechef, hatten bald so beträchtliche Summen verloren, daß mir die Sache unbehaglich wurde, und ich Bernheim veranlaßte, sich mit mir zugleich zu empfehlen. Seitdem hatte ich Herrn v. Dewitz nur gelegentlich auf der Straße wiedergesehen, und unser Verkehr war auf einen stummen Austausch von Grüßen beschränkt geblieben. Der Mann war mir seit jenem Abend in hohem Grad unsympathisch; ich erfuhr auch, daß die Spielabende im Hotel d'Angleterre zu einer regelmäßigen Einrichtung geworden waren, und daß gewaltige Summen dabei dem vom Glücke auffallend bevorzugten Herrn v. Dewitz zugefallen sein sollten.

Hans v. Bernheim war meines Wissens diesen Zusammenkünften bisher ebenfalls fern geblieben, und es verursachte mir eine peinliche Empfindung, als ich erfuhr, daß er sich an diesem Abend dennoch habe mitschleppen lassen. Ohne mich lange zu besinnen, ging ich ebenfalls nach dem Hotel d'Angleterre hinüber und schickte durch den Oberkellner meine Karte zu Herrn v. Dewitz hinauf. Wie ich es nicht anders erwartet hatte, wurde ich höflichst ersucht, näher zu treten, und der Hausherr erhob sich bei meinem Erscheinen, um mich in liebenswürdigster Weise willkommen zu heißen.

Die sieben Personen, aus denen die Gesellschaft bestand, waren mir durchweg bekannt: einige Offiziere, zwei junge Gesandtschaftsattachés und ein Gerichtsassessor, der Sohn eines reichen Großindustriellen. Man spielte Makao

und ließ sich durch meinen Eintritt darin nur auf die Dauer einer Minute unterbrechen. Bernheim saß mit bleichem, finsterem Gesicht da, obwohl er augenscheinlich vom Glücke begünstigt worden war, denn ein ganzer Haufen von Spielmarken war vor ihm aufgethürmt. Er zuckte bei meinem Anblick ein wenig zusammen, wie Jemand, der sich auf einem Unrecht ertappt sieht; dann aber reichte er mir stumm die Hand und wandte seine Aufmerksamkeit wieder dem Spiele zu. Ich brannte darauf, ihn aus diesem Kreise hinwegzuführen und die frohe Botschaft anzubringen, die ich für ihn in Bereitschaft hatte; aber ich konnte ihn aus Schicklichkeitsgründen nicht sogleich auffordern, mich zu begleiten, und so setzte ich mich hinter ihn, ohne selber an der Parthie theilzunehmen. Mit Bestürzung sah ich, wie waghalsig und oft geradezu sinnlos er setzte. Trotzdem blieb ihm das Glück noch weiter treu, und während alle Anderen, mit Ausnahme des Bankhalters verloren, mehrte sich das Spielmarkenhäuflein vor seinem Platze mit jeder Minute.

Länger als eine Viertelstunde sah ich diesem tollen Beginnen zu; dann neigte ich mich vor und flüsterte: „Höre auf, Hans! Ich habe Dir etwas Wichtiges zu sagen.“

Er antwortete mir nur durch ein leichtes Kopfnicken und sah die Karte an, die ihm eben zugefallen war.

„Wird jeder Satz angenommen?“ fragte er den Bankhalter, und Herr v. Dewitz verbeugte sich mit seinem liebenswürdigsten Lächeln.

„So bitte ich um eine weitere Karte,“ sagte Bernheim, indem er den ganzen Spielmarkenhaufen ungezählt gegen die Mitte des Tisches schob. Offen fiel das von Dewitz abgezogene Blatt vor ihm nieder. Es war eine Zehn. Mein Kamerad hatte seinen Einsatz verloren.

Ohne daß sich auch nur ein Zug in seinem blassen, ernsten Gesicht verändert hätte, stand er auf.

„Nun bin ich zu Deiner Verfügung, laß uns gehen.“

Unsere Verabschiedung war kurz — man macht ja nicht viele Förmlichkeiten in einer Spielgesellschaft — und ein paar Minuten später standen wir auf der Straße.

„Du wolltest mir etwas sagen,“ begann Bernheim, „aber ehe ich's vergesse: wenn Du noch einmal aus irgend einer Veranlassung dort hinaufgehen solltest, möchte ich Dir doch empfehlen, es nicht in Uniform zu thun.“

„Ich hoffe zuversichtlich, daß dieser Besuch bei Herrn v. Dewitz mein letzter gewesen ist,“ gab ich zurück. „Und auch Du wirst wenig Lust haben, ihn zu wiederholen. Es war eine hübsche Summe, die Du da auf einen Schlag verspielt hast!“

„Ich weiß es nicht, denn ich hatte meinen Gewinn natürlich nicht nachgezählt. Aber ich kaufte, ehe wir anfingen, für sechstausend Mark Jetons von Herrn v. Dewitz. Die sind natürlich daraufgegangen.“

„Sechstausend Mark — für eine Stunde zweifelhafter Zerstreuung in schlechter Gesellschaft! Hältst Du selber das nicht für einen unverantwortlichen Leichtsinn, Hans?“

Er zuckte die Achseln und starrte mit zusammengezogenen Brauen vor sich hin.

„Bah! Ich kann ja morgen das Dreifache gewinnen. Und wenn nicht — was liegt daran? Mein mütterliches Erbtheil würde mir gestatten, während dieser paar Monate wie ein Verschwender zu leben, ohne daß ich dem Geldsack auf den Boden käme. Es ist eine klägliche Zerstreuung, das gebe ich zu. Aber es ist doch immer eine Zerstreuung, und für einen Menschen in meiner Lage ist das schon etwas werth.“

Ein toller Gedanke schoß mir blitzartig durch den Kopf. Ich faßte Bernheim am Arm und sah ihm fest in's Gesicht.

„Es war Herr v. Dewitz, der diese Geisterbeschwörung in Scene gesetzt hat — nicht wahr?“

Er wurde verlegen und wich meinem forschenden Blick aus, der ihm offenbar lästig war. Ein paar Sekunden vergingen, ehe er eine Antwort fand, und dieses Zaudern war für mich natürlich Bestätigung genug.

„Man pflegt derartige Fragen nicht an Jemand zu richten, von dem man weiß, daß er sein Ehrenwort gegeben hat, zu schweigen," sagte er endlich in merklich gereiztem Ton. „Und ich ersuche Dich, auf alle weiteren Vermuthungen zu verzichten. Ob es Herr v. Dewitz war, der mich in jene Gesellschaft eingeführt hat, oder ein Anderer, jedenfalls kann ich Dir die Versicherung geben, daß Alles mit rechten Dingen zugegangen ist, und daß jede Verdächtigung einem Zweifel an der Gesundheit meines Verstandes gleichkäme."

Ich hielt es für gut, das Thema zunächst nicht weiter zu verfolgen. Nachdem wir ein paar Minuten stumm nebeneinander hergegangen waren, fragte ich leichthin: „Du warst gestern nicht auf der Soirée des Regierungspräsidenten. Hattest Du nicht mir gegenüber die Absicht ausgesprochen, hinzugehen?"

„Ja — aber ich war schließlich doch nicht in der rechten Stimmung. Und gerade Du hast wohl am wenigsten Veranlassung, Dich über mein Fernbleiben zu beklagen."

„Gerade ich? Wie soll ich das verstehen, Hans?"

„Nun, Windeck hat mir erzählt, wie eifrig Du der Baronesse Hertha den Hof gemacht hast. Du sollst ja während des ganzen Abends kaum von ihrer Seite gekommen sein."

Ich frohlockte im Stillen, denn was da aus seinen Worten klang, war ganz unzweifelhaft Eifersucht.

„Wenn Windeck es gesagt hat, muß es wohl so sein. Und konnte ich am Ende Gescheidteres thun? Ist diese kleine Hertha nicht ein reizendes Mädchen?"

Er antwortete nicht sogleich, dann aber sagte er nach

einem tiefen Athemzuge: „Sie ist ein Engel! Und wenn es Dir gelingt, ihre Liebe zu gewinnen, so werde ich der Erste sein, der Dich beglückwünscht. Ich möchte sie keinem Anderen gönnen, als Dir."

Das war nun allerdings etwas ganz Anderes, als ich zu hören erwartet hatte, und in meinem ärgerlichen Erstaunen platzte ich ohne viele weitere Winkelzüge heraus: „Aber sie denkt gar nicht daran, mich zu lieben. Dieser Ballabend war der langweiligste meines ganzen Lebens, denn ich habe mit Fräulein Hertha von nichts Anderem gesprochen, als von Dir."

Und nun erzählte ich ihm ganz offen, welche Entdeckung ich in Bezug auf den Herzenszustand der kleinen Baronesse gemacht und welche Bestellung sie mir beim Abschied für ihn aufgetragen. Dabei beobachtete ich ihn scharf und nahm ganz unzweideutig wahr, daß meine Worte tiefen Eindruck auf ihn machten. Er sah mit gesenktem Haupte vor sich hin, und es zuckte ganz merkwürdig in seinem hübschen Gesicht. Aber er unterbrach mich nicht ein einziges Mal, und auch als ich fertig war, sagte er zunächst kein Wort.

„Nun?" mahnte ich ungeduldig, nachdem ich abermals eine kleine Weile gewartet hatte. „Hast Du mir auf alles das denn gar nichts zu sagen?"

Da brach es endlich ungestüm aus ihm hervor.

„Nichts, Freund, als daß ich der unglücklichste Mensch auf Erden bin. Ja, ich liebe sie, und ohne diesen Unkenruf von da drüben hätte ich jetzt vielleicht schon um sie geworben. Aber einem Menschen, den der Tod bereits gezeichnet hat, ziemt es nicht, ein junges hoffnungsvolles Dasein an sein zu Ende gehendes zu fesseln. Daher werde ich das Haus des Regierungspräsidenten nie mehr betreten."

Einem so offenkundigen Wahnwitz gegenüber riß mir endlich die Geduld, und ich sagte Bernheim gerade in's

Gesicht, daß er auf dem besten Wege sei, ein vollständiger Narr zu werden. Er brauste nicht einmal zornig auf, sondern ließ mich ruhig schelten und reichte mir zuguterletzt sogar freundschaftlich seine Hand.

„Ich weiß, daß Du es gut meinst; aber es hilft nichts, noch länger davon zu reden. Mit guten Vorsätzen ist es hier nicht mehr gethan. Ueberzeugungen, die Einem auf solche Art beigebracht worden sind, schüttelt man eben nicht ab, wie die erste beste thörichte Einbildung."

Und wieder scheiterten alle meine verzweifelten Bemühungen an seinem unerschütterlichen Glauben. Erst als wir uns vor seinem Hause trennen wollten, machte er mir mit wehmüthigem, hoffnungslosem Lächeln etwas wie ein Zugeständniß.

„Ich werde das Medium und seine Beziehungen zur Geisterwelt noch einmal auf die Probe stellen," sagte er. „An einem der nächsten Abende soll abermals eine Sitzung stattfinden. Ich werde den Geist meiner Mutter zu sehen verlangen; leistet auch sie meinem Rufe Folge, dann wirst Du, wie ich hoffe, endlich den Versuch aufgeben, mich zu einem leichtgläubigen Schwachkopf zu stempeln."

„Es gilt! Aber ich werde Dich zu dieser zweiten Sitzung begleiten, Du mußt eine Möglichkeit finden, mich in den spiritistischen Cirkel einzuführen."

„Es ist unmöglich," erwiederte er mit einer Bestimmtheit, die mir von vornherein alle Hoffnung benahm. „Ich habe es, natürlich ohne Deinen Namen zu nennen, bereits versucht; aber man hat mir auf das Entschiedenste erklärt, daß kein Fremder mehr eingeführt werden dürfe. Mit der Wiederholung meines Verlangens würde ich mich nur einer nochmaligen peinlichen Abweisung aussetzen."

Damit mußte ich mich für heute denn nun wirklich begnügen und mußte alle meine Hoffnung an die schwache Aussicht knüpfen, daß es Bernheim selbst gelingen werde,

den unzweifelhaft vorhandenen Schwindel beim zweiten Versuche zu entlarven. Daß Herr v. Dewitz der eigentliche Veranstalter des Betruges sei, schien mir jetzt ganz gewiß, und lange kämpfte ich gegen die Versuchung, ihn zu Rede zu stellen und ihm die Anklage geradezu in's Gesicht zu schleudern. Aber bei ruhiger Ueberlegung mußte ich mir sagen, daß dies sicherlich der am wenigsten geeignete Weg sein würde, der Sache auf den Grund zu kommen. Wenn sich Dewitz außer seinem gewerbsmäßigen Glücksspiel wirklich auch noch mit derartigen Kunststückchen befaßte, so war er jedenfalls zu klug, sich von mir, der ich nicht den geringsten Beweis gegen ihn hatte, ein Geständniß abzwingen zu lassen oder mir die Namen seiner Helfershelfer zu nennen. Daß aber eine vollständige, vernichtende Entlarvung der Betrüger das einzige Mittel sei, den unglücklichen Bernheim von seinem Wahn zu heilen, durfte ich nach dem Verlauf unseres Gesprächs nicht länger bezweifeln. Die Erwartungen, mit denen ich den kommenden Ereignissen entgegen sah, waren unter solchen Umständen naturgemäß von einer recht wenig erfreulichen Art.

Ehe ich am nächsten Morgen den Dienst antrat, machte ich meinen gewohnten Spaziergang, und der Weg führte mich zufällig auch durch eine kleine Seitenstraße, die ich sonst nicht zu passiren pflegte. Da öffnete sich unmittelbar vor mir plötzlich ein Thorweg, und in seinem eleganten hellfarbigen Winterüberzieher trat Herr v. Dewitz auf die Straße heraus.

Er erkannte mich sofort, aber die Begegnung schien ihm nicht sonderlich angenehm zu sein, denn er lüftete wortlos seinen Hut und ging dann mit auffallend eiligen Schritten an mir vorüber. Das fiel mir auf. Ich setzte meinen Weg fort, bis er an der nächsten Ecke verschwunden

war; dann aber kehrte ich um und zog die Pförtnerglocke des Hauses, aus dem ich ihn hatte kommen sehen.

„Kannten Sie den Herrn, der vor etwa fünf Minuten das Haus verließ?" fragte ich den Pförtner.

„Jawohl, Herr Lieutenant!" versetzte dieser bereitwillig. „Es kann nur der Herr Baron v. Dewitz gewesen sein, den Sie meinen."

„Ganz recht! Und Sie wissen wohl auch, welcher Familie im Hause die Besuche dieses Herrn gelten?"

„Gewiß! Der Frau Hofräthin Willegast im zweiten Stock."

„Ich danke Ihnen." Der Pförtner nahm schmunzelnd das Geldstück in Empfang, das ich ihm dabei in die Hand drückte.

„Die Frau Hofräthin ist Wittwe, nicht wahr?"

„Zu dienen, Herr Lieutenant! Eine Wittwe mit zwei erwachsenen Töchtern."

Sicherlich wäre der Mann auch zu jeder weiteren Auskunft mit Vergnügen erbötig gewesen; aber ich zog es vor, mich zunächst mit dem zu begnügen, was ich da erfahren hatte. Wenn meine Vermuthungen zutrafen, und wenn ich hier wirklich den Bundesgenossen des vielseitigen Herrn v. Dewitz auf der Fährte war, so hatte ich guten Grund, mit aller erdenklichen Vorsicht zu verfahren, damit nicht vorzeitig ihr Argwohn rege gemacht werde.

Vielleicht bin ich niemals zerstreuter und ungeduldiger im Dienste gewesen, als an diesem Vormittag. Allerlei abenteuerliche Pläne, die mir zu einer Entlarvung der Schwindler verhelfen sollten, wälzten sich in meinem Haupte; aber der eine war leider ebenso unausführbar als der andere, und als ich um die Mittagsstunde meine Schritte nach Bernheim's Wohnung lenkte, war ich nicht weiter als zuvor.

Die Korridorthür war nur angelehnt, und mit dem

Rechte eines alten Freundes ging ich ohne Weiteres auf das Wohnzimmer zu. Eine Stimme, welche nicht die meines Kameraden war, rief auf mein Klopfen „Herein!" und im nächsten Augenblick sah ich mich dem Grenadier Hartung, Bernheim's Burschen, gegenüber. Der Mann, dem ich wegen seines neugierigen und vordringlichen Wesens nicht besonders gewogen war, stellte sich bei meinem Anblick sofort in Positur; aber mir entging ebensowenig der Ausdruck hochgradiger Verlegenheit in seinem Gesicht, als sein ungeschicktes Bemühen, etwas, das er in der rechten Hand hielt, vor meinem Blick zu verbergen.

„Der Herr Lieutenant sind soeben ausgegangen," meldete er, ohne erst meine Frage abzuwarten. Und als ich ihn scharf fixirte, fügte er, um seine Befangenheit zu maskiren, hinzu: „Ich sollte hier ein wenig Ordnung machen, während der Herr Lieutenant fort ist."

Das schlechte Gewissen guckte ihm aus den Augen. Mit der dienstlich strengen Miene des Vorgesetzten trat ich auf ihn zu.

„So? Und was suchen Sie denn da so ängstlich vor mir zu verstecken?"

„Ach, es ist nichts, Herr Lieutenant," stotterte er. „Nur einige Bilder —"

Mit raschem Griff hatte ich ihm die Photographien weggenommen. Ich erkannte sie auf den ersten Blick, denn Bernheim hatte sie mir als die Photographien seiner nächsten Angehörigen alle gezeigt; auch das letzte Bildniß seiner verstorbenen Mutter befand sich darunter. Und nun sah ich auch das bei meinem Eintritt offenbar hastig zugeschlagene Album auf dem Tische liegen.

„Wie kamen Sie dazu, sich diese Bilder anzueignen?" herrschte ich den Burschen an, von einer dunklen Ahnung ergriffen, daß hier vielleicht des geheimnißvollen Räthsels Lösung zu suchen sei. „Sagen Sie mir die ganze

Wahrheit, denn Sie wissen, was Ihnen im anderen Falle bevorstehen könnte."

Mein erheuchelter Zorn machte den Mann erbeben. „Ich bitte um Verzeihung, Herr Lieutenant! Es war wirklich keine schlechte Absicht dabei. Morgen hätte ich sie wieder 'ringesteckt, und es wäre gewiß nichts Unrechtes geschehen."

„Es ist nicht das erste Mal, daß Sie einen solchen Diebstahl begehen — wie?"

Der Himmel weiß, wie ich auf den glücklichen Einfall gekommen war, ihn in drohendem Tone dieser That zu bezichtigen. Jedenfalls war meine Ueberraschung nicht gering, als er sich schreckensbleich und mit angstvoll aufgerissenen Augen stammelnd zu ihr bekannte.

„Zu Befehl, Herr Lieutenant! Aber es war — ich hatte — es ist wahrhaftig keine böse Absicht dabei gewesen."

Ich hätte laut auflachen mögen vor Vergnügen, aber ich hütete mich wohl, dem Burschen etwas von meiner heiteren Stimmung zu verrathen.

„Wer hat Sie dazu veranlaßt? Und wem wollten Sie diese Photographien geben?" forschte ich streng weiter. „Machen Sie keine Ausflüchte; denn wenn Sie mich jetzt belügen, kommen Sie ohne Gnade vor's Standgericht."

„Ach, Herr Lieutenant," jammerte er. „Ich sehe ja mein Unrecht ein. Ich hätte mich nie dazu verführen lassen sollen. Aber das Mädchen hat so viel gebettelt und geschmeichelt —"

„Was für ein Mädchen?"

„Meine — meine Braut, Herr Lieutenant!"

„Ihre Braut — wer ist das?"

„Die Minna — das Stubenmädchen bei der Frau Hofräthin Willegast."

„Der also haben Sie schon einmal die Photographien gegeben?"

„Zu Befehl, Herr Lieutenant! Aber nur auf einen Tag. Und sie sind ganz unversehrt wieder in das Album hinein gekommen."

„Wissen Sie auch, welchen Zweck man mit den Bildern verfolgte?"

Mit einer sehr aufrichtigen Miene schüttelte er den Kopf. „Nein — die Minna wollte sie nur ihrem Fräulein zeigen, weil sich doch das Fräulein für meinen Herrn Lieutenant interessirt. Und ich dachte, es wäre am Ende doch auch nichts Schlimmes dabei. Wenn ich darum vor das Standgericht sollte, oder gar auf Festung — es wäre ja schrecklich für meine alte Mutter, Herr Lieutenant!"

Nun schien mir's doch an der Zeit, ihn ein wenig zu beruhigen. „Vielleicht kann ich's Ihnen noch ersparen," sagte ich, „aber Sie müssen meinen Befehlen unbedingten Gehorsam leisten. Erstens also: die Bilder da kommen sofort wieder an ihren Platz. So! — Und nun geben Sie mir 'mal das Album her."

Ich durchblätterte es rasch und zog dann einige beliebige Kabinetphotographien, darunter auch die der Frau unseres Obersten heraus, um sie dem verdutzten Burschen einzuhändigen.

„Diese werden Sie Ihrer Braut überreichen mit der Versicherung, daß es die nächsten Verwandten Ihres Lieutenants seien. Hier die Frau Oberst zum Beispiel sei seine Mutter. Haben Sie mich verstanden?"

„Zu Befehl, Herr Lieutenant!" stotterte er. „Aber es — es ist doch die Frau Oberst —"

„Keine Widerrede! Sie haben einfach zu thun, was ich Ihnen sage. Es ist selbstverständlich, daß ich alle Verantwortung übernehme. Vermuthlich haben Sie doch eine Zusammenkunft mit Ihrer Minna verabredet — nicht wahr?"

„Zu Befehl! Wir wollten uns um Eins hier unten im Hausflur treffen."

Ich sah nach der Uhr.

„Um Eins? Es fehlt also nur noch eine Viertelstunde. Hören Sie, ich hätte große Lust, mir Ihre Braut auch einmal anzusehen. Ich werde also zehn Minuten nach Ihnen die Treppe herab kommen, und bitte mir aus, daß Sie das Mädchen auf irgend welche Art so lange festhalten."

„Das wird nicht schwer sein, Herr Lieutenant! Die hat immer so viel zu fragen und zu erzählen, daß sie damit in zehn Minuten nicht fertig wird."

„Die meisten ihrer Fragen bezogen sich wohl bisher auf die Verhältnisse des Herrn Lieutenants v. Bernheim — wie?"

„Na, ein bischen neugierig scheinen ja die Damen bei Hofraths zu sein," gab er zu. „Und die Minna versteht sich auf's Aushorchen wie Eine, das muß man ihr schon lassen."

„Sie aber, mein Bester, hätten das Pulver gewiß nicht erfunden. Und nun gehen Sie auf Ihren Posten!"

Der Bursche gelobte mir hoch und theuer, daß er seine Sache gut machen werde, und ich stellte mich, nachdem er gegangen war, hinter den Fenstervorhang, um die Annäherung des feindlichen Spions abzuwarten. Vielleicht würde ja schon Hartung's Geständniß genügt haben, meinen armen Freund zu überzeugen, daß er das Opfer eines schlau eingefädelten Betruges geworden sei. Ich aber hatte mir vorgenommen, den gewissenlosen Gauklern eine Niederlage zu bereiten, die sie nicht so bald wieder vergessen sollten.

Die nahe Kirchenuhr hatte eben Eins geschlagen, als ein schlankes, behendes Persönchen, das seiner Kleidung nach wohl dem dienenden Stande angehören konnte, unten in's Haus schlüpfte. Der vorsichtig forschende Blick, den

sie erst zum Fenster hinauf geschickt hatte, gab mir die Gewißheit, daß es die Erwartete sei. Obwohl ich vor Ungeduld brannte, meinen Kriegsplan in's Werk zu setzen, ließ ich dem Paare doch hinreichend Zeit für den Austausch seiner ersten Zärtlichkeiten, und stieg auch nach Verlauf der bedungenen zehn Minuten ganz gemächlich die Treppe hinab.

Hartung machte seine Sache wirklich gut, denn als die flinke kleine Zofe bei meinem Anblick hastig die Flucht ergreifen wollte, wußte er sie durch eine scheinbar unabsichtliche Bewegung daran zu hindern. Die Schwäche, die er den Verführungskünsten dieser Eva gegenüber an den Tag gelegt hatte, erschien mir übrigens jetzt einigermaßen entschuldbar, denn Minna, die sehr geschickt große Bestürzung erheuchelte, war ein recht niedliches, schelmisch und verschmitzt dreinblickendes Geschöpfchen. Es wurde mir durchaus nicht schwer, sie mit einem freundlichen Scherzwort zu beruhigen, und nachdem ich den braven Hartung, allerdings zu seinem offenkundigen Mißvergnügen, wieder hinaufgeschickt hatte, begann ich ohne viele Umstände mit den Verhandlungen, deren Erfolg in demselben Augenblick gesichert war, wo ich der kleinen Spitzbübin ein Zehnmarkstück in die Hand gedrückt hatte.

„Ich riskire zwar meinen Dienst,“ sagte sie, ehe wir uns trennten. „Aber das macht am Ende auch nicht viel aus. Ich finde schon einen anderen. Und Spaß muß sein, nicht wahr, Herr Lieutenant?“

Daß ich sie in den Glauben versetzt hatte, es solle sich bei meinem Vorhaben nur um einen Scherz handeln, war allerdings nicht ganz ehrlich. Aber im Kriege müssen eben alle Waffen gelten, und man hatte auf der anderen Seite gewiß kein Recht, sich über die Anwendung einer kleinen List zu beklagen. So wiederholte ich meiner hübschen Verbündeten zur größeren Sicherheit noch einmal alle Einzel-

heiten unserer Verabredung und sagte ihr ohne alle Gewissensbisse Adieu, fest überzeugt, daß mir dieser Abend eines der interessantesten Abenteuer meines Lebens bringen werde.

Auf einer engen, dunklen Hintertreppe war ich wie ein Dieb in die Wohnung der Frau Hofräthin gelangt. Natürlich befand ich mich im Civilanzuge, und unter dem zugeknüpften Ueberrock trug ich auf der Brust eine kleine brennende Blendlaterne, die ich mir erst vor einer Stunde zu diesem Zweck gekauft hatte. Die hübsche Minna hatte sich bis jetzt als ein zuverlässiges Mädchen bewährt. Sie war zur festgesetzten Zeit an der Küchenthür gewesen, um mich zu empfangen, und nachdem sie nun vorsichtig das Terrain rekognoszirt hatte, forderte sie mich leise auf, ihr zu folgen.

„Die Vorstellung wird wohl bald anfangen," flüsterte sie mir zu, während wir auf den Fußspitzen über einen langen Korridor schlichen. „Ich glaube, die Herrschaften sind schon alle da, der Herr Lieutenant v. Bernheim ist eben gekommen."

Sie öffnete eine Thür, aber ich konnte zunächst noch nichts sehen, da ein vor der Oeffnung angebrachter Vorhang den Einblick in das Zimmer verwehrte.

„Da d'rin geht es vor sich, und hier müssen Sie stehen bleiben, bis das Gas ausgedreht wird. Nachher können Sie ja ruhig den Vorhang zurückschlagen, denn in der Finsterniß wird Sie doch Niemand sehen."

Von lebhafter Erwartung erfüllt, nahm ich den mir zugewiesenen Beobachterposten ein. Er war nicht gerade bequem; denn als Minna die Thür wieder hinter mir geschlossen hatte, mußte ich mich sehr schlank machen, damit sich nicht etwa die Formen meines Körpers auf dem Vorhange abzeichneten. Außerdem galt es, zunächst einen

raschen Ueberblick über das Terrain zu gewinnen, und ich durfte den Vorhang zu diesem Zweck natürlich nur um ein ganz Geringes lüften. Aber wie schmal der Spalt auch war, er genügte doch, mich den Schauplatz der kommenden Ereignisse bis in die kleinsten Einzelheiten erkennen zu lassen.

Vor mir lag ein mäßig großer Raum, der allem Anschein nach sonst als Speisezimmer benutzt wurde. Seine Ausstattung war recht elegant, und den Fußboden bedeckte in seiner ganzen Ausdehnung ein schön gemusterter Teppich. Ein fünfarmiger Kronleuchter hing von der Decke herab; aber man hatte nur eine einzige Flamme angezündet. Der große Speisetisch, der sonst wohl die Mitte des Zimmers einnahm, war bei Seite geschoben, und statt seiner befanden sich dort acht in einem flachen Bogen aufgestellte Stühle. Der offenen Seite dieses Bogens gegenüber bemerkte ich eine geschlossene Thür, vermuthlich den Eingang zu dem geheimnißvollen Kabinet, in welchem Bernheim den Geist seiner abgeschiedenen Schwester erblickt hatte. Sonst war nirgends etwas zu gewahren, das mir besonderer Beachtung werth erschienen wäre.

Ich mochte etwa fünf Minuten auf meinem Lauscherposten gestanden haben, als ich den Klang menschlicher Stimmen vernahm. Ich hörte, daß eine Anzahl von Personen das Zimmer betrat; aber ich war leider nicht im Stande, auch nur Eines von ihnen zu sehen, da ich aus Furcht vor Entdeckung den Vorhang zunächst nicht zu lüften wagte. Auch von der Unterhaltung verstand ich sehr wenig, denn sie wurde mit gedämpften Stimmen geführt und schlug nur als dumpfes Gemurmel an mein Ohr. Zuletzt aber hörte ich doch eine Frauenstimme sagen:

„Ich bitte die Herrschaften, sich zu setzen. Wünschen Sie, daß das Medium wieder gefesselt werde?“

„Ja, ich wünsche es, und ich bitte, die Fesselung selbst vornehmen zu dürfen."

Es war Hans, der diese Worte gesprochen hatte, und ich glaubte sehr gut zu wissen, was jetzt in seiner Seele vorging. Mit all' dem heißen Lebensdurst seiner vierundzwanzig Jahre klammerte er sich an die Hoffnung, jene übernatürliche Erscheinung, die ihm sein Todesurtheil gesprochen hatte, doch vielleicht noch als ein betrügerisches Gaukelspiel zu erkennen, und ohne Zweifel war auch er fest entschlossen, Alles, was sich hier ereignen würde, mit schärfster, angespanntester Aufmerksamkeit zu verfolgen.

Ich hörte das Rücken von Stühlen, das Oeffnen einer Thür und dann nach einer kleinen Weile die von einer jugendlichen weiblichen Stimme in klagendem Tone gesprochenen Worte:

„Aber Sie thun mir weh! Ich bin ja schon längst nicht mehr im Stande, mich zu rühren."

„Er macht seine Sache gründlich!" dachte ich. „Der arme Junge! Für ihn geht es ja an diesem Abend um Glück und Leben."

Hier und da noch ein Räuspern und ein paar tiefe, vernehmliche Athemzüge, dann wurde es still — todtenstill. Ich wagte es, den Vorhang ein wenig zu heben und fand meine Vermuthung bestätigt, daß inzwischen auch die letzte Gasflamme ausgelöscht worden sei. Nun schlüpfte ich aus meinem engen Gefängniß, in dem ich dem Ersticken nahe gewesen war, hervor und tastete mich mit äußerster Vorsicht, um nirgends gegen ein Möbelstück zu stoßen, an der Wand entlang bis in die Nähe der zu dem Kabinet führenden Thür. Meine Augen hatten sich hinter dem Vorhang hinlänglich an die Finsterniß gewöhnt, um mich die schattenhaften Umrisse der Personen erkennen zu lassen, die in regungsloser Erwartung auf den Stühlen inmitten des Zimmers saßen. Die Furcht, daß ich meine Anwesenheit

verrathen könnte, noch ehe mein Zweck erreicht war, mußte mich wohl ein wenig nervös gemacht haben, denn ich fuhr heftig zusammen, als plötzlich ganz in meiner Nähe ein starkes Gepolter laut wurde, ein Klirren und Krachen, wie wenn ein mit eisernen Ketten belasteter Körper schwer auf den Fußboden niederstürzte. Gleich darauf ertönte aus derselben Richtung her eine leise Musik, von der ich nicht hätte sagen können, durch welche Gattung von Instrumenten sie hervorgebracht wurde. Das Schauspiel hatte also begonnen — die Geister der Verstorbenen befanden sich bereits an der Arbeit!

Nach Verlauf einiger Minuten verstummten die zarten melodischen Töne, und Jemand im Zimmer fragte: „Welcher von den lieben Geistern ist anwesend? Der kontrolirende Geist unseres Mediums?"

Ein kurzes, hartes Aufschlagen war die Antwort. In der Sprache der übersinnlichen Wesen mußte das wohl eine Bejahung sein, denn die vorige Stimme sprach weiter: „Es ist Sarah. — Bist Du geneigt, Antwort zu geben auf die Fragen, die hier an Dich gerichtet werden?"

Diesmal schien sich der Geist erst zu besinnen, denn ein paar Sekunden verstrichen, bevor wieder das bejahende Aufschlagen erfolgte.

„Wenn einer der Anwesenden einen besonderen Wunsch hat, so bitte ich, ihn zu äußern."

Zunächst blieb es auf diese Aufforderung still, dann hörte ich Hans v. Bernheim's merkwürdig veränderte, beklommene Stimme: „Ich frage Dich, Sarah, bist Du im Stande, mich mit dem Geiste meiner abgeschiedenen Mutter in Verbindung zu setzen?"

So groß ist die Macht des Phantastischen und Geheimnißvollen über den Verstand des Menschen, daß trotz meiner felsenfesten Ueberzeugung von dem dreisten Betrug, der hier verübt wurde, ich unwillkürlich zusammenzuckte, als

in Erwiederung auf die Frage meines Kameraden abermals jener kurze harte Schlag erfolgte.

Ich wußte jetzt genau, wo sich die Thür des Kabinets befand, und hatte mich Schritt für Schritt ganz nahe herangeschlichen, fest überzeugt, an der dunklen Wand für die im Zimmer befindlichen Personen völlig unsichtbar zu sein. Auch meine Spannung war jetzt begreiflicherweise auf's Höchste gestiegen; wie mochte erst dem armen Kameraden zu Muth sein, für den die nächsten Minuten eine so folgenschwere Entscheidung bringen mußten!

Da gab es neben mir einen dumpfen Krach, einen seltsamen, unheimlichen, klagenden Laut und gleich darauf ein feines Zischen, wie wenn Dampf aus einer engen Oeffnung ausströmt. Die ferne Musik begann von Neuem, diesmal mit einer deutlicher erkennbaren Choralmelodie, und in schwachem Lichte erhellte sich das längliche Viereck der Thüröffnung. Zunächst war nur ein wallender weißlicher Nebel sichtbar, ähnlich dem, den man zuweilen auf dem Theater sieht, wenn eine Verwandlung bei offener Scene stattfinden soll; dann erschienen in dieser Wolke allgemach die Umrisse einer menschlichen Gestalt.

Behutsam verließ ich die gedeckte Stellung, die ich bisher hinter einer hohen Standuhr inne gehabt hatte, und schob mich bis hart an den Thürrahmen vor. Nun spürte ich auch deutlich etwas von dem eisigen Lufthauch, dessen Bernheim bei der Schilderung des ersten Geisterabends Erwähnung gethan und den ich bis jetzt auf das Konto seiner erregten Einbildung gesetzt hatte. Ein paar Sekunden noch, dann hatte sich der weiße Nebel fast ganz verflüchtigt und vor mir stand in geisterhaft weißem Gewande leibhaftig — die Gattin unseres gestrengen Regimentskommandeurs!

So vollkommen war die Täuschung, daß ich unter anderen Umständen einen Eid darauf geleistet hätte, sie

in eigener Person vor mir zu sehen. Das glatt gescheitelte Haar mit den charakteristischen Löckchen an den Schläfen; die scharfen, nicht sehr liebenswürdigen Züge um Mund und Augen, die spitze Nase — das Alles war zum Verwechseln ähnlich; und wenn das Gaukelspiel bei der Erscheinung der unglücklichen Cäcilie v. Bernheim ein gleich meisterhaftes gewesen war, so durfte ich mich freilich nicht länger wundern, daß mein etwas leichtgläubiger und nicht besonders philosophisch veranlagter Hans in die Falle gegangen war. Aber ich ließ mir nicht Zeit zu eingehender Betrachtung des Wunders, denn ich durfte nicht zweifeln, daß es bei dem ersten erstaunten Ausrufe aus Bernheim's Munde nur allzu rasch wieder verschwinden würde. Indem ich die Knöpfe meines Ueberrockes aufriß, so daß der grelle Lichtschein der Blendlaterne vor mich her fiel, sprang ich mit einem Satz auf die Erscheinung los und schlang meinen rechten Arm um die Mitte ihres Leibes.

„Licht!" rief ich dabei. „Zünde die Gasflammen an, Hans! Wir wollen uns diesen Geist noch etwas näher betrachten."

Es war eine äußerst drastische Wirkung, die mein unvermuthetes, gewaltsames Eingreifen hervorbrachte. Die Erscheinung stieß einen gellenden Entsetzensschrei aus, der durchaus nichts Ueberirdisches mehr hatte, und nach einem vergeblichen Versuch, sich aus meiner unsanften Umschlingung zu befreien, fiel sie, anscheinend ohnmächtig, schwer in meine Arme. In dem Kabinet hinter mir gab es ein Stolpern und Poltern, als ob Jemand in höchster Angst vergebens nach einem Ausweg suche — in dem Speisezimmer aber lief es und rief es durcheinander, wie bei einem plötzlichen Feuerlärm, und in demselben Augenblick, wo Bernheim's Streichhölzchen aufflammte, um das Gas des Kronleuchters zu entzünden, fiel mit lautem Krachen eine Thür in's Schloß.

Nun war der Schauplatz des aufregenden Ereignisses hell beleuchtet, und nun war mit einem einzigen Schlage die ganze klägliche Komödie unseren Blicken offenbar. Das Gespenst in meinen Armen erwies sich als ein von weißen Florgewändern umhülltes weibliches Wesen von vielleicht achtundzwanzig oder dreißig Jahren, dessen natürliches fahlblondes Haar unter der von meiner Hand etwas ungalant entfernten Perrücke zum Vorschein kam. Die auffallende Aehnlichkeit mit der Frau unseres Obersten aber erwies sich als ein plumpes Blendwerk, dessen überraschende Wirkung wohl vornehmlich durch die ungewisse Beleuchtung herbeigeführt sein mußte. Denn Schminke und Perrücke, also dieselben Künste, wie sie jede Schauspielerin in Charakterrollen anwendet, hatten die ganze Täuschung herbeigeführt.

Von den Theilnehmern an der Geisterbeschwörung waren beim Aufleuchten der Flammen höchst seltsamerweise nur noch drei vorhanden: mein Freund Bernheim, der junge Gerichtsassessor, den ich gestern bei Herrn v. Dewitz getroffen hatte, und eine ältliche, wohlbeleibte, von Entsetzen gelähmte Dame, in der ich ohne Aufwendung besonderen Scharfsinns die Frau Hofräthin Willegast vermuthen konnte. Alle Anderen waren verschwunden, als ob die Erde sie verschluckt hätte, und wohl Keiner von uns war über die Beweggründe ihres eiligen Rückzuges im Zweifel.

„Möchten Sie nicht die Güte haben, mein Fräulein, aus Ihrer Ohnmacht zu erwachen?“ redete ich den Geist an, der noch immer mit geschlossenen Augen hingebend an meiner Brust ruhte. „Ich habe nicht die Absicht, Ihnen irgend welche Unannehmlichkeiten zu bereiten, aber ich möchte sehr gern einige belehrende Auskünfte von Ihnen erhalten.“

Das Belebungsmittel, welches ich da angewendet hatte, war von ausgezeichneter Wirkung. Die Erscheinung schlug die Augen auf, streifte mit einem furchtsamen Blick über

mich hin, richtete sich dann unter tiefem Seufzen aus meinem Arm empor, um an der Seite der ältlichen Dame schluchzend in die Kniee zu sinken. Mit funkelnden, weit geöffneten Augen sah Bernheim auf die entlarvten Betrügerinnen, seine Fäuste waren geballt, und an dem Zucken in seinem Gesicht sah ich, daß ihn nur die Rücksicht auf ihr Geschlecht abhielt, sich auf sie zu stürzen. Während ich mich ihm näherte, um ihn zu Ruhe und Mäßigung zu mahnen, hatte der gleichfalls zum Opfer ausersehene Assessor sich in das geheimnißvolle Kabinet begeben, aus welchem er gleich darauf lachend in Begleitung einer anderen, am ganzen Körper zitternden jungen Dame zurückkehrte.

„Ich fürchtete schon, daß die erzürnten Geister uns das Medium entführt haben könnten," sagte er vergnügt. „Es wäre jammerschade gewesen um so viel Talent; aber die Sorge war glücklicherweise unbegründet."

Da die Damen wahrzunehmen glaubten, daß die Betrogenen anfingen, die Sache von der heiteren Seite zu nehmen, erholte sich die Hofräthin allgemach aus ihrer Erstarrung, und nun wurden uns unter vielen Thränen und Entschuldigungen alle die Aufklärungen zu Theil, nach denen wir naturgemäß lebhaftes Verlangen trugen.

Man führte uns in das kleine Nebenzimmer, das zum Geisterkabinet hergerichtet war, und in welchem zu unserem Ergötzen die ferne überirdische Musik noch immer weiter tönte. Das Geheimniß der süßen Klänge war bald entdeckt: eine Spieldose, über die mehrere wollene Decken gebreitet waren, hatte das gespenstige Orchester darstellen müssen. Daneben fanden wir auch den kleinen, einfachen Apparat zur Erzeugung des aus ganz prosaischen Wasserdämpfen bestehenden Nebels, die Laterne, mit deren Hilfe die magische Beleuchtung hervorgebracht worden war, nebst einigen Ketten und eisernen Topfdeckeln, in denen wir unzweifelhaft die ganz natürlichen Ursachen der verschiedenen

unheimlichen Geräusche zu erblicken hatten. Der in der Verwirrung umgeworfene Stuhl, an welchen Bernheim mit eigenen Händen das Medium gefesselt hatte, wurde wieder aufgestellt, und die junge Dame erklärte sich bereit, uns zu zeigen, wie sie es anfange, sich ohne große Mühe von ihren Banden zu befreien.

Aber nur der Assessor hatte noch ein Interesse für diese Belehrung. Bernheim nahm meinen Arm und bat mich, mit ihm das Haus zu verlassen. Nachdem ich mir noch in aller Eile hatte beschreiben lassen, wo sich der „Geist“, die ältere Schwester des Mediums, bis zu seinem Erscheinen versteckt gehalten, und nachdem ich erfahren hatte, daß diese hoffnungsvolle Dame von Beruf Schauspielerin sei, leistete ich nach einer höflichen Entschuldigung für die durch mich verursachte Störung dem Verlangen meines Kameraden Folge, und wir traten in den sternenlosen Abend hinaus.

Wohl fünf Minuten lang sagte Bernheim kein Wort; dann aber blieb er plötzlich stehen und brach in ein Lachen aus, das seinen ganzen Körper schüttelte und das gar nicht aufhören wollte.

„Was für ein Esel bin ich gewesen!“ brachte er pustend hervor. „Was für ein jammervoller Esel!“

Und ich antwortete ihm lakonisch, daß ich keine Veranlassung hätte, dieser Selbsterkenntniß zu widersprechen.

— — — — — — — — — — — —

Herrn v. Dewitz hat man in unserer Garnison nie wieder gesehen, und lange blieb die Geschichte jener Spiritistensitzung selbst unseren Kameraden ein Geheimniß, denn wir fürchteten mit einigem Grund, daß mir die Frau Oberst den Scherz mit ihrem Bilde übel nehmen könnte. Bei einem Liebesmahl aber, das wir Hans aus Anlaß seiner Vermählung mit Fräulein Hertha v. Boddien veranstalteten, gab er selbst die Erzählung zum Besten.

Die Petroleumindustrie der Gegenwart.

Beitrag zur Geschichte des Welthandels. Von Fr. Berg.

Mit 16 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Unter den großen, sogenannten Weltindustrien ist die Petroleumindustrie die jüngste, denn es sind erst dreißig Jahre, daß das Erdöl im deutschen Reiche sowie in Oesterreich-Ungarn Eingang und Verbreitung gefunden hat. Die Bedeutung dieses Produktes im Welthandel und für die Volkswirthschaft ist aber eine so ungemein große, daß ein Blick auf die Entwickelung dieser Industrie und ihren gegenwärtigen Stand und Umfang sehr viel Interessantes bietet.

Das Erdöl, auch Petroleum, Steinöl oder Naphtha genannt, ist bekanntlich eine in der Natur vorkommende entzündliche Flüssigkeit, die den aus mancherlei Theersorten hergestellten Mineralien ähnelt und gleich diesen auch wesentlich aus flüssigen Kohlenwasserstoffen besteht. Das rohe Erdöl, welches sehr häufig von brennbaren Gasen begleitet wird, ist sehr weit verbreitet und findet sich in den verschiedensten Ländern, von denen jedoch für den Welthandel als Produzenten bisher nur Nordamerika und Rußland in Betracht kommen, von denen ersteres gegenwärtig jährlich in Hektolitern mehr als 64 Millionen, letzteres aber über 25 Millionen erzeugt.

Das Erdöl ist nachweislich bereits den Alten bekannt gewesen, aber unsere heutige Petroleumindustrie datirt doch

erst vom 27. August 1859. An diesem Tage gelang es nämlich dem Direktor der ersten Rock-Oil-Company, E. L. Drake, nach Besiegung außerordentlicher Schwierigkeiten bei Titusville in Pennsylvanien die erste Oelquelle zu erbohren, welche das als höchst beträchtlich angesehene Quantum von 600 Liter täglich lieferte.

Schon vor der Ankunft der Europäer hatten im heu-



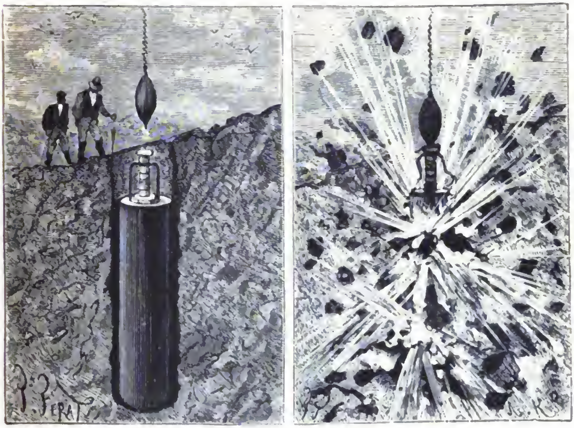
Eine von Salzsiedern und Apothekern ausgebeutete Erdölquelle in Pennsylvanien.

tigen Pennsylvanien und in Kanada die Indianer das Erdöl gekannt und gewonnen. Es diente vorwiegend zu medizinischen Zwecken und ward in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts in Nordamerika von schlauen Spekulanten unter verschiedenen Formen als eine Art von „Allheilmittel" in den Handel gebracht. Neben den Apothekern waren es damals nur noch die Salzsieder, welche die Erdölquellen und -Brunnen ausbeuteten, da das Petroleum fast stets mit Soole gemischt aus dem Erdinnern hervorkam.

Erst die Entwickelung der Theerindustrie lenkte die all-

gemeine Aufmerksamkeit auf die so lange vernachlässigten Naturschätze der nordamerikanischen Oelregion, deren wichtigste Zone sich von der Westgrenze Pennsylvaniens in nordöstlicher Richtung quer durch diesen Staat wie durch den Staat New-York an dessen Südgrenze zieht.

Seit jener vorher erwähnten ersten Bohrung einer Petroleumquelle steigerten sich Bedarf und Produktion



Der Roberts-Torpedo zum „Torpedoiren" von Petroleumquellen.

gleichmäßig mit solcher Geschwindigkeit, daß das übelriechende Oel binnen wenigen Jahren sich im wahrsten Sinne des Wortes die ganze Welt erobert hatte. Nach den Oeldistrikten strömten in Schaaren die Unternehmungslustigen, und es brach dort ein „Oelfieber" aus, das an Heftigkeit dem kalifornischen und australischen Goldfieber nichts nachgab. So waren denn bis Ende 1860 bereits gegen 2000 Bohrlöcher abgeteuft, von denen viele eine unglaublich reiche Ausbeute lieferten, manche aber die Hoffnungen der Unternehmer auch schmählich enttäuschten.

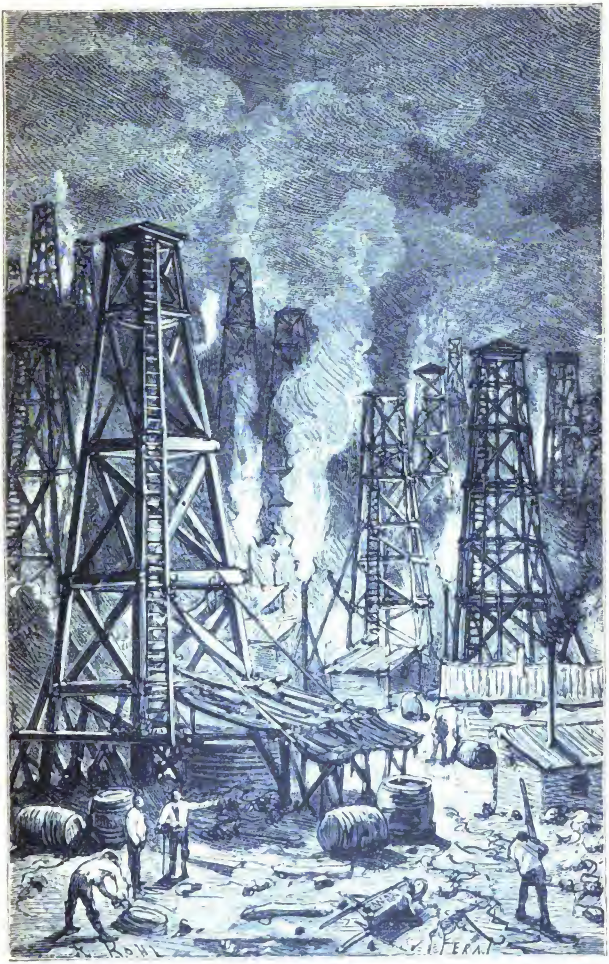
Man teuft im nordamerikanischen Oelbezirk behufs der Oelgewinnung einen 1½ bis 2 Meter weiten Schacht bis auf den anstehenden Fels ab und setzt in diesem das 8 bis 10 Centimeter weite Bohrloch an. Wenn dieses durch das nichtölhaltige Gestein bei 10 Meter, meist bei 20 bis 70 Meter Tiefe auf das Oel trifft, so treibt der Druck erst die Gase und dann das Oel mit enormer Triebkraft empor,



Von Pferden gezogenes Oelfloß auf dem Oil-Creek.

die jedoch mit der Zeit aufhört, worauf man das Oel durch eingesetzte Röhren mit Pumpen fördert.

Das technische Verfahren ist fast genau so wie beim Bohren artesischer Brunnen. Man errichtet über der zum Bohren ausersehenen Stelle einen entsprechend hohen Bohrthurm aus leichtem Holz, in dessen Nähe die Dampfmaschine in einem Schuppen aufgestellt wird. Diese Maschine treibt den aus vier einzelnen Eisentheilen bestehenden Bohrapparat, der an einem Tau befestigt ist, das über eine oben im Bohrthurme angebrachte Rolle läuft; ferner

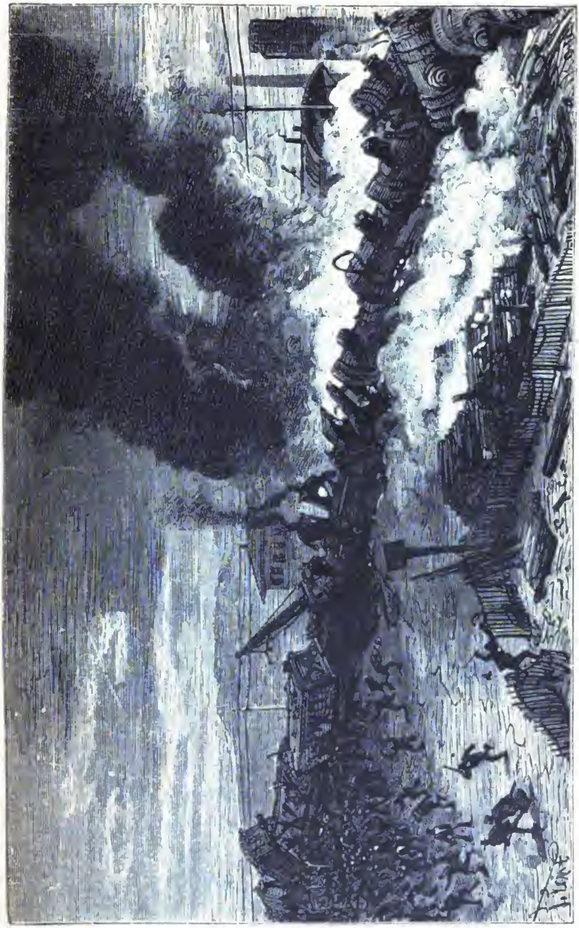


Beleuchtung eines Oelfeldes durch Naturgas.

die Sandpumpe zum Reinigen der Bohrlöcher, den sogenannten Fischapparat zum Hervorholen eines etwa im Loche sitzen gebliebenen Stückes vom Gestänge, und schließlich, wenn es erforderlich ist, die Oelpumpe. Charakteristisch ist die vollständige Gleichmäßigkeit des Bohrwesens, welche es ermöglicht, alle Apparate in ganz bestimmten Abmessungen herzustellen und daraus eine in jedem Städtchen jenes Gebietes zu findende Handelswaare zu machen. Die Unkosten zur Herstellung eines Oelbrunnens betragen drei bis viertausend Dollar.

Wenn das Oel nach längerer oder kürzerer Zeit versiegt, dann muß man die Oeffnung tiefer bohren, was viel Arbeit und Geld erfordert. Man hat auch Versuche gemacht, rascher und billiger zum Ziele zu kommen, und einer der interessantesten darunter ist die Benützung des vom Colonel Roberts erfundenen Torpedos. Bei diesem sogenannten „Torpedoiren" einer Quelle läßt man eine mit Nitroglycerin gefüllte, mehrere Fuß lange Blechröhre bis auf den Grund des Bohrloches hinab, wo dann das Nitroglycerin zur Explosion gebracht wird, indem man von oben ein schweres Eisengewicht darauf fallen läßt. Dieses Kraftmittel soll mitunter von solcher Wirkung sein, daß alsbald ein riesiger, mit Sand und Erde gemischter Oelquell aus dem Bohrloch bis zu bedeutender Höhe emporsteigt. Auf unserer Abbildung S. 173 mußte aus räumlichen Rücksichten der Torpedo, um ihn in anschaulicher Größe darstellen zu können, dicht unter der Bodenoberfläche gezeichnet werden, während man sich ihn — wie vorhin gesagt — auf dem Grunde eines tiefen Bohrloches zu denken hat.

Bei der rapide ansteigenden Produktion, die 1873 bereits auf 7 Millionen Barrels (à 163½ Liter) gestiegen war, erhoben sich in dem damals noch halbwilden Lande, dem fast alle Verkehrsmittel fehlten, zuerst ungeheure



Zusammenstoß eines Petroleumzuges mit einem Vergnügungszug in den Vereinigten Staaten.

Schwierigkeiten für den Transport solcher Massen. Zuerst suchte man ihn mit Pferden und Wagen zu bewältigen, dann führte man das Oel in flachen Booten und von Pferden gezogenen Flößen den seichten Oil-Creek hinab



Durch Blitzschlag in Brand gerathene Petroleumreservoirs.

nach dem Alleghanyflusse. Es dauerte aber nicht lange, so entstanden zahlreiche Eisenbahnlinien, auf denen zuerst Cartanks oder Lastwagen mit je zwei großen hölzernen Petroleumbehältern und dann eiserne, mit Petroleum gefüllte Kesselwagen verkehrten.

Gegenwärtig wird das aus dem Brunnen fließende oder gepumpte Petroleum durch Röhren in ein in der

Nähe der Bohrthürme stehendes hölzernes Reservoir (tank) geleitet. Diese Tanks sind nun durch ein Röhrensystem verbunden, welches das Oel zunächst in riesige Eisenbehälter führt, aus denen es mittelst Dampfmaschinen in größere Röhren hineingetrieben und so direkt den großen Raffinirwerken in Pittsburg, Cleveland u. s. w. zugeführt wird.

Neuerdings hat man angefangen, das Naturgas, wel-



Erdölkrater auf der Halbinsel Taman.

ches manchen Bohrlöchern statt des Oels entströmt und natürlich an Ort und Stelle überall zur Beleuchtung dient, ebenfalls durch ein Röhrensystem nach weiter entfernten Orten zu leiten.

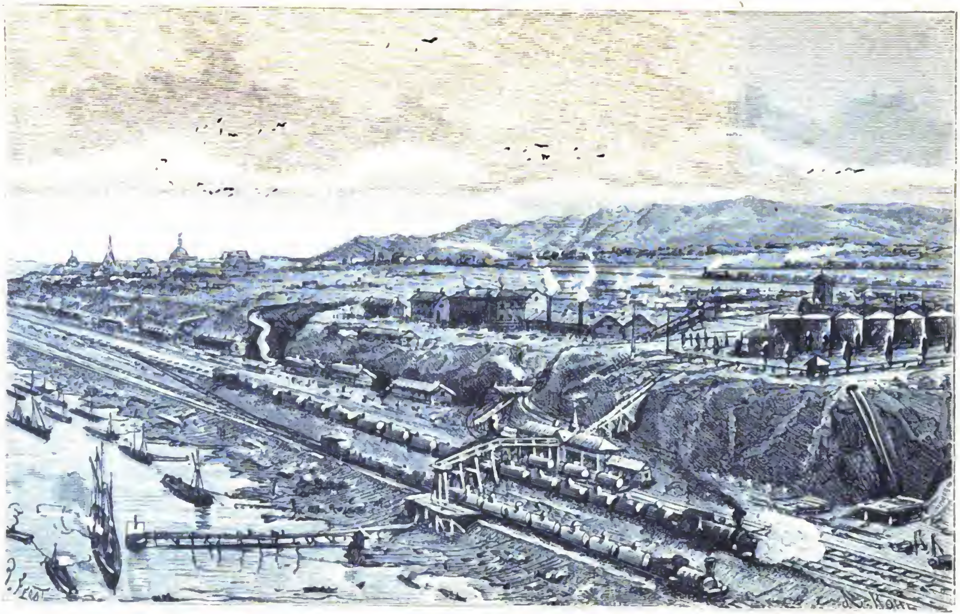
Unter den eisernen Oelreservoirs befinden sich solche, welche bis zu 40,000 Fässern aufnehmen können. Aus ihnen füllt man die Kesselwagen, die dann in langen Zügen nach allen Richtungen abgehen. Eine entsetzliche Katastrophe ist es, wenn ein solcher Petroleumzug, wie das mitunter vorkommt, auf einen anderen Zug stößt und

in Brand geräth. Gar nicht selten wird ein Tank durch Unvorsichtigkeit in Brand gesteckt; wiederholt ist auch schon der Blitz hineingeschlagen und hat das Petroleum entzündet.

In den letzten Jahren hat ein heftiger Kampf auf dem Weltmarkte zwischen dem amerikanischen und dem russischen Petroleum geherrscht. Rußland setzte alle Hebel in Bewegung, um die amerikanischen Petroleumlieferanten von den europäischen Märkten zu verdrängen und für die in neuerer Zeit aufgedeckten reichen Erdölschätze am Kaspischen Meere und im Kaukasus auf den westeuropäischen Märkten Absatz zu finden. Mit einem Wettbewerb können die Abnehmer natürlich sehr zufrieden sein, da er das beste Schutzmittel gegen die amerikanischen Spekulationsumtriebe bildet. Um so mehr würde es daher zu beklagen sein, wenn sich die in neuester Zeit aufgetauchte Nachricht bestätigen sollte, daß sich die russischen Naphtha-Industriellen zu einem Kartell vereinigt hätten und mit dem amerikanischen Petroleum-Trust (Bund, Ring) Vereinbarungen zu treffen beabsichtigten.

Die Rußland gehörige kaukasisch-kaspische Petroleumzone beginnt östlich vom Kaspischen Meere und setzt sich fort über die Insel Tschaloken und die kleinen Inseln in der Nähe der Halbinsel Apscheron in das Gebiet von Baku; sie zieht sich von da längs des Kaukasus über Tiflis, Ter und Noworossijsk auf die Tamanhalbinsel und bis in die Krim. Die beiden wichtigsten Becken liegen im Kurathal um Tiflis herum und auf der Halbinsel Apscheron um Baku.

Die Erdölquellen von Baku gehören zu den am längsten bekannten und ihre Gase scheinen sich schon in unvordenklichen Zeiten entzündet zu haben. Bereits im 9. Jahrhundert vor Christus wurden diese „heiligen Feuer“ auf Apscheron von den Parsen verehrt. An unzähligen Stellen quoll dort auch das Petroleum aus dem Boden

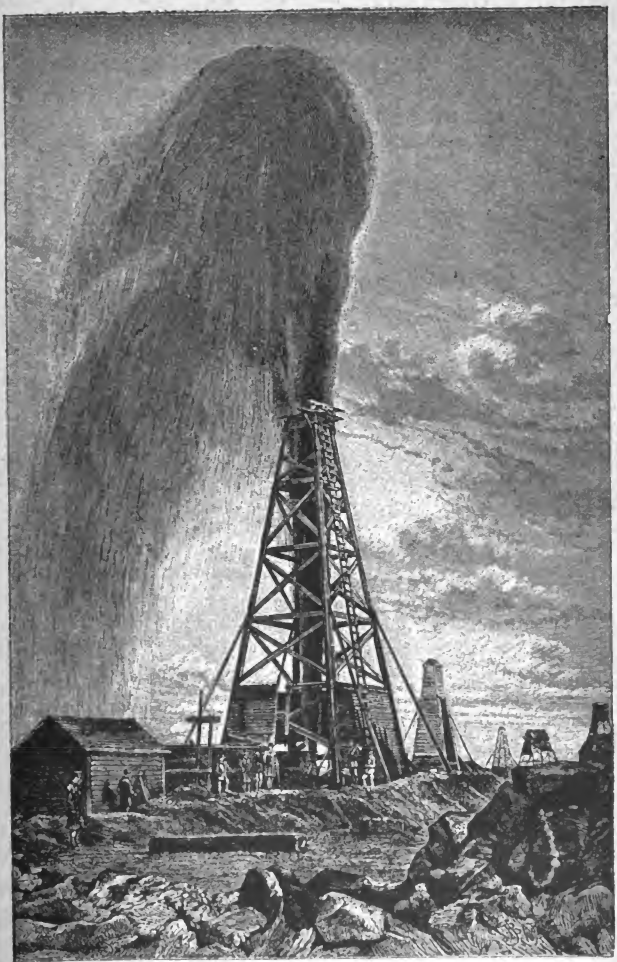


Petroleumreservoirs und Petroleumzüge bei Zarizyn.

hervor, ebenso auf der Halbinsel Taman aus ganz eigenartig gestalteten Kratern. Im Jahre 1806 kam das Gebiet von Baku dauernd an Rußland, das nun die Erdölgebiete als Kroneigenthum und die Erdölgewinnung als Staatsmonopol erklärte. Eben deswegen kam die Produktion aber auch nur sehr langsam vorwärts, so daß sie z. B. in der ganzen Zeit von 1836 bis 1860 jährlich nur etwa 3500 Tonnen betrug.

Erst nachdem das Monopol 1872 gefallen und 1877 auch die noch auf dem Petroleum lastende Abgabe beseitigt war, entwickelte sich die Industrie außerordentlich rasch zu ihrer heutigen Höhe, indem sie einerseits dazu überging, das vorher nur in einfachen brunnenartigen Gruben aufgesammelte Erdöl nach amerikanischer Art durch Bohrlöcher zu erschließen, und andererseits die verbesserten Transportsysteme der Gebrüder Nobel erst den eigentlichen Massenabsatz ermöglichten.

Die Schwefelsäure, die zur Petroleumraffinerie früher aus Moskau bezogen werden mußte, wird jetzt in einer Fabrik an Ort und Stelle erzeugt. Der Transport des Erdöles und der Naphthaprodukte geschah früher, abgesehen von geringen Mengen, die in Schläuchen auf Kameelen befördert wurden, in Fässern, die auf persischen Barken bis zur Wolga gingen, wo man sie auf Flußbarken umlud und stromaufwärts gehen ließ. Jetzt sind eiserne Dampfboote da, die in eisernen Behältern 6500 bis 8300 Metercentner (zu je 100 Kilo) Kerosin (gereinigtes Erdöl) aufnehmen können. Gewaltige Rohrleitungen führen das rohe Erdöl aus den Tanks nach den Raffinerien und von dort wieder in Einzelbehälter, in denen es nach Astrachan geht, wo flacher gehende Wolgadampfer es aufnehmen. In diesen geht das Oel dann bis zu einigen Hauptstationen an der Wolga, wo weitere Verladung in Aufbewahrungsbehälter oder auf die Bahn stattfindet.



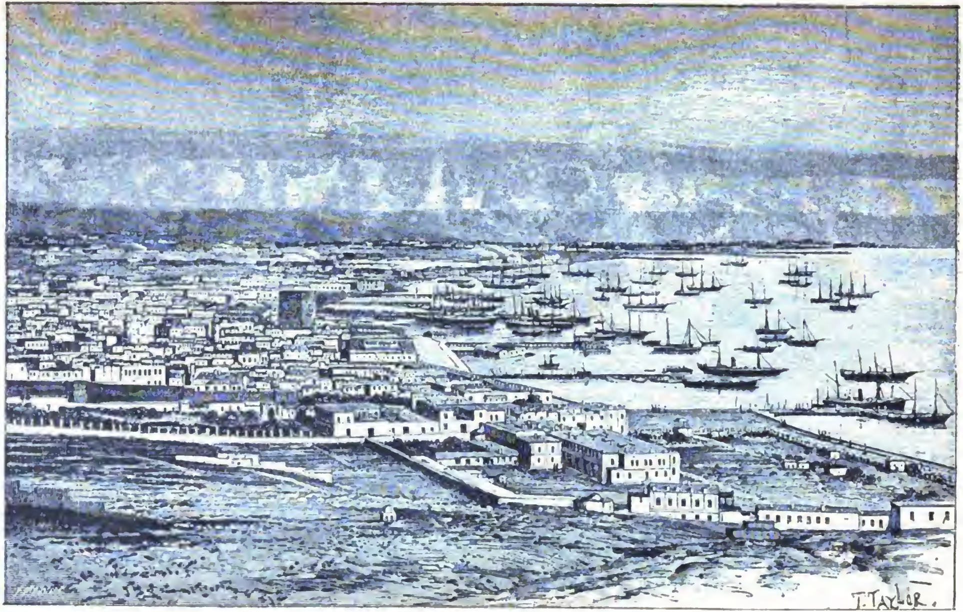
Der Drujba-Springquell.

Die Firma hat Stationsbehälter in Astrachan zu 50,000 Metercentner, in Zarizyn (an der Mündung der Zariza in die Wolga und an der Wolga-Donbahn) zu 250,000, Saratow zu 180,000, Bobruisk zu 80,000,



Der große Petroleumsee bei Balakhani.

Nischny-Nowgorod zu 50,000 und Perm zu 25,000 Metercentner. Große eiserne Reservoirs, die mit den genannten Orten Eisenbahnverbindung haben und aus ihnen mittelst Cisternenwagen (zu je 100 Metercentner) immer neue Zufuhr erhalten, befinden sich im inneren Rußland in Moskau, Orel (650,000 Metercentner Fassungsraum), St. Petersburg, Riga, Kiew, Charkow, Rostow und Warschau.



Baku, aus der Vogelschau gesehen.

Für den Transport auf dem Kaspischen Meere und der Wolga ist eine ganze Flottille vorhanden; für den Bahntransport dienen 2000 Cisternenwagen.

Der Reichthum des Bodens an Erdöl scheint in den oben bezeichneten Gebieten geradezu unerschöpflich zu sein.

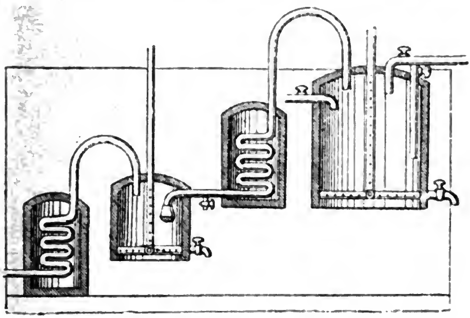


Tatarischer Wasserverkäufer in Baku.

Seit man die Bohrlöcher nach amerikanischem System macht, sind wiederholt Springquellen erschlossen worden, aus denen das Erdöl mit großer Gewalt thurmhoch fontänenartig emporschießt. Die Drujba- (sprich Druschba-) Quelle gab zeitweise einen 90 Meter hohen Strahl, und das Oel trat ganz unerwartet in solchen Massen — bis zu 80,000 Metercentnern täglich — auf, daß in Ermange-

lung vorbereitender Arbeiten nicht nur das ganze Produkt verloren ging, sondern auch die ganze Umgegend durch Oel und Schlamm verwüstete. Bei Balakhani hat man einige umfangreiche Vertiefungen in dem felsigen Boden benutzt, um das in ähnlich massenhafter Weise zu Tage tretende Petroleum aufzufangen, und der dortige „große Petroleumsee" faßt gegen 30 Millionen Liter.

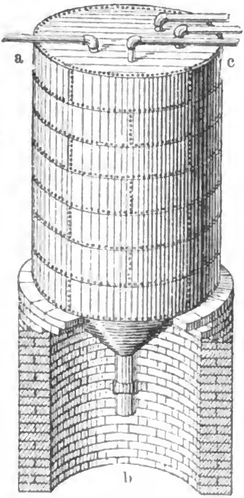
Den Mittelpunkt dieser gewaltigen Industrie bildet Baku, die über 40,000 Einwohner zählende Hauptstadt



Destillirkessel mit Kühlapparaten.

des gleichnamigen Gouvernements an einer Bucht des Kaspischen Meeres auf der Südseite der Halbinsel Apscheron. Die ziemlich weite Bucht ist stets dicht mit Segelschiffen und Dampfern bedeckt, und an den Quais herrscht reges Leben, da, abgesehen vom Petroleum, auch der Handel mit persischen und kaukasischen Landesprodukten, die theils über Batum, theils über Astrachan nach Europa gehen, sich bedeutend entwickelt hat. Der Boden ist hier überall förmlich mit Erdöl getränkt; die Stadt hat daher kein genießbares Quellwasser, weshalb man in allen Straßen berittene tatarische Wasserverkäufer gewahrt, die Wolgawasser in großen Thonkrügen feilbieten.

Unmittelbar vor dem Bahnhof liegt die sogenannte schwarze Stadt (Tschorni Gorod), welche immer in dichte Rauchwolken eingehüllt ist, so daß man sich in einen der großen englischen Industrieplätze versetzt glauben könnte. Hier befindet sich das eigentliche Fabrikviertel der Stadt, das gar keine Wohnhäuser, sondern lauter Petroleumraffinerien enthält.

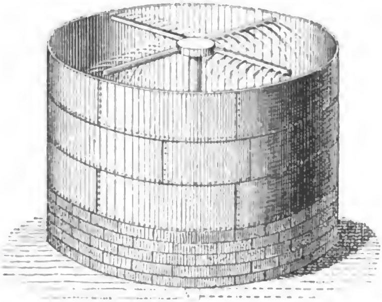


Eine 100,000 Liter fassende Schüttelmaschine.

Das rohe Erdöl ist sehr wenig zur Verwendung geeignet; man unterwirft es daher einer Reihe von Prozessen, in denen man zuerst leichte, dann schwere Oele und zuletzt Paraffin mit einem theerartigen Rückstand erhält. Man benutzt zur Destillation eiserne Kessel mit Kühlapparaten, die in größeren Fabriken stufenweise hintereinander folgen und bei immer geringeren Temperaturen destilliren. Die bei der Destillation erhaltenen leichten Oele werden einige Stunden mit 4 bis 10 Prozent Schwefelsäure zusammengerührt, worauf man sie sich 6 bis 8 Stunden absetzen läßt. Das von der mit allen Unreinigkeiten ausgeschiedenen Schwefelsäure getrennte Oel wird mit Wasser gewaschen; hierauf läßt man es abermals sich absetzen und behandelt nun das Oel wie vorhin mit 5 bis 10 Prozent Aetznatronlauge und dann mit Wasser.

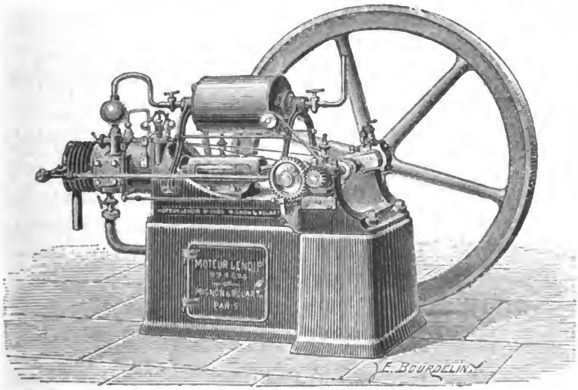
Um die Einwirkung der Schwefelsäure und der Aetznatronlauge möglichst zu befördern, bedient man sich in französischen Raffinerien einer Schüttelmaschine (Agitateur),

die mitunter 100,000 Liter faßt, wie die auf S. 188 dargestellte. Die Flüssigkeit wird darin mit Hilfe eines ein-



Lüftungsapparat bei der Herstellung von Naphthalin.

fachen Luftstromes in der heftigsten Weise durcheinandergeschüttelt; a ist die Röhre, welche die Luft in die unteren



Mit Petroleum betriebene Lokomobile.

Theile des Behälters leitet, b ein Hahn zum Leeren des Behälters, und c sind die Röhren, welche das Oel und die Flüssigkeiten, mit denen es durch die in dem Apparat er-

zeugte Bewegung vermischt werden soll, zuleiten. — Nicht minder komplizirt, wie die Destillation des Erdöles, ist auch die Behandlung der Rückstände und Nebenprodukte, worauf wir hier nicht näher eingehen können. Von den dabei zur Anwendung kommenden Apparaten sei nur noch einer erwähnt, der bei der Gewinnung von Naphthalin aus Rückständen dazu benutzt wird, um durch ein ganz einfaches mechanisches Mittel die Verdunstung der Gase zu bewirken, welche in der Flüssigkeit noch enthalten sind. Ferner benützt man die als Rückstand verbleibenden schweren Kohlenwasserstoffe zur Herstellung von Paraffin, Vaselin und Schmierölen. Von den zahlreichen Nebenprodukten dient z. B. das Rhygolin als Lösungsmittel für Harze, Oele u. s. w., wie auch zur Erzeugung lokaler Anästhesie bei chirurgischen Operationen; das Benzin als Fleckwasser; das Gasolin zur Wollentfettung; das Ligroin zum Brennen in besonders konstruirten Lampen, ferner an Stelle des Terpentinöles in der Malerei. Die kaukasischen Oele liefern auch leicht zu gewinnende Produkte, aus denen Anilinfarben und Alizarin dargestellt werden können.

Petroleum dient auch zum Heizen von Kochapparaten, Oefen und Dampfmaschinen (namentlich auf Schiffen). Eine für landwirthschaftliche Zwecke bestimmte Lokomobile, die mit Petroleum betrieben wird, hat die französische Maschinenfabrik Rouart frères konstruirt. Die größte Merkwürdigkeit der Petroleumindustrie aber ist wohl ohne Zweifel das von dem französischen Professor de Millefleure erzeugte feste Petroleum in Form von Briquettes, die so fest sind, daß man sie mit dem Messer schneiden kann, die ferner beim Anzünden wie Holz langsam brennen und völlig explosionssicher sind, dabei aber eine dreimal höhere Hitze geben wie flüssiges Erdöl.

Ein Besuch beim Zahnarzt.

Heilwissenschaftliche Skizze von **Dr. Fr. Parkner.**

(Nachdruck verboten.)

Auch wer nicht wegen Ausfalls seiner Zähne auf einen künstlichen Ersatz angewiesen ist, hat wohl schon vor einem der zahlreichen Schaukästen gestanden, in denen die Zahnärzte die Erzeugnisse ihrer Kunst ausstellen, und im Stillen die Sauberkeit und Naturtreue der zahntechnischen Arbeiten bewundert. Die künstlichen Zahnersatzstücke, mögen sie nur aus einigen wenigen Zähnen bestehen oder ganze Gebisse darstellen, mögen sie mit Klammern oder Brücken versehen, aus Kautschuk oder Gold hergestellt sein, sie tragen alle den Stempel einer hohen Vollendung, und der Laie fragt sich wohl, wie eigentlich diese modernen Kunstwerke zu Stande kommen mögen. Aber auch wer selbst sich wegen eines künstlichen Zahnersatzes an den Fachmann hat wenden müssen, wird in der Regel nur wenig über die Arbeit erfahren, die nöthig ist, bis endlich das Ersatzstück allen Anforderungen entspricht, und aus diesem Grunde wollen wir unsere Leser heute einmal in das Atelier eines Zahnarztes führen.

Wir befinden uns in dem an das eigentliche Konsultationszimmer anschließenden Arbeitsraum und wollen die Zeit bis zum Beginn der Sprechstunde benutzen, um kurz alle die Instrumente und Geräthe in Augenschein zu nehmen, die der Zahnarzt zur Ausführung seiner Arbeiten

benöthigt. Treten wir zuerst an den hohen Instrumentenschrank heran, durch dessen Glaswände uns die mannigfachsten Werkzeuge entgegenblicken. Wir sehen da Zwickzangen von verschiedener Konstruktion, kleine Zahnsägen, die den sogenannten Laubsägen ähneln, größere und kleinere Feilen, Bohrer und löffelartige Instrumente vor uns ausgebreitet, deren Zweck wir noch später kennen lernen werden. Neben dem Instrumentenschrank steht eine Maschine, die eine gewisse Aehnlichkeit mit einer Nähmaschine hat. Es ist dies die Schleifmaschine zum Ausschleifen der künstlichen Zähne. Gehen wir ein Stück weiter, so erblicken wir auf einem Tisch ein Instrument, das die Nachahmungen der Bewegungen des Kiefergelenks ermöglicht, der Artikulator, und das dazu dient, die Ersatzstücke so auszuarbeiten, daß später die Zahnreihen genau in einander greifen.

Auf einem anderen Tisch stehen gegen 9 Centimeter lange und fast ebenso breite viereckige und ovale Formbehälter aus Metall, die sogenannten Cüvetten, in denen, wie wir sehen werden, die einstweilige Schablone für das Ersatzstück eingegypst wird. Daneben steht ein kleiner, dreibeiniger Erhitzungsofen für Kautschuk. Nicht weit von ihm erblicken wir einen Kesselapparat, in dem der Kautschuk erhärtet wird; ferner einen Löthapparat und eine Druckpresse zum Prägen von Goldplatten für den Gaumen.

Wenden wir uns jetzt nach einem Schrank mit zahlreichen Schubfächern, von denen wir das eine aufziehen. In demselben bemerken wir in Schächtelchen verschiedene Arten von künstlichen Zähnen. Die künstlichen Zähne werden jetzt durchgängig aus Porzellan hergestellt. England und Amerika sind die beiden Länder, welche die besten Erzeugnisse liefern. Je nach der Art ihrer Verwendung sind die Zähne entweder an der Zungenfläche abgeflacht

und tragen hier zwei Platinstifte, mit denen sie an der Goldplatte für den Gaumen befestigt werden, oder die vordere Seite wird durch einen kleinen Absatz überragt, der den Kronentheil des Zahnes darstellt, hinter dem sich dann ebenfalls zwei Platinstifte befinden, die an ihrem freien Ende einen Knopf tragen. Während man erstere Zähne Flachzähne nennt, bezeichnet man letztere als Körperzähne; sie werden an Gaumenplatten von Kautschuk oder Celluloid befestigt.

Hinsichtlich der Form, Farbe und Dauerhaftigkeit lassen die künstlichen Zähne fast nichts zu wünschen übrig. Ueberblicken wir die ausgelegten Garnituren, so bemerken wir ganz kleine Zähne und solche bis zu 2 Centimeter Länge, die an ihrer Grundfläche noch ein Stück nachgeahmter Wurzel tragen, flache und stark gebauchte Zähne, mit Querfurchen durchzogene Exemplare und solche mit glatter Fläche. Außerdem sind die verschiedenen Formen für Schneide-, Eck-, Backen- und Mahlzähne vertreten. Selbst Unregelmäßigkeiten in der Stellung ist der Zahnarzt nachzubilden im Stande; ferner besitzt er Exemplare, die kleine Höhlen haben, die mit Gold gefüllt werden können, so daß es aussieht, als ob es natürliche, plombirte Zähne sind. Bezüglich der Farben sind alle Abstufungen vertreten; wir sehen Zähne von den hellsten, durchscheinend bläulichweißen, bis zu den dunkeln mit tiefbraunem, fast schwarzem Zahnstein belegten, wie sie zuweilen im Munde alter Raucher angetroffen werden, so daß dadurch eine hohe Gleichmäßigkeit der Farbe zwischen den noch vorhandenen und den künstlichen Zähnen erzielt werden kann.

So lange natürliche Zähne noch vorhanden sind, bieten diese die Anhaltepunkte für die Größe, Form, Farbe und oft auch für die Stellung der künstlichen Zähne. Anders verhält sich die Sache, wenn es der Zahnarzt mit einem vollkommen zahnlosen Munde, also mit der Anfertigung

eines ganzen Gebisses zu thun hat. Da muß dann das Gesammtaussehen der betreffenden Person maßgebend sein. Jüngeren, schlanken Individuen mit langer Oberlippe und ovalem Gesicht werden schmale, längliche Zähne gegeben werden; für Personen mit breitem, rundem Gesicht werden sich dagegen breite Zähne besser eignen. Bei vorgeschrittenem Alter erscheinen die Zähne durch Schwund des Zahnfleisches länger, weshalb für ältere Individuen auch längere Zähne gewählt werden müssen. Jüngere Personen haben gewöhnlich hellere, ältere Personen dunklere Zähne, ebenso sind für Frauen durchschnittlich hellere, für Männer, besonders für Raucher, dunklere Farben auszusuchen. Ferner passen für Personen mit hellem, in's Weißliche spielendem Teint weißblaue oder weißgelbe Zähne am besten; für Personen mit grauer oder gelblicher Haut aber sind graugelbe oder graublaue Zahnkronen geeigneter.

Alle diese Besonderheiten hat der Zahnarzt bei der Auswahl der künstlichen Zähne zu berücksichtigen, soll die größte Natürlichkeit erreicht werden.

Wir wollen jetzt in das Konsultationszimmer eintreten, wo wir eine ältere Dame auf dem Operationsstuhle sitzen sehen, die ein Zahnersatzstück für den Oberkiefer zu haben wünscht. Wie wir sehen, untersucht jetzt der Zahnarzt die Zahnreihe des Oberkiefers, da zuerst festgestellt werden muß, welche Zähne und Zahnreste noch gesund und welche bereits so erkrankt sind, daß sie entfernt werden müssen. Zunächst handelt es sich darum, die lockeren Zahnwurzeln zu beseitigen. Der Operateur stellt sich auf die rechte Seite der Dame, läßt den Kopf auf die Lehne des Operationsstuhls drücken und legt, um ihm einen noch festeren Stand zu geben, seinen linken Arm über denselben, hebt nun mit dem Zeigefinger der linken Hand die Oberlippe empor und schiebt die Backen der Wurzelzange, die er mit der rechten Hand erfaßt hat, so hoch als möglich unter das Zahn-

fleisch. Eine kurze Bewegung — und die Wurzel ist ausgezogen.

An einer anderen Stelle des Kiefers haben sich über einer Wurzel Zahnfleischwucherungen in Form von eckigen Lappen gebildet, die vorn und hinten herüberragen und beweglich sind. Mit wenigen Schnitten sind sie mit der Zahnfleischscheere abgetragen.

Nachdem sich die Dame mit einem antiseptischen Mundwasser den Mund gespült, und die Blutung nachgelassen hat, geht der Operateur dazu über, den noch stehen gebliebenen starken Kronentheil eines Zahnes zu entfernen. Das geschieht mit der Zahnsäge, die einer Laubsäge in verkleinertem Maßstabe gleicht. Der Zahnarzt legt die Säge möglichst nahe am Zahnfleischrand an und führt sie mit langen, gleichmäßigen Zügen gegen die andere Seite hin, während er mit der linken Hand theils die Lippe vor einer Verletzung schützt, theils das abzutrennende Kronenstück drückt, so daß die durch die Zahnsäge hervorgebrachte, ohnehin nur mäßige Erschütterung noch wesentlich herabgesetzt wird. Der größere Theil des Kronenstücks ist jetzt durchschnitten und kann nun leicht mit der Zwickzange abgebrochen werden.

Nun gilt es nur noch, die zurückgebliebenen kleinen Hervorragungen der Krone mit der Feile zu entfernen, damit eine möglichst glatte Grundfläche geschaffen wird, auf der später das Zahnersatzstück sicher und eben aufliegen kann. Auch das ist bald gethan.

Jetzt beginnt der zweite Theil der Arbeit des Zahnarztes, die noch vorhandenen festen Wurzeln, die als gute Unterlage für das Zahnersatzstück dienen können, zu füllen. Werden nämlich die Wurzelkanäle nicht geschlossen, so werden sie von fäulnißerregenden Flüssigkeiten erfüllt, die dann die Zahnbeinkanälchen durchtränken, so daß früher oder später eine Entzündung hervorgerufen wird. Zu-

nächst muß der Zahnnerv entfernt werden. Zu diesem Zweck ergreift der Zahnarzt ein pfriemenartiges Instrument, dessen feine Spitze gebogen und mit einem Widerhaken versehen ist, den Nervenextraktor. Der Nervenextraktor wird rasch längs der Wand des Wurzelkanals bis an die Wurzelspitze geschoben, dann werden einige drehende Bewegungen gemacht, durch die der Widerhaken den Zahnnerv faßt, ein vorsichtiger Zug folgt, und an der Spitze des Instruments sitzt, wie wir sehen, der herausgezogene Zahnnerv.

Um für die Füllung den geeigneten Hohlraum zu schaffen, muß der Wurzelkanal erst etwas erweitert werden. Nachdem sich der Zahnarzt noch einmal mit dem Mundspiegel und einer Sonde von der Sachlage überzeugt hat, ergreift er einen Bohrer, dessen Spitze er mit leichtem Druck gegen den Wurzelkanal stemmt und den er dann in eine drehende Bewegung versetzt. Nachdem so der Wurzelkanal erweitert worden ist, müssen noch die weicheren Zahnbeinschichten mit dem Exkavator, einem scharfen, hakenförmigen Instrument, herausgeschält werden. Ist auch diese Arbeit vollendet, so wird die Höhlung mittelst einer Glasspritze mit lauwarmem Wasser ausgespritzt.

Bevor nun zur eigentlichen Ausfüllung geschritten wird, muß noch die auszufüllende Höhlung sorgfältig ausgetrocknet werden, damit auch nicht eine Spur von Feuchtigkeit in ihr zurückbleibt, weil sonst die Füllmasse nur mangelhaft haften würde. Damit ferner nicht Speichel in die Höhlung dringt, wird zwischen dem Zahnfleisch und der Lippe eine kleine Watterolle geklemmt, die den Speichel in der Umgebung der Wurzel aufsaugt und seinen Zufluß in die Höhlung verhindert. Schließlich wird nochmals die Höhlung mit einem Feuerschwammstückchen sorgsam ausgetrocknet.

Die Wurzel soll mit Cement gefüllt werden. Der

Zahnarzt läßt deshalb mehrere Tropfen Wasser auf eine Glasplatte fallen, schüttet Cementpulver hinzu und knetet nun die Masse mit einem breiten Stahlspatel kräftig durcheinander. Jetzt wird die kittähnliche Paste mit einem schmalen Spatel aufgehoben, in die Höhlung geführt und fest an die Zahnwände angedrückt. Darauf wird der Ueberschuß abgestrichen. Schon nach fünf Minuten ist die Masse genügend erhärtert, so daß sie nun noch an der Oberfläche geglättet werden kann.

Für heute sind die Vornahmen für die Dame beendet, da erst einige Zeit verstreichen muß, ehe die verursachten kleinen Wundflächen verheilt sind, und der Kiefer in dem Zustande ist, daß er sich für die Fortsetzung der Arbeit eignet.

Es nimmt jetzt ein älterer Herr in dem Operationsstuhl Platz, für den ebenfalls ein Zahnersatzstück für den Oberkiefer angefertigt werden soll. An demselben sind bereits alle die Vorarbeiten ausgeführt worden, die wir soeben bei der Dame beobachtet haben, so daß wir nun die Fortsetzung des begonnenen Werkes verfolgen können. Es handelt sich jetzt darum, daß von dem Oberkiefer des alten Herrn ein Abdruck hergestellt wird. Als Abdruckmasse kann Wachs, Guttapercha oder Gyps verwandt werden. In unserem Falle wird letzterer Stoff benutzt. Der Zahnarzt rührt in einem Napf Gyps mit Wasser an, bis das Gemisch dickflüssig geworden ist. Nun ergreift er eine löffelartige Nickelschale, den Abdrucklöffel. Der Abdrucklöffel entspricht in seiner Form dem Oberkiefer, ist also ungefähr hufeisenförmig. Die Rinne, die nach dem Zahnbogen gestaltet ist, hat an der äußeren Seite einen hohen Rand, während von der inneren Seite, dem Gaumen entsprechend, ein flaches Gewölbe aufsteigt. Der Zahnarzt füllt die Rinne mit dem Gypsbrei an, tritt auf die rechte Seite des Herrn und führt mit der rechten Hand

den Abdrucklöffel ein, während er mit der linken Hand die Oberlippe zurückschiebt. Jetzt legt er die Finger beider Hände an die untere Fläche des Abdrucklöffels und drückt ihn langsam und auf beiden Seiten gleich stark in der Richtung der noch vorhandenen Zähne nach aufwärts, bis die Abdruckmasse über den Rand des Löffels zu treten beginnt. Nun wird der Abdrucklöffel noch eine Zeitlang ruhig gehalten, worauf er behutsam herausgenommen wird.

Betrachten wir jetzt den Abdruck, so bemerken wir, daß er ein umgekehrtes Bild des Oberkiefers zeigt. Die noch vorhandenen Zähne haben in dem Gyps eine Vertiefung hinterlassen, während die Zahnlücken, an deren Stelle die künstlichen Zähne treten sollen, durch die entsprechenden Gypshöcker dargestellt sind. Der Abdruck zeigt also das umgekehrte Bild des Kiefers. Nimmt man nun von dieser Abformung nochmals einen Abdruck, so gibt dieser letztere die natürlichen Verhältnisse wieder und stellt getreulich die Form des Kiefers dar.

Diesen zweiten Abdruck nennt man das Modell. Um es zu gewinnen, umgibt der Zahnarzt den ersten Abdruck mit einer schmalen nach oben überstehenden Pappleiste. Sodann bestreicht er die Oberfläche des Abdrucks mit Schellackfirniß und gießt langsam einen rahmähnlichen Gypsbrei über den Abdruck. Die tiefsten Stellen, welche die natürlichen Zähne bedeuten, füllen sich zuerst mit dem Gypsbrei. Hier werden deshalb, um den späteren, vereinzelt dastehenden Gypszähnen einen festeren Halt zu geben, kurze Drahtstückchen eingesteckt. Allmälig hat der Gyps die ganze durch die Pappleisten geschaffene Form ausgefüllt und bald ist er auch erstarrt. Nun muß das Modell von dem Abdruck abgelöst werden. Der Zahnarzt klopft daher mit einem Holzhammer auf verschiedene Punkte der Oberfläche des Modells und hilft außerdem noch durch einen kleinen Meißel nach, den er zwischen den Abdruck

und das Modell einschiebt. Sobald das Modell genügend gelockert ist, wird es vorsichtig abgehoben. Um ihm eine größere Widerstandsfähigkeit gegen Abnutzung zu geben, wird es noch in eine Lösung von kohlensaurem Natron gelegt, wodurch seine Oberfläche in härteren kohlensauren Kalk verwandelt wird.

Wir wollen jetzt an einem anderen Modell den Fortgang der Arbeiten beobachten. Wir sehen wieder ein Oberkiefermodell vor uns, das auf der Gaumenfläche mit einer Wachsplatte, der sogenannten Schablone, belegt ist. Die Wachsplatte hat die Größe des zukünftigen Ersatzstückes. Es gilt nun, in die Lücken des Modells die passenden künstlichen Zähne einzufügen, die bereits nach Form und Farbe ausgewählt sind. An unserem Modell soll zuerst ein Zahn an einer Stelle eingefügt werden, wo sich in Wirklichkeit eine glatt gefeilte Zahnwurzel befindet. Der Zahnarzt hält zuerst den Kunstzahn so gegen die, die Zahnlücke begrenzenden Gypszähne, die, wie wir wissen, noch vorhandene natürliche Zähne darstellen, daß er genau zu seiner Umgebung paßt und weder zu weit nach vorn, noch zu weit nach hinten steht. Es zeigt sich, daß der künstliche Zahn mit seiner Ecke zuerst aufstößt, so daß die übrigen Theile mehr oder weniger abstehen. Die hervorspringende Ecke muß daher entfernt werden. Zu diesem Zweck begibt sich der Zahnarzt zu der Schleifmaschine, die wie eine Nähmaschine mit dem Fuße in Bewegung gesetzt wird und oben eine kleine Schleifscheibe aus Stahl hat. Bald ist mit deren Hilfe der hervorragende Theil des Zahnes hinlänglich abgeschliffen, so daß er nun nochmals gegen das Modell gehalten werden kann. Jetzt paßt er vortrefflich. Er wird deshalb jetzt mit einem Tropfen flüssigen Wachses an die Platte geklebt. Ebenso wird mit den übrigen Zähnen verfahren. Hat sich herausgestellt, daß die künstliche Zahnreihe auch dem richtigen Schluß der

Zähne entspricht, so wird jeder einzelne Zahn noch einmal von der Schablone abgelöst, es werden die an ihm befindlichen drahtförmigen Stifte mit der Zange umgebogen, und nun wird der Zahn von Neuem mit Wachs an der Schablone festgeklebt.

Es handelt sich nun zuvörderst um Anfertigung des Oberkieferstückes, in das die ausgewählten Zähne eingesetzt werden müssen.

Auf einem Tisch sehen wir eine viereckige Kapsel aus Gußstahl liegen. Die Breite dieser Kapsel mag 8, die Länge 10 und die Höhe 5 Centimeter betragen. Diese Kapsel ist eine sogenannte Formflasche oder Cüvette und besteht aus drei Theilen, einem Deckel, einem ringförmigen Mittelstück und einem schalenartigen Boden. Der Zahnarzt nimmt zuerst den schalenartigen Boden der Cüvette, befeuchtet ihn mit Wasser und füllt ihn bis zu zwei Dritteln mit einem dünn angerührten Gypsbrei. In diesem wird nun das Modell mit der Schablone so eingebettet, daß wir es umgekehrt, wie in Wirklichkeit, vor uns liegen sehen. Die Gaumenfläche liegt also unten, und die Zähne ragen von unten nach oben in die Luft. Während der Gypsbrei das Modell deckt, sind die Schablone und die Zähne davon frei gelassen. Der Gyps ist bald erstarrt, und er wird deshalb an seiner Oberfläche mit Oel bestrichen. Jetzt wird das ringförmige Mittelstück auf den Untertheil der Cüvette gesetzt, worauf wiederum Gypsbrei bis zum Rand der Cüvette eingegossen wird, so daß nun auch die Schablone und die Zähne vom Gyps bedeckt werden. Nun wird die Cüvette durch den Deckel geschlossen.

Sobald der Gyps fest geworden ist, hebt der Zahnarzt den Deckel der Cüvette ab und nimmt auch das ringelförmige Mittelstück herunter. Dann wird die Schablone mit warmem Wasser erweicht, so daß sich sowohl der Gaumen der Schablone als auch das zwischen den Stiften der Zähne steckende

Wachs leicht wegnehmen läßt. Fügt jetzt der Zahnarzt den oberen und unteren Theil der Cüvette aufeinander, so sehen wir, daß sich an Stelle der Schablone ein Hohlraum gebildet hat, der nur ausgefüllt zu werden braucht, um die Gaumenplatte und den Oberkiefertheil für das Zahnersatzstück abzugeben.

Aus einem Nebenzimmer bringt ein Gehilfe des Zahnarztes eine Messingtrommel mit drei Füßen, auf deren oberen Fläche eine Porzellantafel liegt. Es ist dies ein Kautschukwärmekasten, der mit Spiritus geheizt wird. Auf der Porzellantafel liegen braunrothe Stücke von Kautschuk, die bereits passend geschnitten und erwärmt sind. Die einzelnen weichen Kautschukstückchen werden mit einem stumpfen Griffel herausgehoben und zuerst zwischen die Stifte der Zähne gestopft. Dann wird der Raum für das künstliche Zahnfleisch und darauf derjenige für den Gaumen ausgefüllt. Nun werden die beiden Cüvettenhälften aufeinander gesetzt, die Cüvette mit dem Deckel geschlossen, und dann unter eine Schraubenpresse gebracht. Durch die Pressung werden die eingelegten Stücke des Kautschuks zu einem Ganzen verbunden, und die weiche Masse wird in alle Vertiefungen des Schablonenraums hineingetrieben.

Der Kautschuk muß nun schließlich noch gehärtet werden. Dies geschieht in einem Vulkanisirungsapparat, wie wir ihn in der einen Ecke des Arbeitszimmers stehen sehen. Er gleicht äußerlich ungefähr einem Kanonenofen. Im Innern enthält er einen aus getriebenem Kupfer hergestellten Kessel, in dem die Cüvetten eingeschlossen werden. Der Kessel wird, nachdem die Cüvetten eingelegt worden sind, zur Hälfte mit Wasser gefüllt, dann geschlossen und darauf die Gasflamme, die den Apparat erhitzt, angezündet. Bei einer Temperatur von 180° C. ist der Kautschuk in ungefähr 15 Minuten erhärtet.

Nun wird die Cüvette zum Auskühlen in eine Wanne

mit kaltem Wasser gelegt. Nach einer halben Stunde kann sie heraus- und auseinander genommen werden. Wir erblicken jetzt das Gebißstück in dem Gyps eingebettet. Der Gyps wird mit dem Messer zerschnitten; noch anhängende Gypstheilchen werden mit einer harten Bürste entfernt.

Das Zahnersatzstück ist, wie wir bemerken, fertig. Nur hier und da haben sich einige kleine Kautschukknötchen gebildet, die mit der Feile weggefeilt werden. Dann ist das Gebiß vollendet und kann in Gebrauch genommen werden.

Wir haben die Anfertigung eines Zahnersatzstückes in allen seinen Zwischenstufen bis zu seiner Vollendung verfolgt, und können uns daher jetzt eine Darstellung davon machen, wie viel Sorgfalt und Geschicklichkeit diese Arbeit erfordert. Es gibt daher auch genug Stümper in diesem Fache, gerade wie in allen anderen Fächern auch, und Zahnärzte und Zahntechniker von erprobter Tüchtigkeit haben gewaltigen Zulauf.

Denn schlecht gemachte künstliche Zähne sind für den Träger nicht nur nutzlos, sondern eine wahre Qual; gute aber verschönen nicht nur, indem sie die häßlichen Lücken der Zahnreihen beseitigen, sondern dienen auch dem Wohlbefinden des Körpers, indem sie die richtige Zerkleinerung der Speisen ermöglichen und so zur gesundheitsmäßen Ernährung des Körpers beitragen.

Nordamerika's Birk- und Haselwild.

Natur- und Jagdbilder von H. Gerstner.

Mit 15 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Die Entwickelung der Thierwelt tritt in der Neuen Welt vor der großartigen Ueppigkeit des Pflanzenlebens weit zurück, namentlich soweit Nordamerika in Betracht kommt. Offenbar hat hier die Natur ihre höchste Kraft an die Bildung der niederen Thierwelt verschwendet, die an das Wasser und die Pflanzenwelt gebunden ist — die höhere Thierwelt ist dabei zu kurz gekommen. Was die Vögel betrifft, so sind diese in Mittel- und Südamerika allerdings so reich und charakteristisch vertreten, daß sich nichts in der Alten Welt damit vergleichen läßt. Bei Weitem dürftiger aber ist die Vogelwelt des Nordens, doch umfaßt sie immerhin 168 Gattungen von Landvögeln, wovon 54 als typisch für diese Region gelten dürfen.

Außerordentlich reich vertreten sind darunter die Waldhühner und namentlich die Unterfamilie der Rauchfußhühner, die theils in Waldungen, theils in den Prärien als Standvögel ihren Aufenthalt haben. Wir wollen dem Leser nicht alles gefiederte Wild aufzählen, das die weiten Ebenen und die Wälder des nördlichen Amerika dem Jäger als Beute zu liefern vermögen, sondern uns diesmal auf das dort heimische Birk- und Haselwild (grouse) beschränken und über dessen Lebensweise und Jagd berichten.

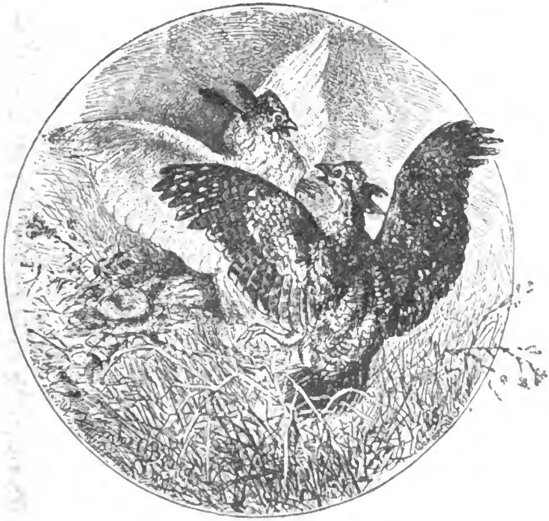
Es gibt mehrere unter den eben genannten Vögeln der Neuen Welt, die unserem europäischen Auer- und Birkgeflügel durchaus ähnlich sehen, während andere ein ganz selbstständiges Gepräge bekunden. Am meisten charakteristisch darunter ist das Präriehuhn (Pinnated grouse), das zugleich das zahlreichste und bekannteste Wild dieser Gattung bildet.

Die Sippe der Präriehühner läßt sich von den übrigen Waldhühnern in erster Linie durch zwei lange Federbüschel unterscheiden, die zu beiden Seiten des Halses herabhängen und nackte Hautstellen bedecken, welche wiederum die Lage von blasenartigen, mit der Luftröhre



Präriehühner im Kornfelde.

in Verbindung stehenden Hautsäcken bezeichnen. Im Leibesbau ähnelt das Präriehuhn dem Auerhuhn, doch ist der Schwanz, der aus achtzehn breiten zugerundeten Federn besteht, verhältnißmäßig kürzer. In seinen Bewegungen erinnert es vielfach an unser Haushuhn; seine Aesung be-



Eine Kampfscene zur Balzzeit.

steht sowohl aus Pflanzenstoffen, wie aus Heuschrecken und Kerbthieren aller Art. Was die Färbung betrifft, so sind die Federn der Oberseite schwarz, blaßroth und weiß, die der Unterseite blaßbraun und weiß in die Quere gebändert; der Bauch ist weißlich. Der Schnabel ist dunkel hornfarben, der Fuß orangegelb, so weit er nackt ist. An Größe übertrifft das Präriehuhn fast alle anderen Arten des amerikanischen Birk- und Haselwildes: die Länge beträgt 45 Centimeter, die Breite 75, die Fittiglänge 20,

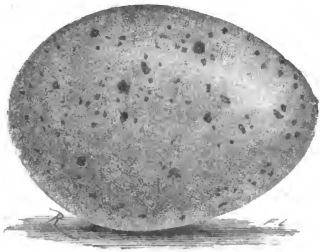
die Schwanzlänge 12 Centimeter. Gegen den Winter hin thun sich die Präriehühner in große Flüge zusammen, die sich erst wieder theilen, wenn der Schnee schmilzt und das neue Gras sprießt. Immerhin bleiben auch dann noch Trupps von zwanzig Stück und mehr beisammen, von denen sich jeder einen besonderen Platz erwählt, auf dem die Gesellschaft täglich zusammenkommt, um die im Frühjahr beginnenden Liebesspiele und Tänze aufzuführen.

Während dieser Balzzeit sind die Hähne sehr streitsüchtig und kämpfen auf das Heftigste mit den Nebenbuhlern, die sich an jenen Plätzen einfinden. Wüthend gehen die Kämpen dann gegeneinander los, wobei sie oft hoch vom Boden emporspringen. Das Duell wird unter Begleitung ganz eigenartig rollender Töne, die durch Aufblasen der oben erwähnten Luftsäcke entstehen und sich denen einer großen Trommel vergleichen lassen, so lange fortgesetzt, bis ein Theil unterliegt oder das Weite sucht. Hat so der Hahn einen Gegner besiegt, so sucht er sich einen neuen aus und fordert ihn zum Kampfe, bis das Feld gesäubert ist, auf dem er dann stolz einherschreitet.

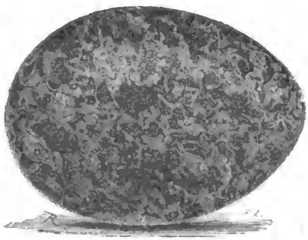
Von Anfang April bis Ende Mai — je nach der südlicheren oder nördlicheren Lage des Standortes — legt das Weibchen zehn bis zwölf Eier, die bald mehr licht-, bald mehr dunkelbräunlich gefärbt und mit unregelmäßigen, dunkelbraunen Flecken bedeckt sind. Das Weibchen bebrütet sie hierauf in dem kunstlos aus trockenen Blättern und Gräsern zusammengebauten Neste, das stets gut versteckt angebracht wird, bis nach achtzehn oder neunzehn Tagen die Jungen ausschlüpfen. Wenn das Präriehuhn ungestört bleibt, so brütet es nur einmal im Jahre; raubt man ihm aber die ersten Eier, so sucht es diesen Verlust zu ersetzen, jedoch enthält das zweite Gelege stets weniger Eier als das erste.

Die Mutter zieht ihre Jungen ganz ohne Beihilfe des

Männchens auf, wobei sie in ihrem Gebahren durchaus an unsere Haushennen mit ihren Küchlein erinnert. Sie bewacht sie mit großer Zärtlichkeit und Sorgfalt, atzt sie, so lange es nöthig, lehrt sie dann aber, sich selber die Nahrung zu suchen, und warnt sie durch einen besonderen Laut, sobald eine Gefahr droht.



Ei des Schneehuhns (lichtbraun).



Ei des Schneehuhns (dunkelbraun).

Gefangene Präriehühner sollen in Amerika sehr bald zahm werden und auch leicht brüten. „In unseren Thiergärten,“ bemerkt Brehm dazu, „haben wir uns bisher vergeblich bemüht, ein ähnliches Ergebniß zu erzielen. Wir haben die Präriehühner dutzendweise gekauft, ihnen das verschiedenste Futter vorgelegt, sie in verschlossenen oder freien Gelegen gehalten, immer aber erfahren müssen, daß sie absterben, ohne daß wir uns erklären konnten, warum. Diese Erfahrung haben wir nicht blos in Deutschland, sondern auch in England, Belgien und Holland machen müssen. — Gleichwohl zweifle ich nicht, daß wir Präriehühner bei uns eingewöhnen könnten; der Versuch müßte aber im Großen ausgeführt werden. Man sollte mindestens einige Dutzend kräftige Vögel an einer geeigneten Oertlichkeit freigeben und sie gänzlich sich selbst überlassen. Unter solchen Umständen würden sie wahr-

scheinlich gedeihen, so verschieden unsere Haiden und die Prärien Amerika's auch sein mögen. Jedenfalls ist das Präriehuhn eines solchen Versuches werth."

Bis um die Mitte August, wo in den meisten westlichen



Brütendes Präriehuhn.

Staaten die Jagd auf das Präriehuhn eröffnet wird, haben die jungen Vögel gegen sieben Achtel ihrer vollen Größe erreicht. Noch bleibt die Brut als Volk zusammen, und man sieht sie oft genug gemeinsam auffliegen, bis sie von den Jägern zersprengt und einzeln abgeschossen werden. Später im Jahre thun sich dann die von mehreren Völkern

Uebriggebliebenen bis zu Ketten von fünfzig bis hundert Hühnern zusammen. Sie sind aber nun gleichzeitig sehr scheu und wachsam, so daß man selten anders als auf große Entfernungen zum Schuß kommt. Die einmal auf-



Präriehuhn mit Jungen.

gescheuchte Kette legt alsdann oft in einem einzigen Fluge eine Strecke von acht bis zehn englischen Meilen zurück, so daß es dem Jäger natürlich unmöglich ist, sie weiter zu verfolgen.

Die beliebteste und erfolgreichste Art der Jagd auf Präriehühner geschieht mit einem leichten Jagdwagen, der langsam über die weite Fläche dahinrollt, während rechts

und links die Hunde das Gelände absuchen. Sobald einer von ihnen „steht", verlassen die Jäger rasch den Wagen; wenn sie nahe genug herangekommen sind, springen die gut dressirten Hunde ein, und sichere Schüsse fallen auf die aufgehenden Hühner. Meistens erfolgt dies Aufgehen erst nach und nach, zumal die alten Hühner bleiben besonders lange liegen, und während die geschossenen Stücke eingesammelt werden, pflegt häufig noch ein nachträglich auffliegendes vereinzeltes Huhn dem sicheren Schützen als Beute zuzufallen. Der Wagenführer muß sich inzwischen



Ein aufgescheuchtes Volk junger Präriehühner.

genau die Stellen merken, wo die zerstreuten Hühner eingefallen sind, deren weitere Verfolgung dann ohne Säumen aufgenommen wird. Ob sie erfolgreich ist, kommt in erster Linie auf die Ausdauer und Schnelligkeit der Hunde und ihre Fähigkeit an, lange ohne zu saufen in der wasserlosen Prärie arbeiten zu können.

In den Staaten Illinois, Iowa und Wisconsin ist dieses geschätzte Wild gegenwärtig noch am zahlreichsten zu finden. Ein geübter Schütze vermag daher in der ersten Zeit nach der Eröffnung der Präriehühnerjagd an einem einzigen Tage gegen sechzig oder achtzig Stück zu erlegen, so daß der ihn als Träger begleitende junge Bursche an dieser Jagdbeute rechtschaffen zu schleppen hat.

Im Allgemeinen aber haben sich die Präriehühner schon



Auf der Suche.

stark vermindert und sind aus vielen Staaten, in denen sie vor siebzig Jahren noch massenhaft vorkamen, bereits gänzlich verschwunden — wie die Büffel und die Rothhäute haben sie sich immer weiter zurückgezogen. Der Naturforscher John Audubon, der im Jahre 1810 zuerst nach Kentucky kam, um die Vögel des westlichen Amerika kennen zu lernen, erzählt, daß dort damals das Präriehuhn noch so häufig war, daß ein richtiger Waidmann es verschmähte, darauf Jagd zu machen. „Man sah diese Hühner mit derselben Mißgunst an, wie in anderen Theilen der Vereinigten Staaten die Krähen, und zwar wegen der Verheerungen, die sie auf Fruchtbäumen und in Gärten während des Winters oder auf den Feldern im Laufe des Sommers anrichteten. Die Bauernkinder oder die Negerbuben waren vom Morgen bis zum Abend beschäftigt, mit Hilfe von Klappern die unwillkommenen Gäste zu vertreiben, und allerhand Fallen und Schlingen wurden gebraucht, um sie zu fangen. In jenen Tagen geschah es häufig, daß zur Winterzeit Präriehühner in die Gehöfte kamen und dort mit den Hühnern fraßen, daß sie sich auf den Häusern niederließen oder in den Straßen des Dorfes umherliefen." Jetzt gibt es längst kein einziges Präriehuhn in ganz Kentucky mehr, auch von Long-Island, aus New-Jersey und Maryland sind sie verschwunden, und wo sie überhaupt in den östlichen Staaten noch vorhanden sind, ist dies nur den Jagdgesetzen zu danken, die man zu ihrem Schutze erlassen hat.

Auch unter der Thierwelt hat das wehrlose Präriehuhn zahlreiche Feinde, von denen der gefährlichste der Präriewolf oder Coyote, ein Mittelglied zwischen Wolf und Fuchs, ist, der namentlich gern das Nest anschleicht und dann neben der ihm zur Beute fallenden Bruthenne auch noch die Eier zerstört. Aber auch Füchse, Marder und Stinkthiere, Falken und Eulen fangen manches Huhn weg.

Besonders schlimm ist die Winterszeit für die Prärie-hühner, die, um nicht Hungers zu sterben, dann näher an



Jagdbeute.

die menschlichen Wohnstätten sich heranwagen, wo sie massen-haft mit Schlingen gefangen werden. So liegt die Gefahr vor, daß auch dieses schöne und nützliche Wild mit der

Zeit ganz ausgerottet wird, was um so mehr zu bedauern wäre, als es dem beobachtenden Forscher und Naturfreunde den Einblick in manche ganz eigenartige Züge und Gewohnheiten eröffnet.

Höchst interessant sind namentlich die abendlichen Versammlungen von Präriehühnern während der Herbstmonate, die man beobachten kann, wenn man sich vorsichtig an ein „Volk" heranschleicht. Sie kommen offenbar zur geselligen Belustigung zusammen, und ihr Hüpfen, Verbeugen und Kullern dabei macht durchaus den Eindruck eines nach bestimmten Regeln aufgeführten Tanzes. Die Hähne balzen, indem sie dabei die Luftsäcke zu beiden Seiten des Halses aufblasen, kämpfen auch wohl untereinander, ohne daß jedoch das allgemeine Einvernehmen dadurch gestört wird. Bestimmte Ketten sollen derartige Zusammenkünfte wiederholt auf demselben Platze abhalten, wofür auch die dort im niedergedrückten Grase deutlich sichtbaren Fährten sprechen, die solchen Stellen in der Jägersprache die Bezeichnung „Chickens stamping ground" (der Küchlein Tummelplatz) eingetragen haben. —

Eine recht begehrte Jagdbeute bildet auch das Birkhuhn mit Halskrause (ruffed grouse), das seinen Namen von einem halben Dutzend schwarzer, glänzender Federn auf jeder Seite des Halses hat, die sich von dem übrigen, theils dunkel-, theils rothbraunen oder aschgrauen Gefieder scharf abheben. Diese Krause, wie auch den schwachen Federkamm können die Vögel nach Belieben emporspreizen oder glatt anlegen. Man findet sie fast auf der ganzen Nordhälfte des amerikanischen Festlandes, von Neubraunschweig bis zu den Prärien des Westens und von Kanada bis zu den Südstaaten. Sie dürfen wohl als die edelste Abart des Birkwildes bezeichnet werden; der ganze Bau wie die Kopfhaltung deuten auf große Ausdauer im Laufen und Fliegen, während die kurz abgerundeten Fittige und

die kurze, energische Bewegung derselben eine große Fluggeschwindigkeit anzeigen.

Das Birkhuhn mit der Halskrause ist scheu und hält sich am liebsten an steilen Berghängen auf, oder in den sogenannten „Swamps" — sumpfigen Niederungen, die mit einer hohen Schicht von Moos und Laub bedeckt sind und in ihren Dickichten von Schierlingstannen und amerikanischen Fichten Deckung und Nahrung gewähren.



Präriewolf auf der Jagd nach Hühnern.

Für die Balzzeit sucht sich der Hahn einen möglichst versteckt liegenden, trockenen Platz aus. Bei seiner Liebeswerbung bläht er sich wie ein Puter, der in Zorn geräth, breitet seinen runden Schweif zum Fächer aus und schleift mit den niedergeschlagenen Flügeln auf dem Boden. Dazu läßt er einen dumpfen, trommelartigen Lockruf erschallen, der ganz langsam und unregelmäßig anhebt, um dann in immer raschere und lautere Schläge überzugehen und mit einem langgezogenen Rollen zu endigen. Wenn ein anderer Hahn sich auf diese weithin ver-

nehmbare Herausforderung als Nebenbuhler einstellt, so kommt es, wie bei den Präriehühnern, zum Kampfe, der mit großer Erbitterung geführt wird und über den Besitz der Henne entscheidet.

Ihr Nest macht die Henne auf ebenem Boden an versteckter Stelle aus Reisern und Grashalmen und legt dann bis zu einem Dutzend gelblichbraune Eier hinein. Meist kriechen die Jungen im Juni aus und haben dann bis Anfang Oktober ihre volle Größe erreicht. Die Henne zeichnet sich durch zärtlichste Liebe und Sorgfalt für ihre Jungen aus; mit großer Umsicht weiß sie das Futter für die Kleinen herbeizuschaffen und im Falle einer Gefahr entwickelt sie eine wahrhaft erstaunliche Kühnheit. Bemerkenswerth ist vor Allem die oft beobachtete Art und Weise, wie sie den Jäger oder sonstige Verfolger von ihren Jungen wegzulocken versteht. Zunächst läßt sie einen eigenthümlichen Warnungsruf erschallen, worauf sich die Kleinen im Grase oder Gestrüpp eng zusammen ducken und regungslos stehen bleiben, während die Mutter anscheinend flügellahm auf der Erde fortkriecht. Um sie zu haschen, folgt ihr der Jäger, den sie durch diese List möglichst weit von dem Versteck der Jungen zu entfernen sucht. Immer näher läßt sie ihn herankommen, schon streckt er die Hand aus, um das vermeintlich kranke Wild zu ergreifen — da fliegt dieses plötzlich davon, und er sieht zu spät ein, daß er der Gefoppte ist.

Die warmen Herbsttage bilden die beste Jagdzeit für dies scheue Wild, dessen Erlegung ein rasches Auge und eine sichere Hand erfordert. Meist gehen die Birkhühner im Anfange schon weit vor dem Hunde auf, allein der Jäger schießt dennoch, wenn die Entfernung zum Treffen auch viel zu groß sein sollte, und wiederholt das, indem er den eingefallenen Vögeln folgt. Nach zwei oder drei erfolglos gefallenen Schüssen pflegen diese nämlich nicht



Abendliche Versammlung von Präriehühnern.

mehr aufzufliegen, sondern suchen sich zu verstecken, wobei jedoch die scharfe Nase des Hundes sie bald entdeckt. Dicht vor dem einspringenden Hunde erst streicht dann das Birk-



Birkhühner in der Balzzeit.

huhn ab, um nun des Jägers sichere Beute zu werden.

Gefährlicher als der regelrechte Waidmann werden diesem Wilde die Schlingen- und Fallensteller. Im Winter, wenn tiefer Schnee liegt, werden auch manche von den „Waldläufern“ gefangen, wenn sie sich vor dem fallenden

Schnee in irgend eine Furche oder sonst geschützte Stelle ducken.

Eine kleinere Abart des Birkhuhns mit der Halskrause bildet das kanadische Huhn (Canada oder spruce grouse), dessen Verbreitungsbezirk in Kanada bis zur Baffinsbai nach Norden reicht; auch findet man es im Staate New=



Schlingensteller.

York und überhaupt nördlich vom Mohawkfluß. Der Hahn ist braun oder dunkelgrau mit schwarzen Punkten und hat als besonderes Kennzeichen auf der Brust einen größeren, schwarzen, eckigen oder halbmondförmigen Fleck. Die einfarbig rothbraune Henne nistet auf dem Boden und legt 15 bis 20 röthliche, braungesprenkelte Eier.

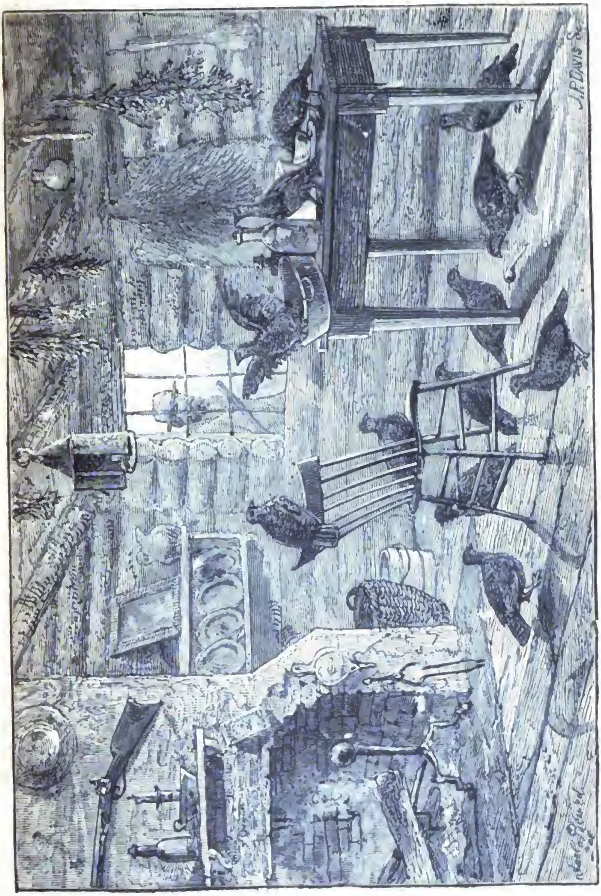
Gleich dem Birkhuhn mit der Halskrause sind auch die kanadischen Hühner im Allgemeinen sehr scheu. Nur im Winter, wenn der Schnee tief liegt, nähern sie sich in ihrer Hilflosigkeit den menschlichen Wohnstätten. Sie kommen

bis zu den Waldhütten der Jäger und zu einsam gelegenen Gehöften, und man hat mitunter beobachtet, daß ein ganzes „Volk" kanadischer Hühner in eine von den Bewohnern zeitweilig verlassene Behausung räuberisch eindrang und die Speisereste verzehrte, die sie dort vorfanden.

Der kanadische Jäger und Farmer wird in einem solchen Falle den Vögeln niemals etwas zu Leide thun, da er ihr Eindringen für ebenso glückbringend hält, wie das abendliche Erscheinen der kleinen, grauen Feldmaus, die durch das Gemach huscht, um die zur Erde fallenden Brodkrumen zu verzehren.

In den Rocky Mountains oder Felsengebirgen ist das schwärzliche Huhn (dusky grouse) häufig, dessen schwarzes oder blauschwarzes Gefieder stets mit einzelnen weißen Punkten durchsetzt ist, und das ein delikates Wildpret liefert. Mit dem schottischen Birkhuhn, dem es überhaupt am meisten ähnelt, soll es die Eigenthümlichkeit gemeinsam haben, daß sich auf seiner Brust zweierlei Arten Fleisch, weißes und dunkles, vereinigen. In dem Kaskadengebirge, der nördlichen Fortsetzung von der Sierra Nevada Kaliforniens, herrscht die blauschwarze Farbe bei diesem Wilde vor, weshalb es hier das blaue Huhn (blue grouse) geheißen wird. Zur Winterszeit hausen die Thiere mit Vorliebe in den Gipfeln der höchsten Tannen, wo sie in dem jahraus jahrein mit dichtem Grün bekleideten Geäst vor den Unbilden der Witterung wie vor dem spähenden Jäger gleichmäßig geschützt sind, während ihnen die vorhandenen Beeren und Knospen ausreichende Nahrung liefern.

Am meisten nördlich von allem Birk- und Haselwild ist das Schneehuhn zu finden, das den Norden des festländischen Amerika bewohnt, wie Grönland, die Gebirge Nordasiens und alle höheren Berggipfel von Skandinavien und Island. Wir finden drei verschiedene Arten des Schneehuhnes vor: das weiße, das weißgeschwänzte und

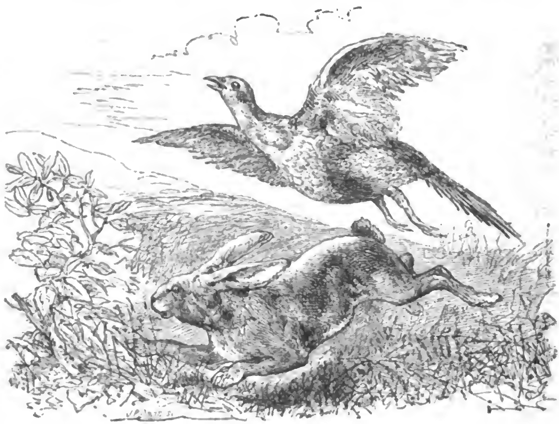


Kanadische Hühner auf einem Raubzug.

den ausschließlich den arktischen Regionen angehörenden Felsenptarmigan. Das Merkwürdigste an diesen Vögeln des Nordens ist, daß die Farbe ihres Federkleides mit der

Jahreszeit wechselt. Im Winter sind sie fast ganz weiß, so daß ihr Gefieder auf der hellen Schneedecke nicht auffällt, während es im Sommer ziemlich genau der Farbe des Bodens entspricht, auf dem sie sich dann vorwiegend aufhalten.

Zum Schluß sei noch das Salbeihuhn (sage-hen) er-



Salbeihuhn (Sage-hen) und Präriehase.

wähnt, das am meisten auf den ausgedehnten Steppen im Osten der Rocky Mountains zu finden ist. Die Färbung seines Federkleides ist hellgrau; charakteristisch sind die langen Schweiffedern, welche dem Vogel, der die ungefähre Größe eines Truthahns besitzt, einige Aehnlichkeit mit dem Fasan geben. Das Weibchen brütet auf ebener Erde in einem roh zusammengetragenen Neste seine 12 bis 16 dunkelbraunen, chokoladefarbig gesprenkelten Eier aus.

Diese Vögel sind sehr scheu; sie haben ihren Namen von den Beeren des Salbeistrauches, die in erster Linie ihre Nahrung bilden, zugleich aber ihr Fleisch auch so un-

angenehm bitter machen, daß selbst der hungrige Trapper in den meisten Fällen auf seinen Genuß verzichtet. Wer das weiß, wird sicher kein Salbeihuhn schießen, was bei seinem raschen Fluge auch nicht ganz leicht ist. Im Uebrigen ist das Auffliegen des Vogels in der einsamen Prärie dem Jäger doch nicht unwillkommen, da das harte Geräusch der kurzen Flügelschläge beim Aufgehen gar nicht selten einen Präriehasen aus seinem sicheren Versteck aufscheucht, der seinem Verderben nicht entgeht, wenn er in den Schußbereich des Waidmannes gelangt.

Damit wären wir am Ende unserer Uebersicht über das nordamerikanische Birk- und Haselwild angelangt, und es erübrigt nur, die Merkmale anzugeben, welche alle Gattungen des von uns beschriebenen Wildes gemeinsam tragen. Als solche sind zu bezeichnen in erster Linie ein federloser, lebhaft, aber verschieden gefärbter Strich über dem Auge und die befiederten „Ständer", dann aber auch die Scheuheit, das geräuschvolle Flügelschlagen beim Aufgehen und der überaus rasche Flug beim Abstreichen. Der Schuß wird dadurch nicht leicht gemacht, aber um so werthvoller wird auch das erlegte Wild als Jagdtrophäe.

Die Rechte und die Linke.

Eine alte Streitfrage. Von **Gottfried Pfeuffer.**

(Nachdruck verboten.)

Thatsachen lassen sich nicht aus der Welt schaffen, und so ist es sicherlich kein Zufall, daß zu allen Zeiten und bei allen Völkern die bevorzugte rechte Hand über die bescheidene linke triumphirt hat, mit einem Worte, daß der Mensch rechtshändig ist, d. h. bei den mit der Hand vollzogenen Thätigkeiten und Bewegungen vorzugsweise der rechten Hand sich bedient. Obwohl die Linkshändigkeit durchaus keine so große Seltenheit ist, wie es Manchem scheinen möchte, so darf doch der vorzugsweise Gebrauch der rechten Hand als eine allgemeine anthropologische Thatsache betrachtet werden. Stets hat man der rechten Hand ein Vorrecht vor der linken eingeräumt, wie man auch der rechten Seite eine höhere Weihe als der linken zuerkannte.

Im Deutschen bezeichnen wir ja ganz besonders diese bevorzugte Hand als die rechte, die richtige, die zu Recht geltende, wie im Französischen, während die englische Sprache die linke Hand als left, die Verlassene, kennzeichnet. Schon der sprachliche Ausdruck also beweist, daß die Bevorzugung der Rechten seit unvordenklichen Zeiten und jedenfalls früher bestand, als die Sprache selbst. Denn diese ist ja ursprünglich nur eine Instinktbewegung, wie das Wort ursprünglich Interjektion, Geberde war, in welcher die Empfindung des Naturmenschen zum Ausdruck kam; und wenn auch die Sprache in allmäligem Ueber-

gange sich bald auf jene Stufe erhob, wo der Laut zum Symbol gewisser Vorstellungen und Gefühle, das, was zuerst unmittelbar Naturlaut war, zum Zeichen, zum eigentlichen Worte wurde, so mögen doch Jahrtausende verstrichen sein, ehe jene letzte Stufe erreicht wurde, wo auf Grund und mit Hilfe der gewonnenen Wurzeln der Sprache ein das Bedürfniß weit überragender Wortschatz geschaffen und die feinen Unterscheidungen im Ausdruck für die Welt der Empfindungen und Anschauungen ermöglicht waren.

Es ist gar nicht zweifelhaft, daß der Naturmensch schon auf der ersten Stufe der Sprachentwickelung mit der Vorstellung „rechts“ diejenigen des „Lobenswerthen“, „Guten“, „Gerechten“, „Günstigen“, „Glücklichen“ u. s. w., mit der Vorstellung „links“ aber diejenigen des „Tadelnswerthen“, „Bösen“, „Ungünstigen“, „Nachtheiligen“ u. s. w. verknüpfte, daß die Vorstellungen des Linkischen, Verkehrten, Ungünstigen einerseits, sowie die des Rechten, Angemessenen, Günstigen andererseits denjenigen der reinen Verhältnißbegriffe „links“ und „rechts“ in der Entwickelung der Sprachen vorangegangen sind. Der französische Gelehrte Louis Jobert hat unlängst ein Werk über die sogenannten „Linkser“, d. h. diejenigen Menschen, welche sich bei ihren Thätigkeiten vorwiegend der linken Hand bedienen, veröffentlicht und als Resultat seiner Forschungen gefunden, daß eine reine Linkserrasse nirgends anzutreffen sei, wenn auch verschiedene Volksstämme verschiedentlich zur Anwendung der linken Hand hinneigen; so gebrauchen beispielsweise 80 Prozent der Einwohner des Pandschab mit Vorliebe die linke Hand, und auch der größere Theil der Hottentotten und Buschmänner bedient sich derselben häufiger als der rechten. Der Arzt Marro hat als Ergebniß seiner Studien an Verbrechern gefunden, daß 14 bis 22 Prozent der Verurtheilten „Linkser“ waren, während er sonst unter Leuten aus allen Bevölkerungsklassen nur 9 Prozent

solcher Ausnahmemenschen fand. Die Linke ist so vernachlässigt, daß fast Alles, was sie unternimmt, „linkisch“ erscheint. Das „Linkssein“ gilt geradezu für einen Mangel sowohl an Geschicklichkeit, wie an Bildung und Erziehung. Nennt man doch sogar die Rückseite eines Stoffes verächtlich die linke Seite. Freilich nennen die Engländer die linke Seite zuweilen sehr stolz „sword-side“ (Schwertseite), wahrscheinlich nur, weil Heine von ihnen behauptete, daß sie „auf beiden Seiten links“ seien.

Ist nun aber der Vorzug, den man gewöhnlich der rechten Hand als Werkzeug der Thätigkeit gibt, Naturtrieb oder Gewohnheit? Man hat eine Reihe der verschiedensten Antworten auf diese Frage gegeben und zur Lösung dieses interessanten Problems der Anthropologie eine Unzahl von Hypothesen aufgestellt, ohne daß es bisher gelungen wäre, die Erscheinung unzweideutig zu erklären. Die Erklärungsversuche zerfallen in zwei Kategorien: die Einen suchen die Gründe in dem Menschen selbst, in der Anatomie des Körpers oder gar in einem Akte des Bewußtseins, die Anderen in seinen Wechselbeziehungen zur Außenwelt.

Der Umstand, daß alle Völker den Vorzug der rechten Hand anerkennen, ist allerdings ein starker Beweis für eine Natureinrichtung; wie wäre sonst eine derartige Uebereinstimmung unter Völkern zu erklären, die durch Zeit und Raum getrennt und durch Lebensgewohnheiten so verschieden sind? Die Chinesen und einige andere Völker betrachten zwar die linke Seite als die Ehrenseite, aber noch kein Kulturvolk hat den Gebrauch der linken Hand zu praktischen Zwecken vorgezogen. Gegen den natürlichen Vorzug der rechten Hand hat man unter Anderem eingewendet, daß, wenn dieselbe begründet wäre, sich etwas Aehnliches bei den Thieren finden müße. Man finde aber nicht, daß z. B. Pferde auf der rechten Seite stärker seien, und bei den Thieren, deren Vorderfüße gleichsam als Hände

dienten, gebe es nicht nur eine Gleichheit zwischen beiden, sondern oft einen Vorzug der linken Hand, wie bei den Eichhörnchen und den Affen. Aehnliches zeige sich bei dem Papagei, der häufiger mit der linken, als mit dem rechten Fuße die Nahrung nehme. Dagegen aber läßt sich einwenden, daß die eigenthümliche Bestimmung des Menschen in diesem wie in anderen Fällen eine besondere Einrichtung erfordert, die bei den Thieren nicht nöthig ist. Diejenigen, die den Vorzug der rechten Hand nur für die Folge der seit der Kindheit erlangten Gewohnheit halten, nehmen an, daß beide Hände, auf gleiche Weise geübt, gleiche Geschicklichkeit erlangen würden. Niemand hat dies anziehender dargestellt, als Benjamin Franklin.

„Wir sind zwei Schwestern," führt er die linke Hand redend ein, „und die beiden Augen des Menschen können sich nicht ähnlicher sein, noch in besserem Verständnisse miteinander leben, als meine Schwester und ich, aber die Parteilichkeit unserer Eltern hat den kränkendsten Unterschied zwischen uns gemacht. Von meiner Kindheit an hat man mich gewöhnt, meine Schwester als ein höheres Wesen zu betrachten. Ich mußte ohne allen Unterricht aufwachsen, während bei der Erziehung meiner Schwester nichts gespart wurde. Sie ist im Schreiben, in der Musik, im Zeichnen unterrichtet worden, aber wenn ich mir etwa einfallen ließ, einen Bleistift, eine Feder, eine Nadel anzurühren, so bekam ich strenge Verweise, und oft bin ich geschlagen worden, weil ich ungeschickt und unbeholfen wäre. Es ist zwar wahr, daß meine Schwester bei einigen Verrichtungen meinen Beistand annahm, aber sie war dabei die Anführerin und rief mich nur, wenn sie mich brauchte, oder wenn ich an ihrer Seite figuriren sollte."

So gewiß es aber auch bei der Erziehung wichtig ist, die linke Hand nicht weniger zu üben als die rechte, so ist doch die Frage selbst durch die Bemerkungen des englischen

Anatomen Bell in sehr anschaulicher Weise dargelegt worden. „In Hinsicht auf Lebensbequemlichkeit,“ sagt er, „und um uns behende und gewandt zu machen, kann wohl gar nicht die Frage sein, welche Hand gebraucht oder welcher Fuß vorgesetzt werden muß. Hat man uns dies gelehrt, oder hat uns die Natur dazu geführt? Es ist zu bemerken, daß auf der ganzen rechten Seite des Körpers ein Unterschied sich findet, und daß die linke Seite schwächer ist, sowohl hinsichtlich der Muskelkraft als der Lebensthätigkeit überhaupt. Die Entwickelung der Organe der Thätigkeit und Bewegung ist stärker auf der rechten Seite, wie man sich leicht durch das Maß oder durch das Zeugniß des Schneiders oder des Schuhmachers überzeugen kann. Allerdings ist diese Ueberlegenheit das Ergebniß einer häufigeren Uebung der rechten Hand, aber die Eigenheit erstreckt sich auf die ganze Leibesbeschaffenheit, und Krankheiten treffen die linke Seite öfter als die rechte. Ballettänzer machen die schwierigsten Künste mit dem rechten Fuße, aber sie müssen den linken Fuß, eben weil er schwächer ist, doppelt so viel üben, als den rechten, um bei ihren Kunstleistungen nicht ungewandt zu erscheinen. Werden solche Uebungen versäumt, so wird der rechten Seite ein Vorzug gegeben, der die Anmuth der Bewegungen stört. Gehen wir hinter Jemand her, so werden wir selten eine ganz gleichmäßige Bewegung bemerken; wir werden finden, daß der linke Fuß nicht so fest auftritt als der rechte, und daß die Zehen desselben mehr einwärts stehen, als an diesem. Bei dem eigenthümlichen Bau der Frauen und bei der Elastizität ihres Schrittes, die mehr durch die Bewegung der Knöchel als der Hüften entsteht, zeigen sich Gebrechen des linken Fußes, wenn sie vorhanden sind, auffallender in ihrem Gange. Kein Knabe hüpft auf dem linken Fuße, wenn er nicht links ist. Der Reiter setzt den linken Fuß in den Steigbügel und schwingt sich mit dem rechten auf. Die

natürliche Beschaffenheit des Körpers gibt der rechten Hand den Vorzug, der keineswegs willkürlich ist. Wer links ist, fühlt am meisten die Vorzüge dieser Einrichtung von dem Oeffnen einer Zimmerthüre bis zum Oeffnen eines Federmessers."

Der Vorzug, den man überall der rechten Hand zuerkannte, entspringt jedenfalls daraus, weil man sie für die kräftigere hielt; mit derselben werden die wichtigsten Handlungen vorgenommen, man schreibt mit derselben, man deutet mit derselben, man greift mit derselben und man kämpft mit derselben. Der Wilde wirft mit ihr seinen Speer, wie der Römer mit ihr das Schwert führte, und wie unsere Kürassiere mit ihr den Säbel handhaben. Woher kommt aber diese Einstimmigkeit? Wohl daher, weil es dem Menschen von Kindesbeinen auf angewöhnt worden ist, vorwiegend seine rechte Hand zu benützen; durch diese Gewöhnung ist sie mit der Zeit kräftiger und geübter geworden. In einer angeborenen Schwäche der linken Hand dürfte kaum der Grund liegen, daß sie weniger in Gebrauch genommen wird. Daß die linke Hand gleicherweise geübt werden kann, dafür ist z. B. der Maler Jouvenet ein Beweis, dessen rechte Hand, als er 69 Jahre alt war, gelähmt wurde, und der seine linke Hand so übte, daß er dann noch mit dieser das Magnificat im Chore von Notre-Dame zu Paris malte.

Die Thatsache, daß wir die rechte Hand vorzugsweise gebrauchen, weil sie zu den meisten Verrichtungen die geschicktere ist, suchte man vielfach aus anatomischen Verhältnissen zu erklären. Die rechte obere Extremität werde reichlicher von Blut durchströmt, weil ihre Arterie als besonderer Zweig von der Aorta abgehe, und die linke Hirnhälfte, welche die Nervencentren für die rechte Körperhälfte enthält, sei mächtiger entwickelt als die rechte. Nach Ch. Debierre's Untersuchungen sind jedoch diese Erklärungen

nicht richtig, vielmehr seien wir rechts-, beziehungsweise linkshändig nur durch Erziehung und Gewohnheit. Debierre wog die Gliedmaßen von kurz nach der Geburt gestorbenen Kindern und fand keinen Unterschied in der Entwickelung der beiderseitigen Extremitäten. Der Säugling benütze auch bei seinen ersten Versuchen, Gegenstände zu ergreifen, gleichmäßig die rechte und die linke Hand. Der Unterschied in der Entwickelung komme erst später durch die ungleiche Verwendung zu Stande; deshalb finde man auch bei den unteren Ständen, welche durch die Erziehung weniger beeinflußt werden, häufiger Linkshändigkeit, als in den wohlhabenden und gebildeten Kreisen der Gesellschaft, in denen dem Gehaben der Kinder mehr Aufmerksamkeit geschenkt werde. In neuester Zeit hat in der „Revue Scientifique" ein Herr Mazel eine Hypothese aufgestellt, welche davon ausgeht, daß die nervösen Organe für die Ausdrucksbewegungen (wozu auch die Sprache gehört) in der linken Gehirnseite sitzen, welche den physiologischen Thatsachen zufolge der gegenüberliegenden Körperseite zugeordnet sei. Dieser Thatsache verdanke die rechte Hand eine frühere Uebung, eine raschere Entwickelung, eine größere Stärke, eine besondere Geschicklichkeit, da sie der direkte Korrespondent des Gehirns, der ausschließliche Dolmetsch der entstehenden Vorstellung sei. Unzweifelhaft werden die Bewegungen jedes Gliedes von der entgegengesetzten Hirnhälfte geleitet; das Uebergewicht der linken Hemisphäre ist sicher nicht anerzogen; von ihr allein geht z. B. das bewußte Sprechen aus, bei dem wir Rechtser und Linkser nicht zu unterscheiden vermögen; bei linkshändigen Menschen soll übrigens das Sprachcentrum rechts liegen. Gegen die Mazel'sche Theorie erhob sich sofort ein Herr de Leuze und erklärte seinen Vorgänger für einen Sophisten, der Ursache und Wirkung verwechselt habe. Denn die Lokalisirung der Ausdrucksbewegungen im Gehirn sei die Folge des Gebrauches

der rechten Hand, ebenso wie die Hirnzellen erst dann dem sprachlichen Ausdruck dienten, als der Mensch zu sprechen angefangen hätte. Die Rechtshändigkeit sei die Folge der Lage der Eingeweide und der Stellung unseres Körpers. Ein natürlicher Instinkt nöthige den Menschen, zunächst die gröberen, fleischigen oder knochigen Parthien des Körpers einer Gefahr preiszugeben. Da er aufrecht stehe, so müsse er naturgemäß dasjenige Organ vor Allem vertheidigen, dessen Gefährdung für sein Leben die bedenklichsten Folgen habe, nämlich das Herz, und zu diesem Zwecke müsse er diejenige Seite vor Allem preisgeben, welche von dem links gelegenen Herzen am weitesten entfernt sei, nämlich die rechte Seite, d. h. speziell die zur Abwehr und Vertheidigung am besten geeignete rechte Hand.

Im Zusammenhange mit obigen Ausführungen steht, was Herr Dr. O. Ankel in der jüngsten Zeit über den in Rede stehenden Gegenstand veröffentlicht hat. „Die Präponderanz der rechten Hand ist nichts uranfänglich Gegebenes, sondern eine Errungenschaft der Kultur, ein Resultat der fortschreitenden körperlichen und geistigen Differenzirung und Arbeitstheilung. Als der Mensch zum Menschen ward, als der Bau seines Körpers ihn befähigte und zwang, aufrecht zu gehen, hatte die rechte Hand wohl dieselbe Bedeutung wie die linke. Während den Beinen und Füßen, als den Organen der Fortbewegung, gleiche Rechte und Pflichten bis heute zukommen, schied sich die zu reicherer Entfaltung bestimmte Thätigkeit der Arme und Hände in der Weise, daß der linken Hand mehr die passive, haltende, schützende, der rechten die aktive, zufassende, angreifende Rolle zufiel. Die Präponderanz der rechten Hand dürfte von Hause aus sogar eine sekundäre Erscheinung sein: die Nothwendigkeit, im Kampfe gegen Mensch und Thier den edelsten Theil des Körpers, das Herz, durch die bewehrte oder unbewehrte Linke zu schützen, wurde auf allerniedrigster

Kulturstufe die Veranlassung, Keule und Beil, Messer und Spieß in die Rechte zu nehmen. Diese Gewohnheit übertrug sich auf friedliche Beschäftigungen. Seit jenen Tagen beginnenden Menschenthums hat sich, auch nachdem die primäre Ursache größtentheils weggefallen, das Uebergewicht der rechten Hand durch Vererbung und Erziehung unter den Kulturvölkern immer mehr herausgebildet und befestigt. Bei Naturvölkern dagegen tritt diese Differenzirung zuweilen noch heute weniger deutlich hervor, wie denn auch zum Theile bei denselben die Scheidung der vorderen von den hinteren Gliedmaßen minder scharf durchgeführt ist. In ähnlicher Lage befinden sich unsere Kinder, die zum Gebrauche und zur konventionellen Höherwerthung der Rechten geradezu erzogen werden müssen. In letzter Linie bildet also die Organisation des menschlichen Körpers, die Lage des Herzens, vielleicht auch mitwirkend die Beschaffenheit der Aorta, verbunden mit Beziehungen des Menschen zur Außenwelt, die primäre Veranlassung zur kräftigeren Entwickelung des rechten Armes, zur größeren Geschicklichkeit der rechten Hand."

Eine neue Hypothese hat vor Kurzem Herr Dr. F. Rosenberger aufgestellt; derselbe bringt das Uebergewicht der rechten Hand in Zusammenhang mit der scheinbaren Bewegung der Gestirne, dem Orientirungsbedürfniß der Menschen im Raume und die daraus sich ergebende Nothwendigkeit der künstlichen Scheidung des Körpers in zwei asymmetrische Hälften: eine linke, negative und eine rechte, positive; ferner mit dem Umstande, daß der nach vorn ausgestreckte rechte Arm des (zwecks Orientirung nach der Sonne schauenden) Bewohners höherer Breiten der nördlichen Halbkugel besser in der Lage ist, Rotationsbewegungen im Sinne des Sonnenganges auszuführen, als der linke. Es ist hier nicht der Ort, die eben kurz skizzirte Hypothese eingehend zu erörtern. Abgesehen von anderen Unwahr-

scheinlichkeiten scheinen Rosenberger's Vermuthungen schon aus dem einfachen Grunde Zweifel hervorzurufen, weil für die der nordhemisphärischen Rechtshändigkeit nothwendig entsprechende Linksablenkung auf der südlichen Halbkugel keine Beweise vorliegen.

Mit all' den vorstehenden Erklärungsversuchen scheint der Kern der Sache nicht vollständig getroffen zu sein; vielleicht dürfte die folgende Hypothese, welche zugleich als eine Ergänzung der Ankel'schen Theorie sich darstellt, etwas mehr Wahrscheinlichkeit für sich haben. So alt wie das Menschengeschlecht ist der Kampf der Menschen gegen einander; die Hand wurde früher im Kampfe geübt, als sie den Griffel zu führen verstand, früher noch, als sie sich Werkzeuge zu bereiten im Stande war. Zu den ältesten Werkzeugen gehört aber die Waffe, die den Feind treffen sollte, welcher das Besitzthum oder die Person des Anderen bedrohte. Als der Mensch nun erfahren, wo er den Feind am sichersten tödtlich treffen konnte, als er seinen Lebensquell entdeckt hatte, richtete er dorthin seinen Angriff. Aber mit der Rechten konnte er am sichersten und schnellsten das Herz des ihm gegenüberstehenden Feindes treffen, und so mußte diese Hand für den Kampf geübt werden. So hat sich die Menschheit daran gewöhnt, ganz besonders die rechte Hand streitbar zu machen, und sie ist die bevorzugte Hand geblieben, als es galt, sie in den Dienst der Arbeiten des Friedens zu stellen.

Daß gerade die größere Kraft, Geschicklichkeit und Ausbildung im vorwiegenden Gebrauche der Rechten der ganzen rechten Körperseite mehr Muskulatur und dem ganzen Menschen ein schiefes Ansehen und gerade etwas Linkisches in seinem ganzen Benehmen gibt, scheint nur Wenigen aufzufallen, und zwar wohl deshalb nicht, weil das Auge sich an dieses geläufige und allgemein vorherrschende Uebel längst gewöhnt hat. Vor Jahren plaidirten in französischen und

italienischen Fachzeitschriften einmal einige Aerzte für gleichmäßigere Ausbildung der rechten und linken Hand und verlangten, daß man die Kinder schon von den ersten Lebensjahren an in diesem Sinne erziehen sollte; der französische Arzt Brown-Séquard bewies sogar umständlich, daß die Ausbildung der rechten Hand auf Kosten der linken unfehlbar auch geistige Nachtheile insofern zur Folge hätte, als das Gehirn einseitig schwächer bleibe und infolge dessen nicht in dem Maße leistungsfähig sein könne, wie ein gleichmäßig entwickeltes; und doch sieht man heutzutage allerorts auch in dem Sinne in der Beschränkung den Meister, daß man bei Kindern die Neigung, links zu werden, mit allen Mitteln zu unterdrücken und auszurotten sucht, anstatt für eine gleichmäßige Ausbildung beider Hände Sorge zu tragen. Erfahrung und Wissenschaft haben vollauf bestätigt, daß die physische Ausbildung der rechten Hand auf Kosten der linken in Kraft und Geschicklichkeit nicht nur thöricht, sondern sogar schädlich und ungesund ist und im Lebenskampfe sich auch als kindische Unbeholfenheit höchst unangenehm bemerkbar machen kann, sobald die Rechte einmal den Dienst kündigt; denn wir könnten in diesem Falle kaum die gewöhnlichsten Verrichtungen vornehmen und müßten, gerade wenn wir sie am nothwengigsten brauchten, die eigene Linke links liegen lassen. Dagegen ist schließlich für den Vorzugsgebrauch der Rechten noch in's Feld zu führen, daß alle höhere Entwickelung ein Differenzirungsprozeß ist, und daher praktisch die höchsten Leistungen nur erreicht werden, indem man eine Hand auf Kosten der anderen vorzugsweise übt. Daß es nun aber gerade die Rechte und nicht die Linke ist, der dieser Vorzug zu Theil wurde, und warum dies geschah, dafür hat man nach allen diesen Untersuchungen im Grunde doch nur mehr oder weniger zutreffende Vermuthungen, und der Streit der Gelehrten wird auch in der Folge noch fortdauern.

Mannigfaltiges.

Elterntreue bei Vögeln. — Vor einigen Jahren wurde auf der Insel Rügen in der Nähe des Ostseeufers ein Brunnen erbaut. Um den geeigneten Platz zu gewinnen, war es nöthig, von dem vom Ufer herabhängenden Gesträuche etwas wegzuhauen, wobei die Arbeiter in einem Haselbüschchen ein Goldammernest mit 4 Eiern fanden. Da der Strauch so stand, daß er allenfalls stehen bleiben konnte und die Arbeiter das Nest auch nicht gern zerstören mochten, so ließen sie ihn stehen. Die Angst und Unruhe des Vögelchens, das sein Nest in Waldesstille erbaut und bewohnt hatte und sich nun auf einmal an die freie Luft gesetzt sah, kann man sich leicht vorstellen, zumal drei Arbeiter fortwährend genöthigt waren, ihre Hacken und Schaufeln ganz in der Nähe seines Nestes zu schwingen. Ein Beobachter, dem das ängstliche Vöglein leid that, nahm das Nest und setzte es einige Schritte weiter abwärts an einen geeignet scheinenden Platz. Das Thierchen fand nun zwar bald sein Nest wieder, setzte sich auch einen Augenblick darauf, flog aber sogleich wieder davon und begab sich auf den alten, jetzt leeren Platz, wobei es in einem fort ängstlich klagte.

Das Weibchen ließ sich durch nichts bewegen, sein Nestchen wieder in Besitz zu nehmen, sondern es flog immer nur auf dem leeren Platz hin und her. Man ergriff daher in seiner Abwesenheit das Nest und versetzte es rasch auf seinen früheren Platz zurück. Es währte auch nicht lange, so kam es in Begleitung seines Männchen zurück. Dieses flog auf einen oberhalb des Nestes herabhängenden Ast, reckte sich mit langem Halse etwas herab und fing an zu zwitschern, als ob es nach der Aeußerung

eines Arbeiters sagen wollte: „Wat wist du denn, dat is jo all in Ornung." Kaum hatte das Weibchen diese beruhigenden Töne vernommen, so flog es wieder zum Neste und verhielt sich von jetzt ab viel ruhiger und flog nur noch selten herunter, obgleich die Arbeiter oft kaum einen Fuß vom Neste entfernt arbeiteten. Doch konnte man dem Thierchen die Angst in den weitgeöffneten, schwarzglänzenden Aeuglein ordentlich ablesen, und um demselben nach Möglichkeit Erleichterung zu verschaffen, bauten die Arbeiter aus Grashalmen einen kleinen Schirm vor das Nest.

Am übernächsten Morgen war ein Junges ausgeschlüpft, und die besorgte Mutter schien sich nun schon mehr an ihre Lage gewöhnt zu haben. Der vierte Tag war ein Sonntag, an dem nicht gearbeitet, und der Vogel also in keiner Weise beunruhigt wurde. Am folgenden Morgen waren zwei Vögelchen ausgeschlüpft. An diesem Tage aber begann für das alte Vögelchen eine neue harte Prüfung. In der Grube war man nämlich auf mehrere große Steine gestoßen, die ohne Sprengung nicht entfernt werden konnten. Dieselben wurden durch drei kanonenschußartige Detonationen zersprengt. Bei jedem Donner verschwand die Vogelmutter aus dem Neste; sobald sich aber der Pulverdampf verzogen hatte, kehrte sie wieder dahin zurück. Die guten Thierchen mochten die Lage für ihre Jungen doch für zu gefahrvoll halten; denn am sechsten Morgen waren alle auf einmal aus dem Neste verschwunden. Wahrscheinlich hatte das Männchen ein anderes Nest zurecht gemacht und die Kleinen mit der Mutter dahin in Sicherheit gebracht. Hsch.

Ein Napoleonsbewunderer. — Unter den deutschen Kleinfürsten gab es bekanntlich nicht wenige Napoleonsanbeter. Ein solcher war auch der komische Herzog Emil August von Gotha. Wie sein hoher Verwandter, der Kaiser Alexander I. von Rußland, war der Gothaer Herzog unerschöpflich in Ausrufen der Bewunderung Napoleon's, „des großen Frankenkaisers, wie die Welt seit Karl dem Großen keinen auf dem Thron erblickt habe".

Als nach der Schlacht von Jena der Kaiser den Herzog an den Wagenschlag kommen ließ und ihn fragte: „Wie groß, Monsieur de Gotha, ist denn Ihr Land?" gab dieser deutsche Herzog zur Antwort: „So groß, wie Eure Majestät es befehlen!"

Und als bei einer Mittagstafel während des Kongresses zu Erfurt, im Jahre 1808, auf welchem Deutschland verschachert wurde, der Herzog dem Kaiser in stummer Bewunderung, ohne irgend eine Speise zu berühren, gegenübersaß und dieser bemerkte: „Eh bien! Monsieur de Gotha, Sie leben wohl von — die Luft?" entgegnete Emil August: „Verzeihen Eure Majestät, ich lebe von den Strahlen der Sonne!" —ck.

Leuchtendes Fleisch. — Es ist eine den Fleischern bekannte Erscheinung, daß das Fleisch geschlachteter Thiere mitunter ein eigenartiges phosphorähnliches Leuchten im Dunkeln zeigt, ähnlich, wie man vielfach bei faulem Holze, bei Fischgräten, Krebsschalen u. dergl. beobachten kann. Man hatte früher angenommen, daß es sich hierbei um eine Lichtentwickelung handle, welche durch langsame Oxydation des faulen Körpers — welche im Grunde genommen nichts Anderes, als eine allmälige Verbrennung ist — erzeugt werde. Mit Hilfe des Mikroskops hat man aber nachgewiesen, daß das Leuchten derartigen Fleisches durch zahllose kugelige und längliche bewegliche Bakterien veranlaßt wird, welche die Eigenschaft des Selbstleuchtens besitzen. In einem Fall, wo solche Mikroorganismen sich gebildet hatten, war das Fleisch so hellleuchtend, daß man dabei die Ziffern einer Uhr erkennen konnte. Das Fleisch selbst erschien frisch und gesund, ohne irgend eine Spur von Fäulniß. Die Erscheinung verschwand vielmehr mit dem Eintritt der Fäulniß, gewöhnlich am sechsten oder siebenten Tage. Dieselbe Erscheinung hat man neuerdings auch bei gekochten Kartoffeln wahrgenommen. Das grünliche Licht verschwand im erhellten Raume, in dem sich die Kartoffeln gebräunt und auch farbig zeigten. Nach vier Tagen beschränkte sich die Lichterscheinung auf einzelne Punkte, die mit erbsengroßen und kleineren grünen funkelnden Perlen übersäet erschienen; im Innern der Frucht konnte nichts Aehnliches beobachtet werden. Auch hier sind Bakterien im Spiele. H. Th.

Käseverbrauch der Welt. — Den stärksten Käseverbrauch von allen Ländern hat England, wie es auch den bei Weitem stärksten Fleischkonsum aufzuweisen hat. Von der jährlichen Einfuhr von Käse aller europäischen Länder von etwa 240 Millionen Kilogramm erhält England allein über 180 Millionen, also beinahe

70 Prozent. Frankreich ist mit 31,5, Deutschland mit 20 Millionen Kilogramm daran beteiligt. Dabei führt England kaum 2 Millionen Kilogramm aus, es konsumirt also auch noch den bei Weitem größten Theil seiner eigenen, nicht unbedeutenden Produktion, Deutschland führt über 20 Millionen Kilogramm, Frankreich dagegen nur 8 bis 9 Millionen Kilogramm aus. Die Ausfuhr aus der Schweiz beläuft sich auf 43, diejenige aus Holland auf 56 Millionen Kilogramm jährlich. —du—

Ein Geschenk der Rachel. — Die berühmte französische Schauspielerin Rachel erhielt einst ein Diadem von Gold mit sechs Edelsteinen, die so geordnet waren, daß ihre Anfangsbuchstaben wie beim Akrostichon sowohl den Namen der Künstlerin, als auch ihre vornehmsten Rollen andeuteten. Die Reihenfolge war diese:

Rubin	Roxane
Amethyst	Ameneide
Cornalin	Camille
Hemalit	Hermione
Eméraude (Smaragd)	Emilie
Lapis Lazuli	Laodice

Die Huldigung war sicher ebenso originell wie sinnig! P. Zunk.

Von den amerikanischen Eisenbahnpostbeamten. — Durch ein ganz besonderes Gedächtniß müssen sich die nordamerikanischen Eisenbahnpostbeamten auszeichnen, indem man ihnen zumuthet, 15,000 bis 20,000 Postämter des Landes zu kennen, sowie deren Lage und mit welcher Bahnlinie sie am schnellsten zu erreichen sind. Der Eisenbahnpostbeamte hat daher eine ziemlich harte Schule durchzumachen. Das Examen, welches er bei seinem Eintritt abzulegen hat, ist freilich nicht schwer und hält keinen Vergleich aus mit den Anforderungen, wie man sie beispielsweise in Deutschland stellt. Besteht der Examinand, so wird er als „Substitut" ohne Gehalt angestellt, kann jedoch bald, wenn er sich brauchbar erweist, zu Vertretungen bezahlter Beamten verwendet werden. In der Hauptsache aber besteht seine Beschäftigung in der Beförderung der Postsäcke aus dem Wagen und in denselben, und Verbringung derselben nach dem Bahnpostamt. Somit bleibt ihm bei dieser Arbeit Zeit genug, sich für etwas

Besseres vorzubereiten, und seine Sache ist es, dieselbe auszunutzen.

Jeden Monat findet eine Prüfung statt, in welcher der Substitut Karten, welche mit den Namen der für einen bestimmten Theil einer Bahnlinie in Betracht kommenden Postämter bedruckt sind, in die vorgeschriebenen Fächer zu legen hat. Dies heißt mit anderen Worten: er muß jetzt etwa 900 bis 1500 Postanstalten im Gedächtniß haben und wissen, ob dieselben an der Hauptlinie oder abseits von derselben liegen und an welcher Station die für die letzteren bestimmten Postsachen auszugeben sind. Besteht der Substitut die erste derartige praktische Prüfung, so wird er bei vorkommender Vakanz mit einem Gehalt von 800 Dollars — etwa 3250 Mark — angestellt. Jedes nächste Examen umfaßt weitere Sektionen der Bahnlinien; der Fahrpostbeamte muß sich daran so lange betheiligen, bis seinem Gedächtniß die Tausende von Plätzen geläufig sind.

Von dem Ausfall dieser Prüfungen, der Tüchtigkeit im Dienste und der moralischen Führung des Eisenbahnpostbeamten hängt seine Beförderung in eine höhere Gehaltsstufe ab, deren es im niederen Postdienst — von diesem spreche ich hier nur — fünf gibt und von denen die höchste ein Jahreseinkommen von 1300 Dollars — etwa 5300 Mark — bezieht. Man ersieht hieraus, daß diese Beamten, von denen hauptsächlich ein gutes Gedächtniß und eine mehr oder weniger mechanische Thätigkeit verlangt wird, nicht schlecht dafür honorirt werden. v. B.

Der Koch als Musiker. — Jeder Komponist, möchte man sagen, trägt eine gewisse Fülle von Melodien in sich selbst umher; ist diese erschöpft, so vertrocknen mit der Tinte auch die Gedanken, und Musiker, die sich ausgeschrieben haben und jener Mahnung, rechtzeitig aufzuhören, nicht achten, werden matt, wiederholen sich und schaden ihrem früheren Rufe.

Monsigny, der Leibkoch Ludwig's XV., ist ein merkwürdiges Beispiel dieser Art. Er fühlte plötzlich eine musikalische Ader in sich entstehen, schrieb und komponirte Tag und Nacht, und nachdem er etwa ein Dutzend Opern hervorgebracht, legte er die Feder nieder und kehrte zu seiner früheren Beschäftigung zurück. Wie in einer Goldmine war die Ader erschöpft, doch lebt

sein Name fort in der Tonwelt, und einige seiner Werke, wie der ungemein liebliche „Deserteur", werden noch immer gerne gehört. —ck.

Das älteste Gasthaus. — Den Ruhm, das älteste Gasthaus in Deutschland zu sein, soll „Der Löwe" in dem sächsischen Städtchen Adorf bei Plauen im Voigtlande besitzen. Sollte irgendwo noch ein älteres Gasthaus existiren, so hat sicher „Der Löwe" den unbestrittenen Vorzug, daß wohl kein Gasthaus der Welt sich rühmen kann, so lange in dem Besitze einer und derselben Familie zu sein. Nachweislich ist seit dem Jahre 1440 die Familie Klarner die Besitzerin des Adorfer Löwen. Dr. W.

Eine unterbrochene Vorlesung. — Der Dichter Legouvé, Mitglied am College de France zu Paris, wo er den Virgil erklärte († 1812), schrieb einst zum Preise der Damen ein Gedicht in mehreren Gesängen, betitelt: „Das Verdienst der Frauen." Ehe er dieses Gedicht drucken ließ, wollte er einem Freunde den ersten Gesang vorlesen. Kaum hatte er jedoch zu lesen begonnen und war bis zu dem Verse gekommen, welcher beginnt: „Wie soll das Glück des Ehemanns ich schildern!" als seine Frau draußen nach ihm rief.

Er antwortete: „Sogleich!" begann aber wieder zu lesen: „Wie soll das Glück — —"

Ein verstärkter Ruf der Gattin, sofort zu kommen, unterbrach ihn jedoch auf's Neue. Nichtsdestoweniger begann er aber zum dritten Male: „Wie soll das Glück —"

Jetzt ward die Frau jedoch bitterböse und rief ihren Befehl mit so gellender Stimme durch die Thür, daß er endlich die Fassung verlor und ausrief: „Weib! Du ärgerst mich noch zu Tode."

Dennoch wollte er noch einmal die unglückliche Zeile wieder anfangen, aber sein Freund brach in ein unendliches Lachen aus und Legouvé mußte mitlachen. So schloß die Vorlesung.

—du—